

utatur
50941/44 g.R.

Geheime Staatspolizei

DANIEL LEE

an
Antscher VI
im Hause
Betrifft: Sonderunt
Obergruppenführer verfügt, das

DER SESSEL



Eine Spur in den Holocaust
und die Geschichte
eines ganz normalen Täters

REF
SS STAF O V
UND VON DIE TL FAS Z
DR KE O V I
I I T 7

dtv

EIN VERGESSENES LEBEN, EIN VERGESSENES VERBRECHEN

Ein unglaublicher Fund: In einem Sesselpolster werden Jahrzehnte nach Kriegsende persönliche Papiere des SS-Offiziers Robert Griesinger entdeckt. Wie kamen sie dorthin? Wer wollte sie verstecken? Der Historiker Daniel Lee nimmt den Faden auf und begibt sich auf eine abenteuerliche Recherchereise. Nach und nach setzt er aus einzelnen Puzzleteilen ein ganzes Leben zusammen und schildert, wie aus einem pflichtbewussten Beamten und Familienvater ein ganz normaler Täter werden konnte. Eine fesselnde Erzählung über Schuld und Verantwortung, Erinnern und Vergessen.

»Eine faszinierende Kombination aus Sozialgeschichte, Familiendrama und scharfsinniger Detektivarbeit.«

*Prof. Christopher R. Browning, Autor von
»Ganz normale Männer«*

dtv
www.dtv.de

ISBN 978-3-423-28244-4

€ 25,00 [D] € 25,70 [A]



9 783423 282444

Im Frühjahr 1943 bezieht Robert Griesinger mit seiner Familie eine stattliche Villa in Prag. Zwei Jahre später versinkt die tschechische Hauptstadt im Chaos der letzten Kriegswochen – und Griesinger ist plötzlich wie vom Erdboden verschluckt. Der deutsche Jurist hinterlässt lediglich einen Stapel persönliche Dokumente, eingeklebt in einen unscheinbaren Sessel.

Davon wissen seine Nachkommen jedoch ebenso wenig wie von seiner Mitgliedschaft in der SS. Erst die Nachforschungen von Daniel Lee bringen Licht ins Dunkel der Geschichte: Der Historiker spricht mit Familienmitgliedern und Zeitzeugen, reist nach Stuttgart, Berlin, Zürich und New Orleans. Er rekonstruiert das Leben eines »normalen« SS-Offiziers, der für die Gestapo arbeitete und an der Rekrutierung von Zwangsarbeitern beteiligt war. Wo ist Robert Griesinger aufgewachsen? Warum ist er der SS beigetreten? Was erlebte er während seiner Zeit an der Ostfront? Und wieso hielt er sich in den letzten Kriegsmo- naten in Prag auf? Bei der Suche nach Antworten stößt Daniel Lee auch auf eine Spur in den Holocaust, die ihn völlig unerwartet mit seiner eigenen Familiengeschichte konfrontiert.

»Ein bemerkenswertes Buch.«

The Times



DANIEL LEE ist Historiker. Seine Forschungsschwerpunkte sind der Zweite Weltkrieg, der Holocaust sowie die Geschichte der Juden in Frankreich und Nordafrika. Nach seiner Promotion in Oxford lehrte er u. a. in Yad Vashem und am United States Holocaust Memorial Museum. Derzeit unterrichtet Daniel Lee an der Queen Mary University of London und verfasst regelmäßig Rundfunkbeiträge für die BBC. Auf einer Dinnerparty erfuhr er zufällig von einem mysteriösen Dokumentenfund. In diesem Buch erzählt er, was danach geschah.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung von Motiven aus Privatbesitz (Jana)
und akg-images / Imagno

Ausführliche Informationen über
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
finden Sie unter www.dtv.de

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe 2021

Copyright © Daniel Lee 2020

First published by Jonathan Cape. Jonathan Cape is
part of the Penguin Random House group of companies.

Titel der englischen Originalausgabe:

‚The SS-Officer’s Armchair: In Search of a Hidden Life’

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit
Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung von
Motiven aus Privatbesitz und akg-images/Imagno

Gesetzt aus der Dante MT Pro

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany • ISBN 978-3-423-28244-4

Zur Erinnerung an Ryszard Seidenros (1930-1942), der
das gleiche Schicksal erleiden musste wie 1,5 Millionen
unschuldige jüdische Kinder, die im Holocaust ermor-
det wurden.

11 EINFÜHRUNG

29 KAPITEL 1 EIN »RICHTIGER NAZI«

53 KAPITEL 2 IDEEN AUS DER NEUEN WELT

65 KAPITEL 3 DIE »STUNDE NULL«

81 KAPITEL 4 DIE »KRIEGSJUGENDGENERATION«

101 KAPITEL 5 LEERES GEREDE

135 KAPITEL 6 DIE SS-FAMILIE

177 KAPITEL 7 »LEBENSRAUM«

189 KAPITEL 8 STAWYSCHTSCHJE

217 KAPITEL 9 BIERFLASCHEN

245 KAPITEL 10 DER MANN AUF DER BAHNHOFSTRASSE

269 KAPITEL 11 GISELA GING TANZEN

285 EPILOG

295 ANHANG

Abkürzungen 297 // Anmerkungen 299 //

Danksagung 363 // Bildnachweis 369 //

- Verzeichnis der Archive, Sammlungen und Bibliotheken 371 // Personenregister 373

«Ich glaube, dass die Kinder der Leute, die nicht ganz an der Spitze gestanden hatten, es lange viel schwerer hatten als wir: Sie waren von Schweigen und Lügen umgeben. In unserer Welt waren nach dem Krieg Lügen unmöglich – wir wussten, wo unsere Väter gestanden hatten. Alles, was wir tun konnten, war zusehen, lesen, und die Wahrheit zur Kenntnis nehmen.»

Martin Bormann junior¹

Die Wahrheit kam direkt aus dem Amt für Propaganda der Besatzer.

EINFÜHRUNG

Als sie sich am Morgen des 6. März 1936 auf den Weg zur Arbeit machten, hatten die meisten Bewohner von Stuttgart ganz normale Pläne für das bevorstehende Wochenende. Die Stimmung war anders als in den Wochen zuvor. Die Olympischen Winterspiele waren vorbei, und die Spannung der sportlichen Höhepunkte war abgeflaut.¹ Die Spiele waren die erste grosse Gelegenheit für das nationalsozialistische Regime, der Welt zu zeigen, welche erstaunlichen wirtschaftlichen Fortschritte Deutschland gemacht hatte. Unter anderem hatte man gehofft, die Gerüchte über die Unterdrückung der politisch Andersdenkenden und der Juden zum Schweigen zu bringen, aber als die Abschlusskundgebung vorbei war und die ausländischen Besucher abreisten, wurden die bunten Fahnen eingeholt und die antisemitischen Slogans kamen wieder zum Vorschein.

Die jungen Juristen in der Abteilung IIIc der Württembergischen Politischen Polizei sahen einem ruhigen Wochenende ohne besondere Vorkommnisse entgegen. Als das Klappern der Schreibmaschinen und das Klingeln der Telefone erstarb, verliessen Walter, Wilhelm, Kurt, Rudolf und Robert ihr Büro im ersten Stock des ehemaligen «Hotel Silber», einem eindrucksvollen Neo-Renaissance-Gebäude in der Nähe des Alten Schlosses. Aber das Wochenende war alles andere als ruhig. Hitler hatte sich entschlossen, mit dem Versailler Vertrag zu brechen und die Wehrmacht ins Rheinland einmar-

12 EINFÜHRUNG

schieren zu lassen. Die politischen und militärischen Folgen dieser Massnahme waren ganz unabsehbar, und die Männer hatten sicherlich viel zu besprechen, als sie am Montag wieder in ihre Dienststelle kamen.

Die fünf bildeten eine eng verbundene Gruppe und hielten sich meist abseits von den übrigen 200 Beamten im «Hotel Silber».² Sie waren alle Ende 20 oder Anfang 30, und drei von ihnen hatten in Tübingen Jura studiert. Mit Ausnahme von Kurt Diebitsch waren sie erst nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 in die Abteilung IIIc gekommen. Sie und ihre Familien verkehrten auch gesellschaftlich miteinander, ausserhalb des strengen Reglements in der Dienststelle. Erst vor einem Monat hatten sie die Hochzeit des hochgewachsenen, dunkelhaarigen, stets korrekt gekleideten Robert Griesinger gefeiert. Er war der jüngste von ihnen und hatte nach einer ziemlich anstrengenden Probezeit Gisela, seine Verlobte aus Hamburg, geheiratet.

Die Abteilung IIIc hatte seit dem Reichstagsbrand im Jahre 1933 wesentlich dazu beigetragen, dass die NSDAP sich in Stuttgart durchsetzen konnte. Sie bestand nicht aus gewöhnlichen Polizisten. Das «Hotel Silber» war vielmehr seit 1933 das Hauptquartier der Württembergischen Politischen Polizei, die schon bald offiziell in Geheime Staatspolizei (Gestapo) umbenannt werden sollte. Sie nahm alle sechs Stockwerke – 120 Zimmer – des ehemaligen Hotels ein. Im Keller waren die berüchtigten Folterzellen. Bis heute vermeiden ältere Bürger die Dorotheenstrasse wegen der schrecklichen Geschichten, die sie von ihren Eltern über das «Hotel Silber» gehört haben.

Walter Stahlecker war der Leiter des Württembergischen Politischen Landespolizeiamtes, ein schlanker Mann mit runder Brille, Geheimratsecken und straff zurückgekämmtem, glänzendem Haar. Im Krieg sollte er Befehlshaber der Einsatzgruppe A werden, die allein

im Jahr 1941 im Baltikum fast 250'000 Juden ermordete. Sein untergesetzter blonder Stellvertreter Wilhelm Klarster wurde Chef der Sicherheitspolizei und des SD in den Niederlanden und war für die Deportation von 100'000 Juden verantwortlich. Rudolf Bilfinger wurde 1937 ans Hauptamt Sicherheitspolizei in Berlin versetzt, wo er am Aufbau des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) mitwirkte, 1942 kommissarischer Leiter der Gruppe IIA (Organisation und Recht) wurde und an mehreren Besprechungen zur «Endlösung der Judenfrage» im RS HA teilnahm.³ 1940 war er Verwaltungsleiter beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei (BdS) in Krakau, 1943 Leiter der Sicherheitspolizei und des SD-Einsatzkommandos Toulouse in Frankreich, 1944/45 wieder beim BdS in Krakau.

Während die Karrieren dieser drei Männer in den Untersuchungen über das NS-Regime vielfältig belegt sind, kann man dies über Kurt Diebitsch, der 1941 im Verlauf des Überfalls auf die Sowjetunion starb, ebenso wenig sagen wie über den frisch verheirateten Robert Griesinger. Man weiss nur, dass er sich am Ende des Krieges in Prag aufhielt.

Der Nationalsozialismus hatte fürchterliche Auswirkungen und beschäftigt uns heute, viele Jahrzehnte später, noch immer. Aber die meisten kennen nur eine Handvoll Namen, von denjenigen, die hohe Ämter hatten oder zu Hitlers innerem Kreis gehörten. Über Leute wie Diebitsch oder Griesinger, die nicht in Filmen, Dokumentationen oder Geschichtsbüchern auftauchen, weiss man fast nichts. Die Männer in diesen unteren Rängen sind doppelt unsichtbar: Die Historiker haben sie übersehen, und die heute noch lebenden Angehörigen haben sie vergessen, die Erinnerung an sie verdrängt oder wissen fast nichts mehr, weil sie zu jung waren. Die mühselige Aufgabe, sie zu identifizieren und den Erfahrungen solcher Randfiguren nachzuspüren, ist insofern lohnend, als sich daraus weitergehende Erkenntnisse

14 EINFÜHRUNG

über das Mass an Zustimmung und den Konformismus im NS-Regime ergeben. Solche verlorenen Stimmen aus der Vergangenheit zu entdecken befähigt uns, die Frage nach Verantwortung, Schuld und Täterschaft neu zu stellen. Sie tragen auch zu unserem Verständnis über den Aufstieg und die innere Struktur des NS-Regimes bei.

Dieses Buch erzählt zwei miteinander verknüpfte Geschichten. Das eine ist die Lebensgeschichte des jungen Juristen Robert Griesinger. Das andere ist die Geschichte, wie ich auf das Leben dieses Mannes gestossen bin. Sie erzählt von Zufällen, Nachforschungen, überraschenden Anrufen, Familienlegenden, echtem und absichtlichem Vergessen, von Sackgassen und der Art und Weise, wie die verstörenden Entdeckungen das Leben von Griesingers Kindern veränderten. Seine Biografie hat mich interessiert, weil sie ein Schlaglicht auf den profanen Alltag und die Mechanismen des NS-Regimes wirft. In die zweite Geschichte bin ich persönlich verwickelt, denn bei meiner Suche nach Griesinger lernte ich neben vielen anderen Menschen auch seine beiden noch lebenden Töchter Jutta und Barbara kennen, die 1937 und 1939 geboren sind. Ihr Vater war gestorben, als sie noch Kinder waren, und seine Abwesenheit hat lange Schatten über ihr Leben geworfen. Sie erzählten mir, was sie von ihm wussten, aber sie sahen mich auch ihrerseits als Informationsquelle. Griesingers Töchter sind die Kinder eines Täters und er ist für sie alles andere als eine Randfigur. Dass ich so viel Zeit mit ihnen verbrachte, hat die üblichen Grenzen zwischen dem Historiker und seinem Gegenstand aufgehoben – in zweifacher Hinsicht. Sie waren begierig auf alle Einzelheiten, die ich ihnen berichten konnte, weil sie sich ein Bild von dem Vater machen wollten, den sie kaum kannten. Und mir, als einem jüdischen Historiker, dessen Familie von den Katastrophen und Grausamkeiten des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts schwer gezeichnet ist, war die Zweideutigkeit meiner Rolle stets bewusst.

Die Tatsachen zu ermitteln war eine Frage der Gerechtigkeit für mich. Ich wollte alles über Griesinger wissen, diese scheinbare Randfigur. Ich wollte wissen, inwieweit er schuldig war. Jutta und Barbara wurden für mich zu Stellvertreterinnen des Vaters; sie sollten, aus meiner Sicht, für seine Taten bezahlen, indem sie Zeugnis ablegten und das Beweismaterial anerkannten, das ich vor ihnen ausbreitete. Zu den Fragen über seine Beteiligung an den Verbrechen des NS-Regimes wussten sie wenig zu sagen, sie hatten kaum Erinnerungen und man hatte ihnen auch nichts erzählt. Ihre lebendigsten Geschichten waren wie Traumbilder: eine kleine Porzellantoylette auf seinem Schreibtisch; seine blutgetränkte helle Leinenjacke, als er den verletzten Hund der Familie zum Tierarzt trug; die grünen Umhänge, die sie anhaten, als sie mit ihrer Mutter am Ende des Krieges aus Prag flohen. Während meiner Gespräche mit ihnen drehten sich ständig anklagende Fragen in meinem Kopf: Wieso habt ihr das nicht gewusst? Warum wollt ihr ihn schützen? Aber als ich sie Jahrzehnte nach dem Tod ihres Vaters kennenlernte, als völlig Fremder, waren sie gastfreundlich und gaben gern Auskunft. Für sich genommen, als Menschen, waren sie mir sehr sympathisch. Und in einer Hinsicht hatten sie das Gleiche erlebt wie ich selbst: Sowohl in ihrer als auch in meiner Familie waren die traumatischen Kriegsjahre in ein bedrückendes Schweigen gehüllt, das mit der Zeit chronisch wurde. Die unausgesprochenen Dinge hatten eine spürbare, belastende Qualität angenommen, gerade weil niemand zugeben wollte, dass es sie gab.⁴

Wir wissen immer noch viel zu wenig darüber, wie die unteren Beamten und Funktionäre in den Dreissiger- und Vierzigerjahren gelebt und was sie getan haben, aber Griesingers Biografie hilft uns ein Stückchen besser zu verstehen, warum die nationalsozialistische Herrschaft möglich war.⁵ Die berühmten Fanatiker und Mörder hätte es ohne die zahllosen Helfer nicht geben können, die das Regi-

16 EINFÜHRUNG

me in Gang hielten, die Akten führten. Sie lebten Seite an Seite mit den Opfern des Regimes. Griesinger zeigt auch, wie schwierig es ist, einzelne Personen den üblichen Kategorien zuzuordnen, in die man die deutsche Bevölkerung nachträglich einzuteilen versucht hat.⁶ Der junge Jurist war kein hochrangiger Nazi, aber auch kein Untergebener, der die sogenannte «Endlösung» durchführen musste – er gehörte nicht zu denen, deren Untaten dafür sorgen, dass man sie nicht vergisst. Andererseits stand er im Dienst der Gestapo, und war damit eindeutig kein «gewöhnlicher Deutscher» – eine fragwürdige Kategorie, in der oft alle zusammengefasst werden, die weder hohe Posten innehatten noch Opfer des Regimes waren wie politische Gegner, Juden, Roma, Behinderte, Schwarze oder Homosexuelle. Dass Griesinger auch im Jahr 1936 noch jeden Tag zur Arbeit ins «Hotel Silber» ging, deutet darauf hin, dass er das Regime zumindest unterstützte.

Aus der Biografie Griesingers geht hervor, dass manche Beamte durchaus in zwei verschiedenen Welten gelebt haben könnten: auf der einen Seite in der Welt der bekannten hohen Parteifunktionäre und auf der anderen Seite in der Welt der normalen deutschen Bevölkerung.⁷ Sie verfügten über vertrauliche Informationen, sie wussten, was das neue Regime vorhatte, und kamen gelegentlich auch mit Schlüsselpersonen des «Dritten Reiches» in Berührung, gleichzeitig teilten sie aber den Alltag der einfachen Leute und hatten täglich mit der Masse der Bevölkerung zu tun, deren Leben sich durch die neuen Gesetze verändern sollte. Griesinger war kein «gewöhnlicher Deutscher»: Er war ein gewöhnlicher Nazi. Als Beamter hatten er und Tausende andere in ähnlicher Position – bei der Gestapo, als Mitglieder der Partei, der SA oder der SS, als Richter, Lehrer und andere Staatsbedienstete die Macht, das Leben der Menschen zu formen.

Griesingers Biografie zeigt uns, wie die Machtausübung der NS-

DAP auf der Ebene des Einzelnen funktionierte. Wenn man das deutsche Volk nicht bloss als ununterscheidbare Masse betrachtet, erkennt man, wie persönliche Beziehungen und berufliche Netzwerke dazu beitragen, selbst in Ländern wie Württemberg, das früher wegen seiner demokratischen und liberalen Traditionen und seiner Abneigung gegen politischen Extremismus geschätzt wurde, eine ganz neue autoritäre Ordnung zu schaffen.

Amtliche Quellen zu Griesingers Biografie gibt es nicht viele, unter anderem weil zahlreiche Unterlagen durch Kriegseinwirkungen zerstört oder absichtlich vernichtet wurden, und oft auch einfach verloren gingen. Die offiziellen Dokumente zeigen lediglich eine blasse Gestalt, die nur durch die berufliche Laufbahn und den Familienstand definiert wird. Was mich interessierte, waren andere Dinge. Wie verbrachte er seine Abende? Was hat er gegessen? Welche Filme hat er gesehen? Was hat er seinen Töchtern vorgelesen? Wenn ich diese Dinge wüsste, dachte ich, würde ich etwas Grundsätzliches darüber erfahren, wer die Gewalt des NS-Regimes in die Tat umsetzte – eine Gewalt, die meine und Tausende andere Familien zerstörte. Wo konkrete Hinweise fehlten, habe ich einen Blick auf die anderen Personen geworfen, von denen in dieser Geschichte die Rede sein wird, und davon ausgehend zu erraten versucht, was Griesinger wohl in bestimmten Situationen getan hat.

«Sie sehen Ihrem Vater sehr ähnlich», sagte ich, als ich Jutta das erste Mal traf. Barbara, ihre jüngere Schwester, kommt mehr nach der Mutter. Die beiden Schwestern haben jahrzehntelang völlig getrennt voneinander gelebt, wie so viele, deren Familien der Krieg zerstört hat. Andere Zusammenhänge waren weniger offensichtlich und tauchten ganz überraschend auf: zum Beispiel die Vorfahren in New Orleans. Griesingers Neffe Jochen

18 EINFÜHRUNG

wiederum lebt mit seiner Frau Irmela im alten Haus der Familie in Stuttgart, mit vielen Möbeln aus Griesingers Kindheit. Sowohl die Tochter seines tschechischen Dienstmädchens in Prag hat mit mir gesprochen als auch die Enkelin seiner jüdischen Nachbarn in Stuttgart, die nach Auschwitz gebracht worden sind. In gewisser Hinsicht ist der «ganz normale Täter» eine Leerstelle in einem Bild, das von Menschen erfüllt ist, die mit ihm zu tun hatten.

Warum Griesinger? Er trat ganz unerwartet in mein Leben. Im Jahre 2011 hatte ich meine Promotion in Oxford mit einer Dissertation abgeschlossen, die sich mit den Erfahrungen junger Juden unter dem Vichy-Regime in Frankreich befasste. Bald darauf ging ich nach Florenz. Ende Oktober gab ich eine kleine Party für Kollegen und Freunde. Im Fernsehen war gerade das Video von den letzten Lebenssekunden des libyschen Despoten Muammar al-Gaddafi gezeigt worden, und einige Gäste sassen auf dem Sofa und schauten es sich noch mal auf dem Smartphone an.

An diesem Tag traf ich Veronika.⁸ Sie war mit einer gemeinsamen Freundin gekommen, die am Vormittag angerufen und gefragt hatte, ob sie noch jemanden mitbringen dürfe, der mich gern kennenlernen wolle. Veronika ist eine grosse Holländerin, die damals Ende 20 gewesen sein muss. Sie war zum Jurastudium in der Stadt. «Ich habe gehört, dass Sie sich mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges befassen», sagte sie zu mir. «Ich hätte gern Ihren Rat. Meiner Mutter ist gerade etwas ziemlich Eigenartiges passiert.»

Wenn die Leute hören, dass ich mich mit dem Zweiten Weltkrieg befasse, erzählen sie mir oft Geschichten von ihrer Familie. Da ist dann von Grossmüttern die Rede, die in der Résistance waren, von Onkeln, die sich verstecken mussten, oder Verwandten, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind. Im Lauf der Jahre habe ich bestimmt einige Hundert solcher Geschichten gehört, und keine ist

wie die andere. Mein Beruf gibt den Leuten die Gelegenheit, das Familienerbe auszugraben und vorzuzeigen. In diesem Fall lag das infrage kommende Ereignis allerdings tatsächlich erst ein paar Tage zurück, und Veronikas Eröffnungszug weckte sofort meine Neugier.

Sie erzählte von einem Lehnstuhl, den ihre Mutter vor einigen Wochen in Amsterdam zu einem Polsterer gebracht hatte, um ihn erneuern zu lassen. Veronikas Mutter hiess Jana und war Anfang 60.⁹ Als sie den Stuhl ein paar Tage später abholen wollte, erklärte ihr der empörte Polsterer, er arbeite nicht für Nazis und ihre Familien. Zu ihrer Verblüffung legte er Jana ein Bündel Papiere aus der Nazi-Zeit vor, die er im Sitzkissen des Stuhls entdeckt hatte. Der gute Mann nahm offenbar an, er stünde der Tochter eines Nazis namens Robert Griesinger gegenüber. Denn das war der Name, der in den Dokumenten genannt wurde. Und dieser Griesinger, dachte der Polsterer, gehörte zu den deutschen Besatzungstruppen, die während des Krieges seinen Verwandten und allen anderen Bewohnern der Stadt das Leben zur Hölle gemacht hatten. Er glaubte Jana kein Wort, als sie ihm versicherte, sie kenne überhaupt keinen Griesinger und habe keine Ahnung, wie die Papiere in ihren Stuhl gekommen seien.

Nach allem, was Veronika mir erzählte, war durchaus nicht gesichert, ob Griesinger tatsächlich ein Nazi gewesen war. Schliesslich hatten damals alle Leute im deutschen Machtbereich Hakenkreuz-Stempel in ihren Papieren, einschliesslich der Juden. Veronika erklärte mir, dass der Stuhl schon seit ihren Kindertagen in ihrem Zimmer gestanden habe. Später hatte sie jeden Tag darauf gesessen, wenn sie ihre Hausaufgaben machte. «Ich krieg das gar nicht mehr aus dem Kopf, dass ich all die Jahre, ohne es zu ahnen, auf diesen Nazi-Papieren gesessen habe», sagte sie. «Ich *muss* einfach wissen, wer dieser Mann gewesen ist, und wie das Zeug in meinen Stuhl gekommen ist.»

20 EINFÜHRUNG

Veronika gab mir die Nummer ihrer Mutter, und am nächsten Tag rief ich in Amsterdam an, um mir die Einzelheiten erzählen zu lassen. Jana konnte mir nicht allzu viel sagen, erklärte sich aber bereit, mir die Papiere nach Florenz zu schicken. Der Sessel war jedenfalls kein Erbstück aus ihrer Familie. «Dieser Polsterer hatte keine Ahnung», sagte sie. «Meine Familie hatte nichts mit den Nazis zu tun, und ich erst recht nicht. Der Mann, dem die Papiere gehört haben, war im Krieg wahrscheinlich genauso wenig in Holland wie dieser Sessel. Ich bin keine Holländerin, ich komme aus Tschechien.»

Ich sass an meinem Schreibtisch in Florenz, hatte das Telefon laut gestellt und machte mir eifrig Notizen. Ich erfuhr, dass der Sessel eine lange Reise hinter sich hatte, ehe er in Veronikas Zimmer landete. «Ich habe ihn gekauft, als ich 1968 in Prag war. An der Karls-Universität habe ich studiert.» Wie so viele vor und nach ihr, hatte Jana nach billigen Möbeln für ihre Studentenbude gesucht. Sie hatte die Trödeläden in der Nähe der Altstadt durchkämmt, aber nichts gefunden, was ihr gefiel. «Ich hatte schon fast aufgegeben, als ich diesen kleinen Laden an der Ecke Celetna und Králodvorskâ entdeckte.» Und hier fand sie den Sessel. «Er war genau das, was ich mir vorgestellt hatte. Ich habe ihn auf der Stelle gekauft.» Sie wusste nicht mehr, wie viel sie bezahlt hatte, aber sie war sich sicher, dass er nicht teuer gewesen war. Den Laden, sagte sie, gebe es schon lange nicht mehr. Der Rahmen des Sessels bestand aus gebeiztem Walnussholz, die Rückenlehne und Seitenteile hatten einen Einsatz aus hellem Peddigrohr, dem sogenannten Wiener Geflecht, nur der Sitz war üppig gepolstert. Es sei ein leichter, eleganter Sessel, erklärte sie mir, kein Bürostuhl, sondern etwas für ein gemütliches Zuhause.

Zu Beginn der Achtzigerjahre hatten Jana und ihre kleine Familie die Erlaubnis erhalten, die CSSR zu verlassen und dauerhaft in die Niederlande zu ziehen. Viel durften sie nicht mitnehmen, aber von



Der Sessel, in dem Robert Griesinger seine Dokumente versteckte.

dem Sessel mochte sich Jana nicht trennen. «Er war so eine wichtige Erinnerung an meine Studentenzeit, als ich kaum Möbel hatte. Und an die ersten Jahre als junge Mutter.» Sie hatte den Sessel behalten, und bei jedem Umzug war er dabei gewesen. Auf zahllosen Familienfotos ist er zu sehen. Jana schien sich zu schütteln, als sie zum Schluss noch anmerkte: «Wenn ich sehe, wie wir in die Kamera lächeln, und daran denke, dass nur ein paar Zentimeter unter uns diese Nazi-Papiere mit ihren Hakenkreuzen in ihrem Versteck lagen, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter.»

Die Entdeckung hatte sie offensichtlich verstört. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass ihr geliebter Lehnstuhl lange vor ihrer Zeit ein ganz anderes Leben gehabt haben könnte. Dass jemand anderes ihn vielleicht genauso wie sie geschätzt haben könnte. Sie fühlte sich fast betrogen. «Es klingt vielleicht albern, aber jedes Mal, wenn ich

22 EINFÜHRUNG

davorstehe, sehe ich jetzt diesen Nazi darin sitzen.» Jana wollte unbedingt mehr über Robert Griesinger erfahren, aber der Sessel, ihr einziger Zeuge, gab keine Antworten.

Die Geschichte verfolgte mich. Ich wollte das Geheimnis des Sessels lüften, und deshalb ging ich der Sache nach. Auf diese Weise lernte ich Robert Griesinger kennen. Ich fand heraus, was er getan hatte und was aus ihm geworden war. Immer wieder staunte ich, wie jede Antwort zu neuen Fragen führte, wie mein Verhältnis zur Vergangenheit sich veränderte. Die versteckten Papiere verblüfften Archivare und Privatleute, Experten und Griesingers Nachkommen. Sie verschafften mir Zugang zu privaten Dokumenten und Zeugnissen, Fotos und Geschichten, die man sonst nie zu sehen kriegt. Oft genug wurde meine Besessenheit allerdings auch gebremst. Ich traf auf Schweigen, Ausflüchte und Sackgassen. Das Folgende ist nicht nur die Geschichte eines gewöhnlichen Nazis. Es ist auch die Geschichte einer historischen Ermittlung mit allen Höhepunkten und Enttäuschungen, die zu so einem Unternehmen gehören.

Eine Woche nach meinem Gespräch mit Jana erhielt ich ein Paket aus den Niederlanden. Die Dokumente darin waren sehr unterschiedlich. Manche waren auf schweres Büttens gedruckt, andere vergilbt und an den Rändern ausgefranst. Eine Reihe davon hatten ein deckungsgleiches Loch, etwa so gross wie ein Daumenabdruck mit unsharpen Rändern. Ich betastete es vorsichtig mit den Fingerspitzen und fragte mich, wie es wohl entstanden war. Hatten die Papiere unter einer Sprungfeder gelegen? Oder hatte sie eine Maus angefressen?

Ich machte meinen Tisch frei und legte die fragilen Dokumente in chronologischer Ordnung nebeneinander. Das erste stammte aus dem Jahr 1933, das letzte von 1945. Auf jedem stand der Name «Dr. Ro-

bert Arnold Griesinger». Er war 1906 in Stuttgart geboren und 1943 als Beamter nach Prag geschickt worden. Von einer Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Organisationen war nirgends die Rede. Ich vertiefte mich in die Fotos von Griesinger. Auf jedem trug er einen hellen Anzug – keine Uniform. Er sah gut aus, zurückgekämmte Haare und ein markantes Gesicht. Auf der linken Wange hatte er eine Narbe. Die versteckten Papiere waren offenbar sorgfältig ausgewählt worden. Es gab einen Pass aus dem Jahr 1942, Aktien einer Kabelgesellschaft und Kriegsanleihen mit nicht eingelösten Kupons. Ausserdem das Zeugnis über das Zweite Juristische Staatsexamen aus dem Jahr 1933, das er zwei Jahre nach der Promotion abgelegt hatte. Das waren offenbar seine wichtigsten Besitztümer als Zivilist, Nachweis seiner Identität, seiner Ausbildung und seines Eigentums. Über seine Persönlichkeit sagten sie nahezu nichts aus.

Die deutsche Besatzung in der Tschechoslowakei dauerte von 1939 bis 1945, wobei das besetzte Gebiet euphemistisch als «Protektorat Böhmen und Mähren» bezeichnet wurde, während die Slowakei als unabhängiger Staat galt. Als Nächstes versuchte ich daher festzustellen, für welche Behörde Griesinger in Prag gearbeitet hatte und welcher Art diese Arbeit war. Die zahlreichen Stempel in seinem Pass deuteten darauf hin, dass er viele Dienstreisen unternommen hatte. Besonders verblüffte mich einer der letzten Einträge. Danach war er im Sommer 1944, als die Alliierten schon in der Normandie gelandet waren und Rom bereits befreit hatten, drei Wochen in Urlaub gefahren, um in Liechtenstein «Verwandte» zu besuchen. Das bedeutete, dass er eine sehr privilegierte Position gehabt haben musste. Auslandsreisen und insbesondere Urlaubsreisen waren in diesem späten Stadium des Krieges bestimmt keine Selbstverständlichkeit mehr. Der Trip war schon deshalb sehr auffällig, weil in keinem der anderen



Einer der Pässe, die im Sessel versteckt waren;
ausgestellt vom Polizeisekretariat Stuttgart im Dezember 1942.

Dokumente von einer Familie die Rede war. Beide Pässe Griesingers waren nur für ihn selbst gültig. Der vorgedruckte Hinweis auf eine Ehefrau oder Kinder war durchgestrichen.

Ich ging davon aus, dass Griesinger die Papiere selbst in dem Sessel versteckt hatte. Warum hatte er das getan? Wenn er Sorge gehabt hatte, dass sie ihn belasteten, hätte er die Papiere einfach vernichten können. Und warum hatte er sie nicht wieder hervorgeholt? Der letzte Pass war 1944 in Prag ausgestellt worden und nur für ein Jahr gültig gewesen. Angesichts dessen, wie es in der Stadt in den folgenden Monaten zuging, musste man davon ausgehen, dass der Pass schon im Sesselpolster verborgen war, als er ungültig wurde. Die Papiere wurden wahrscheinlich im April oder Mai 1945 versteckt, als die Rote Armee sich Prag näherte und die tschechische Bevölkerung nach sechs Jahren brutaler Unterdrückung schliesslich den Aufstand gegen die deutschen Truppen wagte. Die Revolte begann am 5. Mai; nach dem Waffenstillstand am 8. Mai zog die Wehrmacht ab. Einen Tag später rückte die Rote Armee in Prag ein. Während dieser Zeit und danach gab es schwere Kämpfe und auch immer wieder spontane Überfälle auf Deutsche und Kollaborateure. Wenn Griesinger heil aus der Stadt kommen wollte, musste er seine Identität zumindest gegenüber den Tschechen verbergen. Aber konnte ein promovierter Jurist so geschickt mit Nadel und Faden umgehen, dass seine Näharbeit 66 Jahre lang unentdeckt blieb? Vielleicht hatte er eine Schneiderin oder eine Vertraute mit geschickten Fingern gefunden, die ihm half.

Griesingers Papiere liessen nicht erkennen, was nach dem | Krieg aus ihm geworden war. War er getötet worden bei der Befreiung von Prag? Hatten ihn die Russen gefangen genommen? Vielleicht hatte man ihm sogar den Prozess gemacht. Sobald sich der Aufruhr wieder gelegt hatte, waren über 150'000 Deutsche und Kollaborateure vor Gericht gestellt wor-

26 EINFÜHRUNG

den. Hatte dieser ebenso beherrscht wie herrisch aussehende Jurist sein Leben als gehetzter Verbrecher beendet? Vor einem Schnellgericht, wo die Verhandlung nur ein paar Minuten dauerte und das Erschiessungskommando bereits vor der Tür stand?

Schon an meinem Schreibtisch in Florenz konnte ich feststellen, dass es nicht so gekommen war. Griesinger war nicht vor Gericht gestellt und auch nicht exekutiert worden; jedenfalls stand er auf keiner der entsprechenden Listen.¹⁰ Hatte er sich während des Aufstandes versteckt oder war er unerkant entkommen? Wenn er überlebt und sich an die Verhältnisse nach dem Krieg angepasst hatte, war er vielleicht irgendwann zwischen 1980 oder 1990 gestorben. Allerdings gab es auch darauf keinerlei Hinweise. Nach 1945 war er einfach verschwunden. Weder in Büchern noch im Netz konnte ich eine Spur von ihm finden. Seine Bedeutung im «Dritten Reich» war offenbar viel zu gering.

Für mich machte ihn das umso interessanter. Ich war fest entschlossen, seine Spur zu verfolgen. Ich wollte wissen, was man noch herausfinden konnte und was das über die Verhältnisse im Nazi-Regime aussagte. Ich fragte mich, ob man die manichäische Zweiteilung in Gut und Böse, mit der wir die NS-Zeit betrachten, vielleicht durch Differenzierungen auflockern konnte, wenn man einer solchen anonymen Gestalt ein Gesicht gab, oder ob sie sich als unabänderlich erweisen würde.

Meine Suche nach Griesinger sollte fünf Jahre dauern. Sie führte mich nach Prag, Berlin, Stuttgart, Zürich, New Orleans und in zahlreiche kleinere Städte in Deutschland, wo er studiert und gearbeitet hatte. Dabei entwickelte ich eine etwas andere Herangehensweise der historischen Forschung. Normalerweise hat die Geschichtswissenschaft eine Standardmethode: Nach einer längeren Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur stellt man eine Hypothese über seinen Gegenstand auf, die man dann anhand von Primärquellen prüft. Bei

meiner Suche nach Robert Griesinger schlug ich den umgekehrten Weg ein: Ich fing bei den Quellen an. Ich musste den historischen Zusammenhang rekonstruieren, der dazu geführt hatte, dass seine Papiere in dem Sessel landeten.

Was ich am Ende entdeckte, war das Leben eines jungen Mannes aus guter Familie, der Jura studierte, ein ehrgeiziger Beamter des NS-Regimes wurde, Tiere mochte und einer rassistischen Ideologie folgte. Ich interessierte mich für die Bewegungen seiner Wehrmachts-Division durch halb Europa, betrachtete die Fotoalben seiner Töchter und las das Tagebuch seiner Mutter. Manchmal brachte mich seine Geschichte erstaunlich nahe an die Vergangenheit meiner eigenen Familie.

KAPITEL 1

EIN «RICHTIGER NAZI»

Mit dem Sessel fing alles an. Dieses gemütliche Möbelstück schien einen quasi-privaten, subjektiven Zugang zu Griesingers Leben zu bieten, zu seinem Geschmack, seinen Beziehungen und Gewohnheiten. Noch aus Florenz schickte ich ein Foto des Sessels an verschiedene Fachleute und hoffte, dass sie mir etwas über seine Herkunft mitteilen könnten. Alle stimmten darin überein, dass der Stil auf den deutschen Möbelschreiner Michael Thonet aus Boppard hindeutete, der 1842 nach Wien gegangen war und dort ein Patent erlangt hatte, Holz durch Wasserdampf in jede beliebige Form zu biegen. Seine Möbel aus Bugholz hatten im Verlauf der Jahrzehnte Millionenaufgaben erreicht. Besonders in den Dreissigerjahren waren sie sehr beliebt gewesen, während sie nach 1960 an Popularität etwas eingebüsst hatten.¹

Einige Monate nach meiner Begegnung mit Veronika fuhr ich nach Prag und hoffte, bei dieser Gelegenheit mehr über den Sessel und seinen früheren Besitzer herauszufinden. Griesinger konnte ihn aus Deutschland mitgebracht, aber auch erst in Prag gekauft haben. Es war aber ebenso denkbar, dass der Sessel in der Wohnung einer jüdischen Familie oder sogar in einem anderen Land konfisziert und in die Stadt an der Moldau gebracht worden war. Den deutschen Be-

amenten und ihren Familien in den besetzten Gebieten fehlte es notorisch an Möbeln.²

In der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Prag blätterte ich Hunderte von Katalogen und Zeitschriften für moderne Wohnkultur aus den Dreissigerjahren durch und stiess auf zahlreiche Bilder von Sesseln, die fast genauso aussahen wie der Griesingers. Am ähnlichsten waren die Produkte des jüdischen Designers Emil Gerstel, dessen Möbelfabrik die Deutschen 1940 enteignet hatten. Gerstels Möbel waren nicht billig. Seine Firma konzentrierte sich auf eine historisierende Optik, die einem wohlhabenden Publikum zusagte. Um seine Möbel zu kaufen, musste man sich auf den belebten Senovážné Platz im Herzen der Prager Neustadt begeben, wo er seinen Laden hatte. Aber wenn die Zeit oder das Geld fehlten, konnte man billige Kopien von Gerstels Neo-Rokoko-Sesseln auch überall sonst kaufen.³

Mit Fotos des Prunkstückes bewaffnet, machte ich mich an einem regnerischen Tag im Mai 2012 auf die Suche. Das Archiv der Firma Gerstel war grösstenteils schon im Krieg zerstört worden und die restlichen Unterlagen waren verlorengegangen, als die Firma später enteignet und verstaatlicht wurde.⁴ Ich besuchte etliche Ausstellungsräume und Werkstätten.⁵ Die Fachleute waren sich uneins, ob der Sessel auf meinen Fotos ein echter oder ein nachgemachter Gerstel war. «Jede Möbelfabrik in Prag hat Hunderte von diesen Stühlen hergestellt», sagte mir die Besitzerin eines Antiquitätengeschäfts gleich an der Ladentür, als sie das Foto sah.

Es ist heute wahrscheinlich leichter, einen echten Gerstel-Sessel zu kaufen als 1943, als Griesinger in Prag eintraf. Die Antiquitätengeschäfte sind voll davon. Ein Restaurator sagte mir, der Stil gelte heute einfach als altmodisch. In einem Antiquitätengeschäft fand ich zwei Stücke, die völlig identisch mit Griesingers Sessel waren. Der

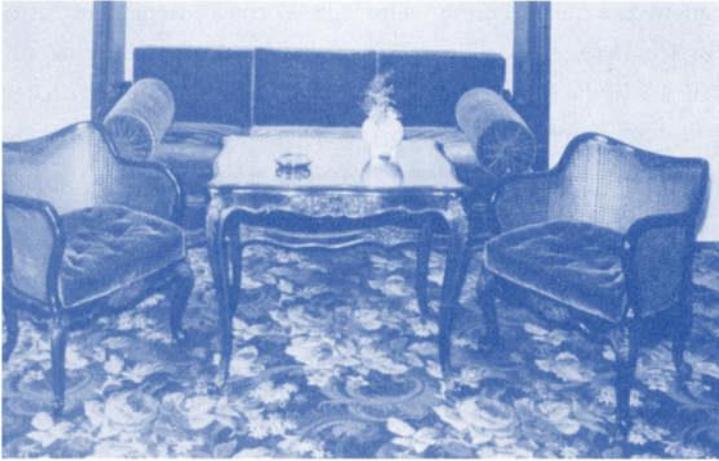


Bild aus einem der Kataloge des berühmten
Prager Möbelfabrikanten Emil Gerstel.

Ladenbesitzer bot beide zusammen für 4'500 Kronen an, das sind etwa 170 Euro. Ich fand es ganz selbstverständlich, mal mit den Fingern auf die Polster zu drücken, um zu sehen, ob vielleicht etwas darin versteckt war.

Als ich Karel, dem Ladenbesitzer, das Foto zeigte und erklärte, dass darin Dokumente mit Hakenkreuzen entdeckt worden waren, zuckte er bloss mit den Achseln. Das war eine typische Reaktion. Anders als der Polsterer in Amsterdam schien hier niemand sonderlich überrascht, dass jemand ein solches Versteck benutzt hatte. «Hier haben früher die Kommunisten regiert», sagte mir einer. «Da hatten die Leute gute Gründe, was zu verstecken. Ich finde fast jeden Tag etwas.» Abgesehen von Geld oder Wertgegenständen werden die Sachen allerdings meistens weggeworfen. Einer der Polsterer erzählte, dass er bei Sofas und Sesseln praktisch in jedem zehnten Möbelstück auf Briefe oder Dokumente aus den Jahren der kommunistischen Herrschaft stosse. Er habe nie was davon gelesen. Man muss wohl

davon ausgehen, dass sich auf diese Weise jede Woche Tausende von historischen Dokumenten (und Forschungsprojekten) in Nichts auflösen. Was die Menschen nur für einige Zeit vor dem Zugriff der Behörden hatten verstecken wollen, vernichteten Karel und seine Kollegen für immer.

Von 1948 bis zum Ende der kommunistischen Herrschaft stand die Bevölkerung der Tschechoslowakei unter ständiger Überwachung. Die Statni bezpecnost, die tschechoslowakische Geheimpolizei, kontrollierte jede Äusserung und Aktivität, so gut wie sie konnte. Abgesehen von den 15'000 bis 17'000 Festangestellten führte sie noch 30'000 informelle Mitarbeiter in ihren Akten, deren Aufgabe es war, jeden im Auge zu behalten, der irgendwie im Verdacht einer kritischen Haltung stand. In einer Epoche der Abhöranlagen und des allgegenwärtigen Spionage- und Sabotageverdacht war es nicht überraschend, dass viele Bürger das Bedürfnis hatten, etwas zu verstecken, was sie selbst oder ihre Familien gefährden konnte.⁶

Während meiner Zeit in Prag suchte ich in örtlichen Archiven auch nach anderen Hinweisen auf Griesingers Anwesenheit in der Stadt. Nachdem ich einen ganzen Tag lang im Tschechischen Nationalarchiv Mikrofilme angestarrt hatte, fand ich schliesslich ein Dokument über ihn bei der Meldebehörde. Der Meldeschein, den er hatte ausfüllen müssen, als er Anfang März 1943 aus Stuttgart nach Prag kam, besagte, dass er evangelisch war und seine Eltern Adolf und Wally hiessen. Ausserdem zeigte sich, dass er entgegen dem bisherigen Befund verheiratet war. In seiner etwas krakeligen Handschrift teilte er den Behörden mit, dass er eine junge Frau namens Gisela Nottebohm geheiratet hatte.⁷ Offenbar hatte die Tatsache, dass seine Ehefrau in seinem Pass nicht erwähnt war, etwas anderes zu bedeuten, als ich vermutet hatte.

Mit dem Meldezettel allein mochte ich mich nicht zufriedengeben, und so ging ich am nächsten Tag zum Archiv des Geheimdienstes

(Archiv bezpečnostních složek) im Innenministerium, wo auch Dokumente über die Beamten vorhanden sein sollten, die während der deutschen Besatzung in Prag gearbeitet hatten. Das Archiv befindet sich in einem Altbau mit grauer Fassade in der Nähe der Moldau. Ich reichte der Archivarin eine Kopie des Meldescheins aus dem Nationalarchiv. Sie nahm ihre Brille ab und legte sie auf den Stapel alter Bücher, der auf ihrem Schreibtisch lag. Dann las sie den Meldeschein, prägte sich den Namen ein und bat mich zu warten. Ich befand mich in einem Saal mit endlosen Reihen von offenen Blechregalen voller Akten, die bis an die Decke reichten und ziemlich modrig rochen. Von der Archivarin war nichts zu sehen.

Als sie schliesslich zurückkehrte, gab sie mir ein «Verzeichnis von deutschen Beamten in Prag», in dem Griesingers Name erschien. Ausser seinem Namen enthielt das Dokument nur wenige Angaben: Geburtsort und -datum, seine Adresse in Prag und seine Anstellung als Beamter im «Staatsministerium des Protektorats Böhmen und Mähren». Das meiste davon wusste ich bereits aus den Dokumenten im Sessel und von dem Meldezettel, den ich am Vortag gefunden hatte. Als Letztes entdeckte ich aber doch noch eine neue Information: Griesinger war in der SS gewesen. Er wurde als Obersturmführer bezeichnet.⁸

Die Sesselspur hatte mich also zu einem Mitglied der vielleicht finstersten Organisation des 20. Jahrhunderts geführt, der Schutzstaffel, kurz SS. Die beiden Buchstaben neben seinem Namen veränderten meine Wahrnehmung seiner Person von einer Sekunde zur anderen. Während ich eben noch geglaubt hatte, einen unbedeutenden, vielleicht ganz harmlosen jungen Beamten zu jagen, und sogar mit dem Gedanken gespielt hatte, er sei vielleicht völlig unpolitisch gewesen, war dieses Bild jetzt zerbrochen. Es war klar, dass ich etwas ganz anderem auf der Spur war.

Die Mitglieder der SS, die nach strengen «rassischen» und körperlichen Merkmalen ausgesucht wurden und einen Eid auf Hitler leisten mussten, werden mit den schlimmsten Verbrechen des NS-Regimes in Verbindung gebracht. Wenn er Mitglied der SS gewesen war, dann teilte Griesinger sehr wahrscheinlich auch deren Antisemitismus und Rassismus, die Eckpfeiler der nationalsozialistischen Ideologie. Griesinger war nicht länger bloss der höfliche, wohlzogene Jurist im eleganten hellen Anzug. Ein ganz anderes Bild entstand jetzt vor meinen Augen: Griesinger in der berüchtigten schwarzen Uniform, der zu Tode erschrockene Juden durch die Strassen von Stuttgart und Prag jagte. Ich empfand es als Gerechtigkeit der Geschichte, dass ich, ein britischer Jude, jetzt die wertvollsten Dokumente eines solchen Mannes in meiner Hand hatte.

Ich hatte diese Reise begonnen, um für Jana und ihre Tochter Veronika in Erfahrung zu bringen, wie Griesingers Papiere in ihren Sessel gekommen waren. Aber je mehr Informationen ich in Prag sammelte, desto geringer wurde mein Interesse an dem besagten Möbelstück. Ich wollte zwar immer noch das Rätsel der versteckten Papiere lösen, aber vor allem wollte ich jetzt wissen, wen ich da eigentlich vor mir hatte. Ich wollte wissen, wer dieser SS-Offizier gewesen war und was er getan hatte, nicht nur in Prag, sondern auch schon vorher in Stuttgart. Und ich wollte wissen, warum.

Bis dahin hatte ich mich nie genauer mit der SS beschäftigt. Ich hatte immer gedacht, die Mitgliedschaft wäre eine Art Hauptberuf gewesen, der die ganze Existenz des betreffenden Mitglieds bestimmte. Ich hatte angenommen, SS-Offiziere hätten den ganzen Tag ihre Uniformen getragen und die Bevölkerung terrorisiert. Das Beispiel Griesinger zeigte, dass es auch anders sein konnte. Denn als Verwaltungsjurist im Ministerium hatte Griesinger ja schon einen

Hauptberuf. Als ich der Sache nachging, stellte ich fest, dass er nicht der Einzige war: Es gab Zehntausende Juristen, Mediziner und andere Beamte, die in der SS waren, ohne ständig Uniform zu tragen.

Nachdem ich erfahren hatte, dass Griesinger in der SS gewesen war, fuhr ich nach Berlin, um zu sehen, ob ich dort seine SS-Akte auftreiben könnte. Allzu grosse Hoffnungen machte ich mir allerdings nicht. Zwei Drittel der eine Million Mitgliedsakten waren bei den alliierten Bombenangriffen vernichtet worden. Aber einen Versuch war es allemal wert. Die noch vorhandenen Akten werden im Bundesarchiv im verschlafenen Berlin-Lichterfelde verwahrt.

Als ich das Gebäude betrat, fragte ich mich ernsthaft, ob mein Interesse an diesem unbekanntem Nazi nicht zu viel von meiner Zeit in Anspruch nahm. Jetzt war ich schon wieder in einer anderen Stadt, und die Chancen, dass ich hier fündig würde, standen nur eins zu zwei. Aber die Aussicht, Griesingers SS-Mitgliedsakte in die Hand zu bekommen, war doch zu verlockend, um auf diesen Besuch zu verzichten. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass ich sie fand, würde sich eine Gelegenheit bieten, seine eigenen Worte zu lesen. Damit würde ich ihm viel näherkommen als mit der blossen Betrachtung von Fotos und amtlichen Dokumenten.

Als ich meinen Antrag auf Einsicht in die Akte gestellt hatte, erfuhr ich sehr schnell, dass die Unterlagen tatsächlich vorhanden waren. Die Angestellten des Archivs schienen es nicht sehr eilig zu haben, sie von ihrem Standplatz zu holen, aber schliesslich gab sie mir doch jemand. Auf dem Deckblatt stand: «Dr. Robert Griesinger, SS-Nummer 161860». Die Ziffer war in einer altmodischen Zierschrift geschrieben. Die Akte selbst war sehr umfangreich und enthielt Dutzende von Berichten, die er seit Mitte der Dreissigerjahre nach Berlin geschickt hatte. Als ich zu lesen begann, hörte ich zum ersten Mal

seine Stimme. Es war eine kühle, sachliche Stimme ohne jegliche Emotion. Nach dem für die Zensur zuständigen Beamten und seinem Vorgesetzten war ich vielleicht erst der Dritte, der Griesingers Worte überhaupt las. Die Briefe und Berichte liessen seine Stellung innerhalb der SS allerdings nicht so deutlich erkennen, wie ich gehofft hatte. Sie entlarvten ihn nicht als Schreibtischtäter der «Endlösung» oder Lagerführer in einem KZ. Sie hatten ausschliesslich mit Angelegenheiten seiner Familie und seiner Arbeit als Beamter zu tun.

Erst jetzt erfuhr ich, dass er auch Kinder hatte. Einzelheiten standen in einem Dokument aus dem Jahr 1941. Neben Joachim, einem Stiefsohn, den seine Frau Gisela aus ihrer ersten Ehe mitgebracht hatte, gab es noch zwei gemeinsame Töchter: Jutta, im Januar 1937 geboren, und eine weitere Tochter, die Barbara hiess, wie ich später erfuhr, geboren im Dezember 1939.⁹ Wenn die beiden noch am Leben waren, dann mussten sie jetzt in den Siebzigern sein. Vielleicht lebten sie sogar in Stuttgart. Wie aus der Akte hervorging, hatten Griesinger und seine Frau einen Stammbaum vorlegen müssen, um heiraten zu dürfen; den sogenannten «Ariernachweis».

Griesingers «Ahnentafel» zeigte, dass seine Eltern nicht aus Stuttgart stammten. Wally, seine Mutter, war 1884 in Duisburg geboren, wo ihre Familie schon seit Generationen lebte, 40 Kilometer entfernt von der niederländischen Grenze. Der Geburtsort von Griesingers Vater lag noch weiter von Stuttgart entfernt. Adolf Griesinger war nicht mal in Deutschland oder Europa geboren, sondern 1871 in New Orleans, Louisiana. Während mein Finger über den Stammbaum glitt, sah ich, dass einige seiner Vorfahren französische Namen hatten, viele mit Adelstiteln, und schon seit Generationen in Louisiana gelebt hatten. Seine Familie war also gar nicht so deutsch, wie ich gedacht hatte.

Griesinger hatte offenbar Mühe gehabt, alle Teile seines Stamm-

baums zusammenzubringen. Über viele seiner amerikanischen Vorfahren wusste er keine Einzelheiten. Es fehlten ihm auch einige wichtige Dokumente wie die Geburtsurkunde seines Vaters und die Heiratsurkunde seiner Grosseltern väterlicherseits. Dass er in die SS aufgenommen worden war, obwohl solche entscheidenden Unterlagen nicht vorlagen, warf ein eigenartiges Licht auf die Angelegenheit. Offenbar hatte man Griesinger einfach geglaubt, dass sein Vater die richtigen rassischen Voraussetzungen aus New Orleans mitbrachte, und das strenge Auswahlverfahren für die angebliche deutsche Elite war in seinem Fall keineswegs konsequent angewandt worden.¹⁰

Hitler hatte verkündet, alle guten Deutschen seien durch Blut und Boden mit der ruhmreichen Vergangenheit ihres Vaterlandes verbunden, und die Propaganda wurde nicht müde, diese «arische» Vergangenheit zu rühmen – zu Lasten der «minderen Rassen» wie Juden, Slawen oder Roma, die (so wurde behauptet) keine Bindung an den Boden hätten. Griesingers amerikanische Herkunft stellte solche Vorstellungen von deutscher Identität ganz offensichtlich infrage. Nur der andere Zweig seiner Familie entsprach dem Bild eines dem Heimatboden verhafteten Lebens. Es war ziemlich merkwürdig, dass ich all diese persönlichen Details aus Griesingers Aufnahmeantrag für eine gewalttätige paramilitärische Organisation erfuhr. Aber die Besessenheit der Nazis von Abstammungsfragen und Herkunft machten es unabdingbar, solche intimen Zusammenhänge in der Familie zu offenbaren, wenn man Mitglied in der SS werden wollte. Der Grund, warum diese Daten zusammengestellt worden waren, war für mich ziemlich abstoßend, aber zumindest wusste ich jetzt einiges mehr über Griesinger.

Er hatte Kinder und er hatte Vorfahren in den Vereinigten Staaten. Diese Informationen warfen allerdings mehr Fragen auf, als sie beantworteten. Sie sagten nichts darüber, was er im Krieg und davor in

Stuttgart getan hatte. Um das herauszufinden, musste ich woanders ansetzen.

Das Stuttgart von heute ist nicht mehr die Stadt, in der Griesinger seine Kindheit zugebracht hat, das wurde mir schnell klar. Wie so viele deutsche Städte ist es von den Alliierten schwer bombardiert worden. Bei 53 Luftangriffen wurden fast 60 Prozent der Häuser in Stuttgart zerstört und 4'500 Menschen getötet, davon fast 800 ausländische Zwangsarbeiter. Besonders verheerend war ein Nachtangriff des 101. Geschwaders der Royal Air Force am 12. September 1944, bei dem 957 Personen getötet und 1'600 verletzt wurden.¹¹ In dieser Nacht war der 18-jährige Sergeant David Bernett, mein Grossvater, als Special Duties Operator an Bord eines Lancaster Bombers. Meine Forschungsassistentin in Stuttgart blieb plötzlich stehen und sah ziemlich unsicher aus, als ich ihr das erzählte. «Sie haben also auch Verwandte, die anderen Schmerzen zugefügt haben», sagte sie scharf. Während der siebeneinhalbstündige Bombenflug meines Grossvaters nach Stuttgart für mich immer nur ein Detail seiner militärischen Dienstzeit gewesen war, sahen die Leute in Stuttgart das auch über 70 Jahre nach dem Krieg offenbar anders. Bis dahin hätte ich es nie für möglich gehalten, dass *ich* mit einer solchen Tragödie aus dem Krieg in Verbindung gebracht werden könnte.

Als die französischen Befreier im April 1945 in Stuttgart erschienen, war die Stadt von knapp fünf Millionen Kubikmetern Schutt bedeckt.¹² Die Verantwortung für den Wiederaufbau lag bei dem zunächst von der französischen Militärverwaltung eingesetzten Bürgermeister Arnulf Klett, der dieses Amt schliesslich 30 Jahre lang innehaben sollte. In seinem Bemühen, so schnell wie möglich wieder eine funktionierende Infrastruktur, Industrie, Verkehrsverbindungen und Wohnungen aufzubauen, nahm er wenig Rücksicht auf die jahrhun-

dertealten Bauten und Traditionen. Auf den Trümmern der alten Stadt entstand ein Mischmasch von Scheusslichkeiten aus Sichtbeton und Fussgängerzonen.¹³

Die ersten Tage in Stuttgart verbrachte ich damit, die verschiedenen Archive in der Region zu besuchen, um Griesingers Leben zu rekonstruieren. Verblasste Durchschläge von Schriftstücken, die vor weit über 70 oder 80 Jahren in ihren Ordnern abgelegt worden waren, wiesen auf verschiedene Versetzungen und Beförderungen im Zuständigkeitsbereich des Württembergischen Innenministeriums hin. Ich fand Einzelheiten über seine Zeit als Student, seine Besoldung und die Positionen, die er innegehabt hatte. Die Unterlagen vermittelten das Bild eines ernsthaften, aber nicht besonders auffälligen jungen Beamten, der darum bemüht war, im damals gerade erst entstandenen «Dritten Reich» Karriere zu machen. Mehr als alles andere zeigte sich, dass es seine juristische Ausbildung war, die ihm Chancen und gesellschaftliche Möglichkeiten eröffnete, die sonst vielleicht unerreichbar geblieben wären.

Inwieweit er sich in der NSDAP engagierte, liess sich nicht so leicht ermitteln. Ich wollte feststellen, ob Griesinger vielleicht nach 1945 «entnazifiziert» worden war, und fuhr ins Staatsarchiv Ludwigsburg, wo die Unterlagen über die letztlich gescheiterte Entnazifizierungskampagne der Alliierten heute aufbewahrt werden. Als ich mit dem Finger die Liste der Namen hinunterglitt, war es aber nicht der Name Robert, sondern Wally Griesinger, der mir ins Auge sprang. Sie war im April 1946 angezeigt worden, weil sie Mitglied der NS-Frauenschaft gewesen war. Robert Griesinger war nirgends zu finden. Das war auffällig. Er war Parteimitglied und SS-Obersturmführer gewesen, aber es gab über ihn keine Akte, während seine Mutter einem Verfahren unterzogen worden war, obwohl sie der Partei gar nicht angehört hatte.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie eigenartig diffus sich Biografien oft im Licht von amtlichen Dokumenten ausnehmen.¹⁴

Auch Einzelheiten über Griesingers Rolle in der Stuttgarter SS zu ermitteln, erwies sich als schwierig. Es gab kein örtliches Archiv, das Unterlagen über einzelne Mitglieder oder die Organisationsform der SS in Stuttgart besass. Im April 1945, als man glaubte, dass die Amerikaner die Stadt in wenigen Tagen besetzen würden, hatten die örtlichen SS-Führer dafür gesorgt, dass die Unterlagen vernichtet wurden. Sie konnten bevorzugt auf die rationierten Benzinvorräte zugreifen, die nötig waren, um das Aktenmaterial zu verbrennen, das sich in den letzten 15 Jahren angesammelt hatte. Während der Gauleiter Wilhelm Murr die Stuttgarter Bürger aufforderte, bis zum Endsieg zu kämpfen, verzehrten die Flammen die Akten und Geheimnisse von Robert Griesinger und seinen SS-Kameraden für immer. Ein solches Vorgehen beschränkte sich nicht auf Württemberg. Als der alliierte Sieg näher rückte, wurden überall in Deutschland und den besetzten Gebieten Papiere vernichtet.¹⁵

Aber schriftliche Zeugnisse können ohnehin nur einen Teil der Lebensgeschichte eines Menschen erzählen. Andere Spuren blieben erhalten und gingen nicht in Rauch auf. Ich hoffte sehr, noch auf jemanden zu stossen, der Griesinger persönlich gekannt hatte, solange ich mich in Stuttgart aufhielt. Einer Eingebung folgend griff ich mir das örtliche Telefonbuch und begann, systematisch alle Griesingers anzurufen, die ich darin fand. Manche der Angerufenen gaben sich ehrlich Mühe und versuchten, sich an einen Robert in ihrer Familie zu erinnern, aber die meisten dachten wohl, ich wollte ihnen etwas verkaufen, und legten gleich wieder auf. Erst bei den Vornamen mit dem Buchstaben } stiess ich auf einen Jochen Griesinger, der etwas zu wissen schien.

«Ich hatte einen Onkel, der Robert hiess», sagte eine heisere Stim-

me. «Er war der Bruder meines Vaters. Darf ich fragen, warum Sie sich für ihn interessieren?»

Was sollte ich sagen? «Ach, ich habe ein paar Papiere von Ihrem Onkel in einem Sessel in Amsterdam gefunden – wollen Sie vielleicht einen Kaffee mit mir trinken?» Das wäre ziemlich grotesk gewesen. Also behauptete ich, eine Untersuchung über Stuttgarter Juristen in den Dreissigerjahren anzufertigen, was ja nicht völlig falsch war. «Ich würde mich freuen, wenn Sie sich die Zeit für ein paar Fragen nehmen könnten.» Ich spürte, dass meine Hände feucht wurden, als ich auf seine Antwort wartete.

«Na, schön», sagte Jochen, klang aber nicht sehr interessiert. «Kommen Sie morgen Mittag zu mir nach Hause.»

Ich notierte mir die Strasse und Hausnummer und legte auf. Es war dieselbe Adresse, unter der Griesinger gewohnt hatte, als er noch nicht verheiratet war. Ich würde dort seinen Neffen treffen.

Das Haus der Griesingers lag an einem Abhang im Süden von Stuttgart. Ich erreichte die betreffende Strasse kurz vor zwölf und kam auf meinem Weg an zahlreichen grossen Häusern und Villen vorbei. Sie hatten hübsche Vorgärten und hielten auf Abstand. Mit zwei Stockwerken gehörte die Griesinger-Villa zu den grösseren in dieser wohlhabenden Nachbarschaft. Sie war aprikosenfarben gestrichen und hatte weisse Fensterläden. Im Gegensatz zu den anderen Häusern hatte der Haupteingang einen Portikus mit vier grauen Säulen. Daneben flatterte eine schwarz-rot-goldene Fahne. Um hinaufzukommen, musste man ein Tor passieren, das mit einem grossen G aus massivem Metall dekoriert war.

Ich klingelte und war immer noch ziemlich nervös, denn ich wusste nicht, wie Jochen Griesinger auf mein Interesse an seiner Familie reagieren würde. Vielleicht waren auch Griesingers Töchter da. Vielleicht hatte der Neffe seinen Cousinen von meinem Anruf er-

zählt. Das Tor ging auf und vor mir lag eine Treppe, die über eine Rasenfläche zur Haustür hinaufführte. Als ich sie betrat, wurde mir bewusst, dass ich vermutlich im wahrsten Sinne des Wortes Griesingers Fussstapfen folgte.

Jochen erwartete mich. Er stand sehr aufrecht vor einer der Säulen am Eingang zu seinem Haus. Er hatte silbergraues, kurzgeschnittenes Haar und einen weissen, gestutzten Schnurrbart. Ein kräftig gebauter Mann in Jeans und hellblauem Hemd, der Selbstvertrauen ausstrahlte. Er war ein beeindruckender 70-Jähriger. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, führte er mich seitwärts am Haus vorbei in den Garten, wo eine schlanke blonde Frau gerade den Tisch deckte. Als sie unsere Ankunft bemerkte, stellte sie sich als Irmela vor und streckte die Hand aus, um mich zu begrüßen. Sie trug enge Jeans, dazu ein schwarzes Top und sah so aus, als wäre sie in den Fünfzigern. Ich war mir nicht sicher, ob sie Jochens Ehefrau war oder seine Tochter.

Wir setzten uns an den runden Gartentisch, wo uns ein geblümter Sonnenschirm vor dem grellen Licht schützte. Ich hatte mein Notizbuch noch gar nicht ganz ausgepackt, als Jochen und Irmela sagten, dass sie mein Interesse an Robert recht merkwürdig fänden. «Der Mann war ein richtiger Nazi», sagte Irmela, ohne zu zögern.

«Wie kommen Sie darauf?», fragte ich, einigermaßen erleichtert, dass die Sache so schnell zur Sprache gekommen war, ohne dass ich selbst sie hätte ansprechen müssen.

«Albert hat's mir erzählt, der Vater von meinem Mann.» Sie machte eine Geste in Richtung Jochen.

«Ich weiss nicht recht, was Sie an ihm interessiert», warf Jochen ein. «Robert war doch kein wichtiger Mann.»

«Ich weiss nicht, ob Sie mir glauben werden», erwiderte ich, griff in meine Tasche und holte die Fotokopien der von Griesinger versteckten Papiere hervor. Dann erzählte ich, wo sie entdeckt worden

waren. Zum Abschluss zeigte ich ihnen noch ein Foto des Sessels. Um nicht missverstanden zu werden, sprach ich sehr langsam und deutlich. (Die Geschichte mit der Untersuchung über die Juristen der Dreissigerjahre liess ich einfach unter den Tisch fallen.)

«Das ist ja verrückt», meinte Irmela, während sie und Jochen langsam die Fotokopien durchblättern. «Ich kann s gar nicht glauben.»

Jochen war sehr still geworden. «Ich hab diesen Sessel noch nie gesehen», sagte er und hielt sich das Bild nah vor die Augen. «Aber irgendwie sieht er vertraut aus.»

«Wir haben ganz ähnliche Sessel geerbt», sagte Irmela. «Sie stammen noch aus der Zeit, als Onkel Robert hier wohnte.» Sie stand auf und winkte mir, ihr zu folgen.

Als ich ins Haus trat, hatte ich das Gefühl, eine Reise in die Ver-



Gisela und Robert zu Besuch
im Stuttgarter Elternhaus, um 1937.

gangenheit anzutreten. An den Wänden hingen goldgerahmte Familienporträts, darunter einige Männer in Uniform. Alle Möbel waren aus Holz und schienen von Hand gearbeitet: Ein prunkvoller Schrank mit goldglänzenden Griffen, eine Sammlung von Kupfergeschirr auf einer barocken Kommode. Nichts schien sich seit den Dreissigerjahren geändert zu haben. Ich hatte das Gefühl, dass ich in Robert Griesingers Wohnzimmer stand.

Mit dem Foto immer noch in der Hand zeigte Irmela auf drei Bugholz-Sessel mit geflochtenen Rückenlehnen, die dem Sessel aus Amsterdam wirklich sehr ähnlich sahen. Die meisten Möbel in Griesingers Wohnzimmer waren sehr wuchtig. Eine der Ecken wurde fast völlig von einem Lehnssessel ausgefüllt, der wie ein Thron wirkte. Irmela merkte, dass ich ihn staunend betrachtete. «Das war Oma Linas Sessel», erklärte sie mir und nahm einen Stapel Zeitschriften weg, der auf dem Sitz lag. «Lina war Jochens amerikanische Urgrossmutter. Sie ist am Ende des Ersten Weltkrieges gestorben.» Ich war sehr beeindruckt, wie genau sie die Familie ihres Mannes zu kennen schien. «Seine Grossmutter Wally ist über 90 geworden. Gegen Ende ihres Lebens waren wir hier im Haus viel zusammen, Wally und ich. Da habe ich eine Menge Geschichten von ihr gehört.»

Wir kehrten auf die Terrasse zurück und nahmen unsere Plätze am Tisch wieder ein. «Was ist denn aus Robert geworden?», fragte ich. «Nach 1945 habe ich keine Spur mehr von ihm gefunden.»

«Soll das heissen, Sie wissen es gar nicht?», sagte Irmela und beugte sich etwas vor. Sie warf ihrem Mann einen Blick zu, aber der blieb stumm. «Er ist bei Kriegsende in Prag umgekommen», sagte sie schliesslich. «Er lag im Krankenhaus. Dann sind Soldaten hereingekommen – entweder tschechische oder russische – und haben ihn er-

schossen. Die Leiche kam in ein Massengrab.» Irmela hob die Hand und krümmte den Finger, als ob sie eine Schusswaffe abfeuerte.

Es entstand eine Pause. Dann setzte ihr Mann die Erzählung fort. «Ein paar Monate nach dem Krieg hat meine Grossmutter einer Bekannten den Auftrag gegeben, sich in Prag zu erkundigen, was mit Robert passiert war. Das war eine Tschechin, eine gewisse Frau Helmichova. Sie kam 1946 zurück, mit einer Sterbeurkunde, wo draufstand: Infektionskrankheit.» Aber die Familie hatte das für eine Beschönigung dessen gehalten, was wirklich passiert war. Frau Helmichova hätte berichtet, sie habe mit Leuten geredet, die etwas ganz anderes erzählten. Sie brachte sogar eine Urne mit Erde von der Stelle mit, wo Robert beerdigt war.

«Meine Grossmutter ist über seinen Tod nie hinweggekommen», sagte Jochen.

Ich fragte, ob Roberts Frau und seine Kinder heil aus Prag herausgekommen wären.

«Die haben überlebt.»

Ich wartete, ob er noch etwas mehr sagen würde, aber weder er noch seine Frau fügten etwas hinzu.

«Leben die Töchter noch?», fragte ich. Ich nahm an, dass Gisela inzwischen gestorben war. Sie wäre über 100 gewesen, aber die beiden Mädchen, Jutta und Barbara, waren erst in den Siebzigern. Ich fragte mich, ob sie irgendwo in der Nähe wohnten.

«Ich glaube, sie leben noch», sagte Jochen. «Aber wir haben lange nichts mehr von ihnen gehört.»

«Es hat damals Streitigkeiten über das Erbe gegeben, als Jochens Grossmutter starb», erläuterte Irmela. «Das ist 1976 gewesen.» Seither hatten sie keinen Kontakt mehr mit Jochens Cousinen.

«Haben die beiden denn jemals geheiratet?», fragte ich in der Hoffnung, auf diese Weise zu erfahren, wie sie jetzt hiessen. Ja, sie

hatten geheiratet. Auf den Namen Griesinger hatten beide verzichtet. Sie hiessen jetzt Jutta Mangold und Barbara Schlegel. «Jutta hat damals in der Schweiz gelebt. Vielleicht wohnt sie da immer noch», sagte Irmela.

Jochen war kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geboren. Ich fragte ihn, ob er sich noch an seinen Onkel erinnern könne. Nein, sagte er. Alles was er von Griesinger wusste, waren Geschichten und Anekdoten, die er von anderen gehört hatte.

Ich fragte, ob er wüsste, wie Robert mit den Nazis in Berührung gekommen sei. «Hatte das etwas mit seinen Eltern zu tun?» Jochen schüttelte empört den Kopf. Weder sein eigener Vater, Albert, noch seine Grosseltern hätten sich für die Nazis auch nur im mindesten interessiert. Ich wusste aus den Archiven, dass weder Adolf noch Albert Griesinger «entnazifiziert» worden waren. Aber ich hatte auch nicht vergessen, dass es zumindest zu Wally eine entsprechende Akte gab. Sie war zwar kein Parteimitglied gewesen, aber doch der NS-Frauenschaft beigetreten, einer Frauenorganisation, die der NSDAP angegliedert war. Sie musste einige Aspekte des Naziprojekts attraktiv gefunden haben.

«Roberts Vater hasste die Nazis», sagte Irmela von der anderen Seite des Tisches. «Er war ein Vertrauter des Königs von Württemberg.» Adolf Griesinger war aus New Orleans nach Stuttgart gekommen und hatte Karriere beim Militär gemacht. «Er hatte einen Eid auf die Monarchie geschworen. Nach der Machtergreifung wollten die Nazis, dass er einen Posten bei der Armee übernimmt, aber das hat er glatt abgelehnt.» Irmela nannte noch weitere Beispiele dafür, dass die Griesingers die Nazis abgelehnt hatten. «Adolf und Wally waren mit den Stauffenbergs befreundet», sagte sie. Die Stauffenbergs waren ein altes Adelsgeschlecht, Adolf kannte Graf Alfred von Stauffenberg und Gräfin Caroline noch vom Hof des Königs. Ihr Sohn, Claus

Schenk Graf von Stauffenberg hatte am 20. Juli 1944 versucht, Hitler mit einer Bombe zu töten, um das Regime zu stürzen. Doch der Plan misslang und er war noch in der Nacht exekutiert worden.

Irmela erzählte, Jochen hörte zu und sprang gelegentlich ein, um ein Detail zu erläutern. «Mein Grossvater wollte nichts mit den Nazis zu tun haben», sagte er an einer Stelle. Für ihn seien sie nur vulgäres Gesindel gewesen, das von einem brutalen österreichischen Gefreiten angeführt wurde.

«Die Hausangestellten waren auch alle gegen die Nazis», ergänzte Irmela. «Schon wegen Grossvater.»

Ich begann mich zu fragen, ob dieses heroische Bild von Adolf nicht etwas einseitig war. Irmela schien meine Skepsis zu spüren, denn sie ging plötzlich ins Haus und kehrte ein paar Minuten später mit einem Fotoalbum zurück. «Sehen Sie selbst», sagte sie. «Das ist das Hochzeitsalbum meiner Schwiegereltern aus dem Jahr 1938.» Sie drückte es mir in die Hand, und ich fing an zu blättern. «Keiner hätte es gewagt, in einer Nazi-Uniform in diesem Haus zu erscheinen.» Tatsächlich sah ich keine NS-Uniformen, lediglich einige Wehrmachtsangehörige waren in Uniform. Eins der Bilder zeigte Adolf Griesingers Ankunft in der Kirche. Der Vater des Bräutigams war damals Mitte 60. Er trug seine alte Uniform aus dem Ersten Weltkrieg und sogar die dazugehörige Pickelhaube. Zahlreiche Orden schmückten seine Brust, das Eiserne Kreuz Erster Klasse war besonders gut zu erkennen. Der Degen hing an seiner Linken. Ich muss zugeben, dass mich seine Haltung an Bismarck erinnerte.

Auf einem der Fotos entdeckte ich Robert Griesinger neben seiner 88-jährigen Grossmutter mütterlicherseits. Er sah sehr elegant aus, trug einen Zylinder, einen Frack und eine weisse Weste mit weisser Fliege. «Sein Vater hat ihm verboten, jemals die schwarze SS-Uni-



Adolf und Wally Griesinger am Tag der Hochzeit
ihres Sohnes Albert, 1938.

form in seiner Nähe zu tragen», erklärte Irmela und fügte hinzu: «Das Ding passte aber zu seiner Arroganz.»

«Warum sagen Sie das?», fragte ich. «Hat seine Mutter so etwas angedeutet?»

«Überhaupt nicht. In den Augen seiner Mutter war er ohne Fehl und Tadel. Bobby, wie sie ihn nannte, war einfach vollkommen.» Irmela erzählte, dass die meisten Hausangestellten, die früher in der Villa gearbeitet hatten, schon seit Jahrzehnten bei den Griesingern gewesen waren. «Einige erinnerten sich noch sehr gut an Robert. Aber keiner von ihnen hat ihn gemocht. Der Gärtner und der Chauffeur haben es mir selbst gesagt.»

«Sie hielten ihn für einen Snob», sagte Jochen.

«Und sie fanden, er sei eiskalt gewesen», fügte seine Frau hinzu. «Es hiess, man hätte ihm nicht in die Augen sehen können.»

Sie erinnerte sich noch an ein Gespräch mit Wallys Nichte, die mit einem prominenten Mitglied aus den Kreisen des Widerstandes ge-

gen den Nationalsozialismus verheiratet war, wie Irmela mir versicherte. Auch die hatte kein gutes Haar an Robert gelassen.

Allmählich verwandelte sich Griesinger in ein Ungeheuer. Diese Seite war in den amtlichen Dokumenten natürlich nicht zu erkennen gewesen. Für mich war er bislang eine abstrakte Figur, die in obskuren historischen Quellen auftauchte. Das stand in deutlichem Kontrast zu dem, was seine Verwandten über ihn erzählten.

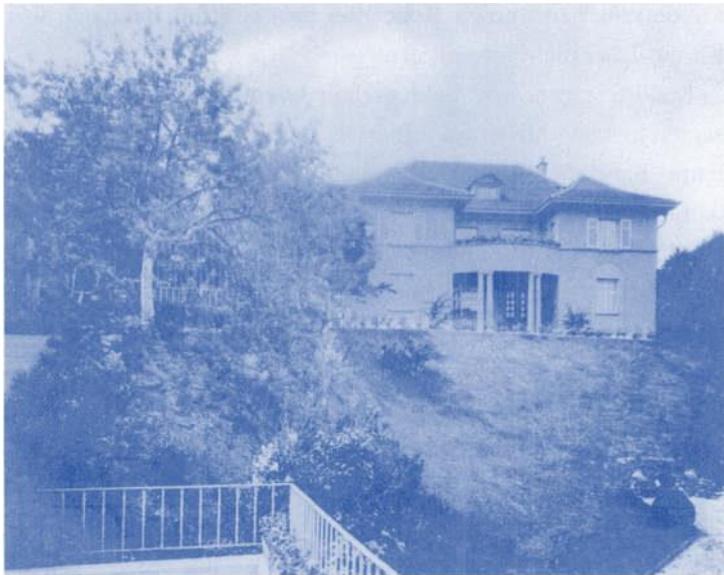
Unter eins der Fotos von Robert Griesinger aus dem Hochzeitsalbum hatte sein Bruder Albert geschrieben: «Hier kommt der Herr Regierungsrat.» Das war offenbar milder Spott über die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Bruders. Ich fragte Jochen, ob sein Vater und Robert Griesinger sich gemocht hatten.

«Nein», sagte Jochen energisch. «Sie waren sehr verschieden.» Albert sei immer bei den Pferden gewesen. Er habe Pferde geliebt und sei Ende der Zwanzigerjahre nach Düsseldorf gezogen, um Pferdetrainer zu werden. Robert sei zwar geritten, habe sich aber für die Tiere nicht interessiert.

Roberts eigentliche Leidenschaft seien die Frauen gewesen, sagten Jochen und Irmela. Einer der Frauen, die er geschwängert hatte, habe die Familie sogar eine Abfindung zahlen müssen, damit es keinen Skandal gab. «Grossmutter hat das Kind nicht anerkannt», sagte Irmela. «Es war ja nicht ehelich.» Weitere Einzelheiten über diese Episode wusste sie allerdings nicht. Worüber sie umso mehr wusste, war Wallys intensive Abneigung gegenüber Roberts Frau Gisela. Wally hielt ihre Schwiegertochter für eine üble Verführerin, die ihn der Familie abspenstig gemacht hatte. Auf der Rückseite eines Fotos von ihr waren in Wallys Handschrift sogar die Worte «Gisela die Böse» zu lesen. Robert habe sich in Gisela verliebt, weil sie so leichtlebig war, und Wally sei überzeugt gewesen, dass sie ihn auf die schiefe Bahn gebracht habe.

50 KAPITEL 1

Die Wahrheit war vermutlich doch komplizierter. Die offene Verachtung, die Jochen und Irmela zeigten, hatte etwas von dem typischen, unvermeidlichen Klatsch in einer grossen Familie, in der es auch Streit gab. Aber sie hatte vielleicht auch noch einen tieferen, weniger offensichtlichen Hintergrund: Nach dem Krieg mussten viele deutsche Familien eine Methode entwickeln, wie sie mit den Verletzungen umgehen sollten, die das NS-Regime bei ihnen hinterlassen hatte. Eine davon bestand darin, einen einzelnen Verwandten als das «Familienmitglied mit der braunen Vergangenheit» auszuhebeln, als den «richtigen Nazi» in der Familie, auf den das kollektive Schuldbewusstsein konzentriert (und damit eingegrenzt) werden konnte.¹⁶ Vielleicht kam es den Griesingers sehr entgegen, Onkel Robert als das schwarze Schaf darzustellen. Der Griesinger, der am



Das Haus der Griesingers in Stuttgart, um 1953.

meisten mit den Nazis zu tun gehabt hatte, war ja in Prag gestorben – und damit der ideale Sündenbock.

Gegen Ende meines Besuches sagte ich noch, wie bemerkenswert ich ihr Haus fände. Es sei ganz anders als die umliegenden Anwesen. Jochen sagte, er habe erst vor Kurzem die Entwürfe aus den Zwanzigerjahren gefunden und rahmen lassen. Adolf habe sich damals eine Villa gewünscht, die ihn an seine Kindheit in Louisiana erinnerte. Deshalb liess er die Säulen vor die Eingangstür setzen, die einen grossen Balkon tragen. Das Ergebnis ähnelt durchaus einem Haus, das in Margaret Mitchells Roman ‚Vom Winde verweht‘ stehen könnte.

Obwohl er ein sehr patriotischer Deutscher war, blieben Adolfs Wurzeln in Louisiana fester Bestandteil seiner Identität. Dafür sorgte schon der Einfluss seiner Mutter Lina. Adolf war ein Einzelkind, und die Beziehung zu seiner Mutter war eng. Sie lebte viele Jahre im Haus ihres Sohnes. Obwohl ein Ozean dazwischen lag, wussten die Griesingers in Stuttgart dank Linas Kontakten und einer ausführlichen Korrespondenz in englischer Sprache immer gut Bescheid, was bei den amerikanischen Verwandten los war. Wenn ich herausfinden wollte, welche Züge der künftige SS-Offizier von seinen amerikanischen Verwandten geerbt hatte, wäre ein Besuch in New Orleans der logische nächste Schritt.

Ich hatte den ganzen Nachmittag bei Irmela und Jochen verbracht, und es begann spät zu werden. Ich wollte mich schon verabschieden, als mir noch einfiel, sie danach zu fragen, ob sie irgendwelche schriftlichen Dokumente über Robert Griesinger hätten.

«Ich fürchte, nein», sagte Irmela nach einer kurzen Pause. «Wir hatten ein paar Sachen, Briefe und dergleichen, aber die haben wir weggeworfen.» Auf die Idee, Jutta und Barbara diese Dinge zu schicken, waren sie nicht gekommen, weil sie den Kontakt zu dieser Zeit längst verloren hatten.

Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte. Es sah nicht so aus, als ob in diesem Haus je etwas weggeworfen worden wäre. Jedes Mal, wenn Irmela ins Haus gegangen war, um ein Foto oder etwas anderes zu holen, hatte ich Schränke und Schubladen voller Briefe, Postkarten und Zeitungsausschnitte gesehen. So verlockend es war, schien es mir nicht klug, darauf hinzu weisen. Es war liebenswürdig genug, dass sie mich eingeladen und stundenlang meine Fragen beantwortet hatten. Sie waren in keiner Weise zu irgendetwas verpflichtet.

«Ich glaube nicht, dass wir noch etwas haben», sagte Irmela bedauernd. «Aber ich werde Ihnen Bescheid sagen, wenn etwas auftaucht.»

Ich notierte meine Kontaktdaten, vermutete aber, dass ich nie wieder von ihnen hören würde. Als ich am Abend in meinem Hotel sass, tippte ich «Jutta Mangold» in das Online-Telefonbuch der Schweiz. Es gab nur einen einzigen Treffer. Ihre Adresse und Telefonnummer waren verzeichnet.

KAPITEL 2

IDEEN AUS DER NEUEN WELT

«Sie haben noch zehn Minuten», sagte die Archivarin der Notarial Archives in New Orleans, die weiterhin ihre Südstaaten-Höflichkeit zu bewahren suchte. «Aber dann muss ich Sie wirklich bitten zu gehen. Das Archiv wird bis auf Weiteres geschlossen.» Von draussen klatschte ein schwerer Regenguss an die Scheiben.

Ich hatte den ganzen Tag allein im Lesesaal gesessen, umgeben von notariellen Dokumenten, die Griesingers Verwandte betrafen. Es war ein Tag im März 2016, mein letzter in New Orleans. Während ich das Material in aller Eile digital kopierte, bereiteten sich die Angestellten auf das Schlimmste vor. In einigen Teilen Louisianas betrug der Niederschlag inzwischen acht Zentimeter pro Stunde, und New Orleans stand ein weiteres schweres Hochwasser bevor. Nachdem der Hurrikan Katrina 2005 einen nicht unbeträchtlichen Teil der Sammlungen zerstört hatte, wollten die Notarial Archives kein Risiko mehr eingehen und hatten einen Notstandsplan vorbereitet. Die Mitarbeiter mühten sich auf Händen und Knien, die Dokumente aus den untersten Schränken und Schubladen zu holen, um sie in Sicherheit

zu bringen. Anschliessend sollte das Archiv erst einmal geschlossen werden.

Ich hatte Europa mit dem Wissen verlassen, dass Griesingers Vater in New Orleans geboren und immer sehr stolz auf seine amerikanischen Vorfahren gewesen war. Aber über seine Grosseltern war mir beinahe nichts bekannt. Lediglich der Name: Robert und Lina Griesinger. Ich wollte wissen, in welchen Kreisen sie verkehrt hatten, welchen Einfluss der amerikanische Bürgerkrieg auf sie gehabt hatte und welches die Werte waren, die sie ihrem Sohn Adolf vermittelt hatten. Ausserdem wollte ich herausfinden, ob sie vielleicht von Sklavenhaltern abstammten.

Ich wurde nicht enttäuscht. Es gab noch eine Menge Unterlagen über die Griesingers. Adolf Griesinger wurde am 17. November 1871 in New Orleans geboren. Der Bürgerkrieg (1861-65) war bereits sechs Jahre vorbei, und eine Zeit radikaler Veränderungen – die «Reconstruction» – hatte begonnen, die bis 1877 anhalten sollte. Es war eine Zeit des Mangels und der Rassenkonflikte. Adolfs Vater war im Jahre 1867 an Bord des Passagierdampfers «China» von Liverpool aus nach New Orleans gekommen.¹ Der junge Mann aus Stuttgart sprach weder Englisch noch Französisch, konnte in der Stadt aber dank der grossen deutschsprachigen Gemeinde rasch Fuss fassen. Der Bedarf an Arbeitskräften war gross, und deutsche Einwanderer wurden mit offenen Armen begrüsst. Nach einer ersten, politisch motivierten Flüchtlingswelle in Folge der gescheiterten Revolution von 1848, trafen jetzt Hunderttausende von deutschen Handwerkern ein, die im Zuge der Industrialisierung ihre Arbeit verloren hatten und sich nun in den USA eine neue Existenz aufbauen wollten. Insgesamt kamen zwischen 1830 und 1860 1,5 Millionen Deutsche in die Vereinigten Staaten.

Robert Griesinger (der Ältere) war einer der 2594 Deutschen, die 1866/67 in New Orleans eintrafen. Er fand ein sehr lebendiges Deut-

sches Viertel vor. Die insgesamt 19'752 Deutsch-Amerikaner bildeten zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung von New Orleans. Es gab vier deutsche Zeitungen, fünfzehn deutsche Kirchen, elf deutsche Schulen und verschiedene andere Organisationen für Deutsche. In den Theatern der Stadt wurden deutsche Stücke gespielt, bei denen einige der berühmtesten Schauspieler auftraten.²

Viele der Neuankömmlinge fanden Arbeit in der Baumwollindustrie, damals das wichtigste Standbein der städtischen Wirtschaft. Seit 1820 war New Orleans die Finanzmetropole des Südens und einer der Eckpunkte des Baumwollhandels, der sich zwischen New Orleans, New York und Liverpool abspielte. Robert Griesinger Senior begann seine Karriere in der Neuen Welt als Vertreter der Firma Clason & Co.³

Seine künftige Ehefrau war keine Deutsche. Lina wohnte mit ihrer Schwester und ihrem Schwager zusammen, denn sie hatte ihre Eltern 1860 verloren, als sie erst zwölf Jahre alt war. Die Sklavenhaltergesellschaft und die Sklavenbefreiung hatten ihre Kindheit und Jugend noch deutlich beeinflusst. Im Jahre 1860 gab es in New Orleans 14 484 Sklaven, acht Prozent der Bevölkerung. Sie gehörten 4'169 Eigentümern. In der Stadt kam es allerdings selten vor, dass jemand mehr als zwei Sklaven besass, die meisten waren Hausangestellte, manchmal auch Arbeiter. Ausserhalb der Städte war das allerdings anders. Im Jahre 1860 lebten in Louisiana 331726 Sklaven, und während die Mehrzahl der Plantagenbesitzer etwa 50 Sklaven und Sklavinnen hatten, gab es in manchen Familien bis zu 200.⁴

Vor dem Bürgerkrieg war New Orleans der grösste Sklavenmarkt in Amerika. In anderen Städten war der Sklavenhandel auf eine Strasse oder ein Gebäude beschränkt, doch in New Orleans gab es 50 verschiedene Handelsplätze für Sklavenauktionen. Dazu gehörten auch die Höfe und Luxushotels im French Quarter.⁵

Als der Sieg der Nordstaaten 1865 die Sklaverei in Louisiana beendete, war Lina 16. Obwohl weder sie selbst noch ihr Ehemann je Sklavenbesitzer waren, fragte ich mich, inwieweit ihr Denken davon beeinflusst war, dass es in ihrer Umgebung solche Existenzen gegeben hatte. Besonders wenn ihr Vater Sklavenhalter gewesen war, konnte man nicht ausschliessen, dass sie rassistische Ideen übernommen und an ihre Kinder weitergegeben hatte.⁶

Paul Emile Johns (eigentlich Paul Emil John), Linas Vater, geboren in Krakau, war ein gefeierter Musiker und Komponist. Unter anderem soll er der Erste gewesen sein, der ein Klavierkonzert von Beethoven in den Vereinigten Staaten zur Aufführung brachte – das war im Jahre 1819 in New Orleans. Er spielte aber nicht nur in den Konzertsälen Amerikas, sondern auch in Europa und wurde eine internationale Berühmtheit. In Paris lernte er 1832 den jungen Frédéric Chopin kennen, der von ihm so beeindruckt war, dass er die fünf Mazurken des Opus 7 eben diesem «Monsieur Johns de la Nouvelle-Orléans» widmete.⁷

Lina wuchs in einem Haus voller Musikinstrumente, Noten und Gesang auf. Aber ihr Vater besass auch einen Sklaven, einen Jungen namens Reuben, den er dem Komponisten George Manouvrier im Mai 1833 abgekauft hatte.⁸ Griesingers Grossmutter war also tatsächlich die Tochter eines Sklavenhalters gewesen, und ihre Grosseltern mütterlicherseits, Nicolas und Manuela Favre D'Aunoy, hatten aktiv mit Sklaven gehandelt.⁹

Aus den notariellen Urkunden erfuhr ich, dass die Hälfte von Linas Vorfahren praktisch seit der Gründung von New Orleans im Jahre 1718 ehrgeizige Plantagenbesitzer und Baumwollhändler gewesen waren, die alle, Männer wie Frauen, versklavte Menschen besessen hatten. Linas Urgrossvater Jean Baptiste Honoré Destrehan de Beaupré (1700-1765) liess 166 Sklaven auf seiner Plantage arbeiten. Neben seinen sieben ehelichen Kindern hatte er ausserdem eine Tochter

namens Catalina mit einer Sklavin. Catalina blieb 35 Jahre lang eine Sklavin, ehe sie sich schliesslich freikaufen konnte.¹⁰

Zwei Jahrhunderte später war es eines der Hauptziele der NS-Gesetzgebung, sexuelle Beziehungen zwischen «Ariern» und «Nichtariern» zu verhindern. Die 24'000 Schwarzen, die im «Dritten Reich» lebten, stellten nach Ansicht der Nazis eine so gefährliche Bedrohung der Rassenhierarchie dar, dass Gesetze erlassen wurden, um sie aus der «Volksgemeinschaft» auszuschliessen. Die berühmten «Nürnberger Gesetze», die den Juden ihre Bürgerrechte raubten und Ehen sowie sexuelle Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden verboten, wurden im November 1935 auch auf Schwarze, Sinti und Roma ausgedehnt. Dabei wurden die Kinder deutscher Mütter und farbiger Soldaten aus den französischen Kolonien, die in der Folge der Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg geboren worden waren, ganz besonderer Diskriminierung ausgesetzt. 1937 wurde eine inoffizielle «medizinische» Kommission geschaffen, um diese etwa 500 bis 800 afro-deutschen Kinder zu suchen, die damals zwischen zwölf und siebzehn Jahre alt waren und verächtlich «Rheinlandbastarde» genannt wurden. Etwa 400 wurden unter fragwürdigen Umständen zwangsweise sterilisiert. Hans Hauck, der unter den Opfern war, berichtete 60 Jahre später, er sei unmittelbar nach der Vasektomie ins Hauptquartier der Gestapo nach Saarbrücken gebracht und gezwungen worden, eine Erklärung zu unterschreiben, dass er auf jeglichen Geschlechtsverkehr mit einer Deutschen verzichten würde.¹¹

Angesichts der nationalsozialistischen Vorstellung, dass Schwarze, besonders aber «Mischlinge», die unterste Stufe der rassischen Hierarchie bildeten, wäre Griesinger wahrscheinlich entsetzt gewesen, wenn er von Marshall Honoré Jr., einem seiner noch lebenden Verwandten, gewusst hätte. Der 90-jährige Honoré, den ich in Baton Rouge auf spürte, war ein direkter Abkömmling von Catalina, der

Sklaven-Tochter von Griesingers Ur-Ur-Grossvater Jean Baptiste. Marshall Honoré Jr. war in Louisiana aufgewachsen, als sein entfernter Cousin schon für die Gestapo arbeitete. Beide hatten keinerlei Kenntnis vom anderen, als Honoré mit seiner Einheit nach Europa verlegt wurde. Er kämpfte in der Normandie, in der Ardennen-schlacht und überquerte 1945 den Rhein.¹²

Am Ende des vierjährigen Bürgerkrieges war Lina 17. New Orleans war schon 1862 fast kampflos von den Nordstaaten besetzt worden und nahezu unzerstört. Albert Johns, Linas älterer Bruder, wurde gefangen genommen. Die Bevölkerung leistete weiter passiven Widerstand gegen die Regierung in Washington und die Besatzungsarmee. Besonders die Frauen und Mädchen waren gegenüber den Unions-truppen sehr abweisend. Sie drehten den Männern den Rücken zu, verliessen die Strassenbahnen, wenn Blauröcke einstiegen oder sangen konföderierte Lieder. Mitte Mai 1862 erliess der Unions-General Benjamin Franklin Butler seinen berühmten «Befehl Nr. 28», wonach jede Frau, die einen Unions-Soldaten «mit Worten, Gesten oder Bewegungen» beleidigte, als Prostituierte zu behandeln sei. Die Bewohner der Stadt sahen darin einen Aufruf zur Vergewaltigung, und der Widerstand verschärfte sich.¹³

Im Juni 1870 kam es zu einer Wende in Linas Leben. Sie heiratete den 28-jährigen Baumwoll-Agenten Robert Griesinger Senior. Ihre Hochzeitsreise unternahmen sie von New York aus nach Europa – an Bord desselben Schiffes wie die Schriftstellerin Kate Chopin mit ihrem Mann. Sie kannten sich aus New Orleans und blieben auch in Europa zusammen.¹⁴ Wie das Tagebuch der jungen Autorin zeigt, fuhren die beiden Paare gemeinsam durch Deutschland. Sie besuchten Kirchen, Parks und Museen und genossen die romantische Landschaft vom Zug oder vom Schiff aus.

Die Tage waren lang und heiss, und die Abende munter und manchmal auch übermütig. In Bonn besuchten sie ein Gartenkonzert und wurden nach reichlichem Weingenuß so vergnügt, dass die Deutschen die «amerikanische Geselligkeit» als störend empfanden. Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges Mitte Juli machte die ursprünglichen Reisepläne der Chopins zunichte, und so begleiteten sie Lina und Robert nach Stuttgart, wo Kate einen Vormittag mit Lina und ihrer Schwiegermutter bei einem Einkaufsbummel verbrachte. Die Einkäufe bestanden aus Leinen und Spitzen, wie es sich für eine künftige Hausfrau gehörte.¹⁵

Bald nach ihrer Rückkehr aus Europa wurde Lina schwanger, und am 17. November 1871 kam ihr Sohn Adolf auf die Welt. Beruflich war Robert erfolgreich und wurde Mitglied der Baumwollbörse von New Orleans. Die Firma Clason & Co. schaltete eine Anzeige in der ‚New Orleans Times‘, um das Publikum darüber zu informieren, dass Robert Griesinger jetzt einer der Direktoren und Mitgesellschafter sei. Die Familie zog aus dem French Quarter in den begehrten Garden District, wo sie ein Haus in der Louisiana Avenue kauften.¹⁶

In New Orleans kam es zu wachsenden Spannungen. Rassistische Organisationen gewannen immer mehr Mitglieder. Zeitweise war fast die Hälfte der weissen Männer in Clubs, die ohne Skrupel Jagd auf Schwarze machten. Der Familienfreund Oscar, der Mann von Kate Chopin, trat sogar der berüchtigten «White League» bei und nahm an der blutigen Schlacht vom Liberty Place im September 1874 teil. Die White League und andere paramilitärische Verbände terrorisierten mehrere Tage lang die Stadt und bedrohten öffentlich die befreiten Sklaven sowie die republikanischen Amtsträger und Kandidaten.

Als die Nazis 60 Jahre später in Deutschland an die Macht kamen, waren ihnen die amerikanischen Rassengesetze durchaus bekannt.

Die Juristen unter ihnen fragten sich, ob sie geeignet wären, die Rassenentrennung auch in Deutschland durchzusetzen. In 30 Bundesstaaten der USA waren gemischtrassige Ehen verboten und Griesingers entfernter Cousin, Marshall Honoré Jr., durfte während des Zweiten Weltkrieges nur gemeinsam mit anderen schwarzen Soldaten in einer Militäreinheit kämpfen. Politiker wie Senator Theodore Bilbo aus Mississippi waren der Ansicht, dass jeder, der auch «nur einen Tropfen Negerblut» in seinen Adern hätte, zu einer minderen Rasse gehöre.¹⁷

Die Depression von 1873, die sechs Jahre lang anhielt, zerstörte den geschäftlichen Erfolg der Griesingers in New Orleans. Der Baumwollhandel war früh von der Wirtschaftskrise betroffen: Die Preise fielen um knapp 50 Prozent, und damit versiegte die Quelle des familiären Wohlstands.¹⁸ Schliesslich schien eine Rückkehr nach Deutschland die einzige Option zu sein. Deutschland hatte nach dem Krieg von 1870/71 und der Reichsgründung einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, bevor dort 1873 ebenfalls eine Wirtschaftskrise einsetzte. Dennoch reichte die vage Aussicht auf ökonomischen Erfolg offensichtlich aus: Robert Griesinger Senior kehrte 1881 nach Stuttgart zurück. Er war nicht einmal 20 Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen.¹⁹

Sein Sohn, der zehnjährige Adolf, hatte keine Probleme, sich dem Leben im neu gegründeten Deutschen Reich anzupassen. Er sprach fließend Deutsch. Seine Eltern schickten ihn auf die gerade erst eröffnete Königlich Preussische Hauptkadettenanstalt in Gross-Lichterfelde bei Berlin, und hier begründete der junge Deutsch-Amerikaner seine langjährige Freundschaft mit dem ein Jahr jüngeren Walther Reinhardt (1872-1930), der einer der wichtigsten deutschen Militärs im Kaiserreich und der Weimarer Republik werden sollte.

Adolfs Vater war einer von vielen Millionen Migranten gewesen,



Adolf Griesinger als junger Kadett
in Lichtenfelde, um 1885.

die zwischen 1848 und dem Ersten Weltkrieg aus dem Habsburger Reich, aus Frankreich, Deutschland und Italien nach Amerika auswanderten. Die Geschichten von Männern und Frauen, die über den Atlantik fuhren, um den amerikanischen Traum zu erleben, sind immer wieder und wieder erzählt worden. Aber viele scheiterten an diesem Traum. Einer von drei Auswanderern kehrte recht bald in die Heimat zurück.

In New Orleans wurde mir klar, dass die Säulen und der Portikus vor dem Haus, in dem Robert Griesinger aufwuchs, das Symbol einer überraschenden Kontinuität waren. Als sie den Atlantik ostwärts



Zurück in Deutschland:
Lina und Robert Griesinger Senior, um 1905.

überquerten, brachten Rückwanderer wie die Griesingers amerikanische Ideen, Verhaltensweisen und sogar ästhetische Ideale mit, die sich im Bau- und Einrichtungsstil niederschlugen. Robert Griesinger Junior hat all dies von seinem Vater und seiner Grossmutter geerbt. Seine Weitsicht hatte sicherlich viele Wurzeln, aber der Rassenhass aus den besiegten Südstaaten fügte sich problemlos in die Weltanschauung der Nationalsozialisten.²⁰ Die immer noch verbreiteten Überzeugungen der Sklavenhaltergesellschaft im Süden der USA standen dem Rassismus der Nationalsozialisten zumindest nicht im Wege.

Der Lehnstuhl, in dem er seine privaten Papiere versteckte, war eine Art Bindeglied zwischen New Orleans und dem «Dritten Reich». Es war kein Zufall, dass der tschechische Stuhl den Antebellum-Möbeln ähnelte, in denen er seine Kindheit verbracht hatte. Ein anderer hätte nicht so gut zu ihm gepasst.

KAPITEL 3

DIE «STUNDE NULL»

Das Foto des Sessels zeigte ich Jutta Mangold ziemlich bald, nachdem sie mich in ihrer Wohnung begrüsst hatte. Sie betrachtete es ein paar Sekunden lang. «Ich habe schon so viel darüber nachgedacht, seit ich die Papiere meines Vaters geschickt bekommen habe», sagte sie und gab mir das Foto zurück. «Aber es tut mir leid, ich kann mich nicht erinnern, den Sessel jemals gesehen zu haben.»

Jutta wohnte schon lange in Bülach, einer kleinen Stadt nahe Zürich. Sie war gross, trug ihr weisses Haar kurzgeschnitten und strömte eine herzliche Wärme aus. Sie habe sich auf meinen Besuch gefreut, sagte sie, als sie meinen Mantel nahm. Darüber war ich sehr erleichtert; denn sie war das erste Kind eines NS-Funktionärs, das ich kennenlernte. Ich wiederum war für sie der Erste, der sich nach der Vergangenheit ihres Vaters erkundigte. Als ich in die Wohnung trat, lag ein Hauch von Zigarettenrauch in der Luft. Ich glaube, wir waren beide nervös.

Jutta lebte in der kleinen Erdgeschosswohnung, seit ihr Mann 1997 gestorben war. Als ich sie im November 2014 besuchte, waren weder Fotos noch andere Erinnerungsstücke zu sehen. Der Raum war vielmehr mit Möbeln aus den Siebzigerjahren, bunten Porzellanfiguren und Landschaftsbildern gefüllt. Den Esstisch in der Mitte bedeckte

ein weisses Tischtuch, auf dem Jutta Tee und Gebäck auf Porzellan-
geschirr mit Goldrand arrangiert hatte. In gehörigem Abstand davon
lag der wattierte Umschlag, in dem ich ihr die Papiere aus dem Sessel
geschickt hatte.

Während sie den Tee in die von ihrer Grossmutter Wally geerbten
Tassen goss, beschrieb sie mir eine behütete Kindheit im besetzten
Prag. Sie erzählte von ihren Schulfreunden – den Töchtern und Söh-
nen anderer Deutscher, die im Protektorat arbeiteten – und den Spie-
len, die sie gespielt hatten. Dabei fielen ihr Dinge ein, an die sie seit
70 Jahren nicht mehr gedacht hatte. Während sie mir Gebäck reichte,
beschrieb sie das grosse Haus in dem Prager Vorort, wo sie mit ihren
Eltern, ihrem Halbbruder, ihrer Schwester und zwei Deutsch spre-
chenden Hausangestellten gewohnt hatte.

Als ich nach ihrem Vater fragte, der gestorben war, als sie erst acht
Jahre alt war, stellte sie ihre Tasse zurück auf die Untertasse und
rührte den Tee um. Sie sah mir fest in die Augen, als sie mir sagte, da
könne sie mir nicht viel erzählen. «Bevor ich Ihren Brief erhielt, hatte
ich gedacht, er sei ein normaler Jurist gewesen. Ich hatte keine Ah-
nung von seiner Karriere während der Nazi-Zeit.» Sie wusste nicht,
wo ihr Vater studiert hatte, auf welchem Fachgebiet er gearbeitet
hatte oder bei wem. Sie wusste, dass er irgendwo südlich von Stutt-
gart angestellt gewesen war, ehe sie im Frühjahr 1943 nach Prag zo-
gen, aber nicht, was genau er dort getan hatte. Und dasselbe galt für
seine Tätigkeit im Protektorat. Sie nannte ihn einen «gewöhnlichen
Büromenschen» und konnte sich sogar daran erinnern, dass ihre Mut-
ter sie einmal mit ins Ministerium genommen hatte. Sein Büro befand
sich in einem grossen historischen Gebäude, wo er hinter einem riesi-
gen Schreibtisch gesessen hatte. Woran sie sich am besten erinnerte,
war eine kleine Porzellan-Toilette, die auf dem Schreibtisch stand.

Warum ein deutscher Jurist in Prag ein solches Stück auf seinem Tisch aufgestellt haben sollte, konnte sie sich bis zum heutigen Tag nicht erklären. «Ich habe später gedacht, es war vielleicht ein Modell für irgendwas», sagte sie. «Gefragt habe ich danach nie. Aber ich sehe das kleine Ding immer noch vor mir.»

Jutta wusste auch nichts über das Verhältnis ihres Vaters zur NS-DAP. «Politik wurde von zu Hause ferngehalten.» Sie war sich absolut sicher, zu Hause keinerlei Nazi-Symbole gesehen zu haben, etwa ein Führerbild an der Wand oder ein Hakenkreuz. Sie erinnerte sich nicht, dass ihre Eltern positiv über Hitler gesprochen hätten. Aber auch wenn sie sich nicht daran erinnerte, musste sie doch gehört haben, dass ihre Eltern auf der Strasse oder beim Einkaufen mit «Heil Hitler!» gegrüsst hatten. Und in der Schule hatte sie doch mit Sicherheit die Fahne gegrüsst oder nationalsozialistische Lieder gesungen, dachte ich. Vielleicht hatte sie nicht verstanden, was das bedeutete.

Als wir auf das Kriegsende zu sprechen kamen, wurden Juttas Erinnerungen lebendiger. So schilderte sie, wie sie 1945 ihren Vater das letzte Mal sah: «Als wir aus Prag weggeschickt worden sind, sollte mein Vater bald wieder bei uns sein, aber er ist nie gekommen.» Am Morgen der Abfahrt hatte der 38-jährige Griesinger seine Frau und die Kinder durch den Vorgarten zu einem kleinen Lastwagen gebracht, der auf sie wartete. Jutta erinnerte sich, dass sie ihn geküsst hatte, als ihr Vater sie auf die Ladefläche des Fahrzeuges hob. Als der Wagen losfuhr, stand Griesinger unten am Weg und winkte ihnen noch nach. Ein paar Monate später gehörten sie und Barbara zu den 1,25 Millionen vaterlosen Kindern in Deutschland. Als sie alt genug war, um Fragen zu stellen, war es zu spät: Ihre Mutter hatte erneut geheiratet, diesmal in die Schweiz. Angesichts des Stiefvaters und der später hinzukommenden Halbbrüder wurden alle Gespräche über Juttas leiblichen Vater vermieden. In ihrer neuen Familie gab es keine

Fotos oder sonstigen Erinnerungsstücke an ihn. Jutta erinnerte sich zwar, ein paar schwierige Fragen gestellt zu haben, aber ihre Mutter hatte das unterbunden. «Die Vergangenheit war tabu. Wir wussten, dass wir darüber nicht reden durften.»

Dieses Schweigen war nichts Ungewöhnliches. Der Gedächtnisverlust und der völlige Bruch mit der Vergangenheit waren Bestandteil der «Stunde Null». Die meisten Familien hatten in den Nachkriegsjahren auch andere Sorgen: Es fehlte an Nahrungsmitteln, Heizmaterial, Medikamenten und anderen lebenswichtigen Dingen. In den ersten Wochen und Monaten sahen sich die Frauen ständig der Bedrohung durch sexuelle Gewalt von Seiten der Besatzungssoldaten ausgesetzt, und all das führte dazu, dass die ersten Jahre nach dem Krieg grössere alltägliche Herausforderungen mit sich brachten als der Krieg selbst. 1947 waren die Säuglingssterblichkeit und die Jugendkriminalität auf einem Höhepunkt, und die Menschen mussten von 1'000 Kalorien am Tag leben. Tausende von Kindern litten an Traumata, Depressionen und Alpträumen und machten regelmässig ins Bett.¹ In den Fünfzigerjahren erinnerten die Westdeutschen sich nur noch sehr selektiv an den Krieg und sahen sich selbst als Opfer. Statt darüber nachzudenken, was die Deutschen anderen an Leid zugefügt hatten, und die ermordeten Juden, die zum Tode verurteilten politischen Gegner und die Opfer der Euthanasie zu beklagen, konzentrierten sich die meisten Westdeutschen in ihrer Erinnerung auf die Vertreibung, die Kriegsgefangenen und den Verlust des «deutschen Ostens».²

Den grössten Teil der Nachkriegszeit schützte ein kollektives Verdrängen die meisten NS-Täter, Komplizen und Mitläufer davor, belastende Details aus ihrer Vergangenheit offenbaren zu müssen. Die Kinder, die Fragen nach der Rolle ihrer Eltern im «Dritten Reich» stellten, erhielten meist keine Antworten. Nur die Söhne und Töchter der prominentesten Haupttäter wussten Bescheid, weil die Verbre-

chen ihrer Eltern öffentlich bekannt waren. Für die Übrigen blieb das Ausmass der Mittäterschaft ein Geheimnis, das die Beziehungen zwischen den Generationen belastete und zugleich prägte. In ihren Erinnerungen schrieb eine Betroffene, sie habe das Schweigen in der Familie wie eine bleierne Decke über allen Nachkriegskindern und -jugendlichen empfunden.³ Die Mehrzahl der Erwachsenen «vergass» einfach, dass sie das Regime irgendwann akzeptiert oder unterstützt hatten und zu Komplizen geworden waren.⁴ Der Wiederaufbau nahm alle Kräfte in Anspruch, war aber auch eine Phase harter Prüfungen für die Beziehungen in den Familien, die mit dem Ende des Krieges aus den verschiedensten Gründen zerrissen waren. Misstrauische Kinder lernten, die Vergangenheit besser nicht anzuschneiden, um ihren Eltern gegenüber nicht illoyal zu erscheinen oder gar zum «Nestbeschmutzer» zu werden.⁵ Statt Fragen zu stellen, begnügten sie sich mit einem beschönigten Bild der Tätigkeit ihrer Eltern während des Krieges. Parallel dazu entwickelten die Leute, die etwas zu verbergen hatten, Strategien, mit denen sie ihr Leben in den Dreissiger- und Vierzigerjahren verharmlosen konnten. Um unwillkommene Fragen abzuwehren, wurde häufig die Floskel «Es war eben Krieg» eingesetzt, um die Geister der Vergangenheit zu bannen und die Nazi-Gräuel herunterzuspielen.⁶

So herrschte etwa auch im Haus von Wilhelm Ströbel, einem der Stuttgarter Kollegen Griesingers, Schweigen. Ströbel machte nach dem Krieg eine erfolgreiche Karriere als Wirtschaftsanwalt, aber über die Jahre 1933 bis 1945 wollte er nie sprechen. Sein Sohn Peter, der ebenfalls Rechtsanwalt geworden ist, sagt, er habe auch nie irgendwelche Berichte darüber gelesen.⁷

Ende der Fünfzigerjahre schien der Abstand zu den Konzentrationslagern schon so gross wie zum Mittelalter und den Hexenprozessen, stellte ein Beobachter fest. Aber diese Haltung hatte auch Kon-

sequenzen. Manche jungen Deutschen waren sehr unzufrieden mit der Art, wie die jüngste Geschichte verdrängt worden war. Schon 1959 stellte ein 23-Jähriger fest: «Wir haben keine Vergangenheit, weil ihr als Erwachsene dafür gesorgt habt, dass wir sie vergessen oder wie eine exotische Ungeheuerlichkeit betrachten, die gar nichts mit uns zu tun hat.»⁸

Das Schweigen hielt jahrzehntelang an, manchmal für immer. Die Kinder der Täter stiessen oft nur durch Zufall auf die Vergangenheit ihrer Eltern. Manchmal erfuhren sie durch Verwandte oder andere Menschen in ihrer Umgebung davon. Wie solche Kinder auf diese schwierigen, oft mit Scham verbundenen Enthüllungen reagierten, war unterschiedlich. Manche wichen aus oder verteidigten die Handlungen ihrer Eltern sogar, andere brachen die Beziehungen zu ihren Eltern ganz ab oder veränderten ihren Umgang mit den eigenen Kindern. Oft ohne dass diese sich dessen bewusst waren, prägten die Taten der Eltern im «Dritten Reich» und ihr Verhalten danach das Leben und die Beziehungen von Juttas Generation, und das Schweigen verschaffte ihr ein trügerisches Gefühl der Sicherheit und Identität.⁹

Dieses Schweigen in den Familien war ein Abbild der offiziellen Haltung auf staatlicher Ebene. Als nach dem Krieg die Prozesse gegen NS-Täter begannen, waren die unteren Chargen zunächst nicht betroffen. Es ging vielmehr um die prominentesten Köpfe des Regimes. Der erste und bekannteste Prozess fand 1945/46 vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg statt. Im Blitzlichtgewitter internationaler Aufmerksamkeit wurden 24 der höchsten überlebenden Nazis und Militärs, darunter Hermann Göring, Joachim von Ribbentrop und Hans Frank, wegen ihrer Verbrechen gegen den Frieden, Kriegs verbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt und zum Tod oder zu lebenslangen Haftstrafen verurteilt. Zwölf weitere Verfahren, die sogenannten Nürnberger

Nachfolgeprozesse in den Jahren 1945 bis 1949 richteten sich gegen 185 NS-Beamte, Militärs, höhere Parteimitglieder, Industrieführer, Juristen und Mediziner. Davon wurden 24 zum Tode verurteilt, 20 erhielten lebenslängliche Gefängnisstrafen. 98 mussten kürzere Gefängnisstrafen verbüßen. Hingerichtet wurden letztlich nur zwölf Angeklagte, weil der amerikanische Hochkommissar im Januar 1951 zahlreiche Strafen herabsetzte. Auch von den Tausenden Ermittlungsverfahren zwischen 1945 und 1955 führten lediglich die Hälfte zu einer Verurteilung. Zwischen 1945 und 1958 wurden nur 6'093 Angeklagte verurteilt – ein winziger Bruchteil angesichts der fast acht Millionen Mitglieder der NSDAP.¹⁰ Die Verurteilung von Naziverbrechern wurde auch durch die Amnestie von 1949 behindert, bei der unmittelbar nach der Wahl Konrad Adenauers zum Bundeskanzler Straffreiheit für Vergehen verkündet wurde, für die nicht mehr als eine Gefängnisstrafe von einem halben Jahr zu erwarten war. Bis Januar 1951 haben davon 792'176 Deutsche profitiert, darunter zahlreiche NS-Täter. 1954 kam es zu einem weiteren Amnestiegesetz, das zwar konkret nur auf wenige Strafverfahren gegen NS-Täter Anwendung fand, aber den Eindruck vermittelte, die Straftaten im NS-Regime sollten mit dem Mantel des Vergessens bedeckt werden.¹¹

Die Dinge änderten sich Ende der Fünfzigerjahre, unter anderem dadurch, dass 1955 die Taschenbuchausgabe des Tagebuchs der Anne Frank veröffentlicht wurde, die sofort zum Bestseller wurde, und dass einige neue Prozesse gegen NS-Verbrecher stattfanden. Der erste begann 1958 in Ulm, wo Griesinger gearbeitet hatte, bevor er nach Stuttgart kam. Die Verurteilungen im Ulmer Einsatzgruppen-Prozess führten zur Gründung der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen am 1. Dezember 1958, deren Arbeit die systematische Verfolgung von NS-Verbrechen einleitete, die bis heute anhält. Gleichzeitig verhinderte aber die zur

Amnestie neigende Einstellung der Bundesregierung und die verbreitete Auffassung, die Aufarbeitung solle ein Ende haben, eine strenge Bestrafung der Täter. Die Urteile der Gerichte in den Sechziger- und Siebzigerjahren waren auffällig milde.

Obwohl die Prozesse auch international beachtet wurden, behauptete Jutta, sie habe keinen Gedanken darauf verschwendet, was genau ihr Vater im besetzten Prag getan und inwieweit er die NS-Politik unterstützt hatte. Auch der Prozess gegen Wilhelm Harster, der 1933 die stellvertretende Leitung der Württembergischen Politischen Polizei übernommen hatte und damit der Vorgesetzte ihres Vaters gewesen war, hatte sie nicht interessiert, weil sie das gar nicht wusste. Harster war 1940 Befehlshaber des SD in den Niederlanden geworden und hatte in dieser Funktion die Deportation von 100'000 Juden veranlasst. Beim Prozess vor dem Landgericht München II im Jahre 1967 sagte deshalb auch Otto Frank aus, und Passagen aus dem Tagebuch seiner Tochter Anne wurden bei der Beweisaufnahme verlesen. All das wurde in der Schweizer Presse ausführlich behandelt. Die Zeitungen hoben hervor, dass damit zum ersten Mal in der bundesdeutschen Geschichte ein prominenter Massenmörder verurteilt wurde, der «sein blutiges Handwerk vom Schreibtisch aus betrieb»¹², wie ein Richter es 1961 im Eichmann-Prozess formulierte. Solche Prozesse hatten in Deutschland dazu geführt, dass die Studenten 1968 nicht nur gegen den Vietnamkrieg protestierten, sondern auch ihren Eltern mit erneuter Dringlichkeit Fragen nach dem «Dritten Reich» stellten.¹³ Was aber nicht hiess, dass diese Fragen auch beantwortet wurden. Nur die unmittelbar Betroffenen und ihre Familien mussten sich stellen. 1985 kam der israelische Psychotherapeut Dan Bar-On nach Deutschland, um mit Kindern von NS-Tätern zu sprechen. Er war der Erste, der ihnen half, sich von der Last des Schweigens zu befreien.

Jutta, in der Schweiz, war nie auf die Idee gekommen, die Vergangenheit ihres toten Vaters in dieser Art zu erforschen. Sie wusste von den Gräueltaten des «Dritten Reiches» aus der Schule, aus Büchern und Filmen, aber sie hatte nicht den geringsten Verdacht, dass ihr Vater damit zu tun gehabt haben könnte. Das war die übliche Reaktion der Nachkriegsgeneration.¹⁴ Manch einer würde vielleicht daraus schliessen, dass sie Angst vor unliebsamen Entdeckungen hatte. Aber das ist nicht sehr wahrscheinlich. Was wissen wir schon vom Leben unserer Eltern? Warum sollten Kinder des «Dritten Reiches» an anderen Massstäben gemessen werden? Die wenigsten von ihnen hatten die Mittel oder das Know-how, um die vagen Geschichten ihrer Eltern anhand von Archiven zu überprüfen. Jutta hatte auch in ihrer neuen Familie nie irgendwelche Anspielungen auf die Nazi-Vergangenheit ihres Vaters gehört, auch in Büchern, Zeitungen oder im Internet gab es keine Hinweise auf seine Verbindungen zum Regime. In Prag hatte sie gesehen, dass er mit Krawatte und Anzug hinter einem grossen Schreibtisch in einem Büro sass. Soweit sie es beurteilen konnte, beschäftigte er sich ausschliesslich mit irgendwelchen abstrakten juristischen Fragen und Porzellan-Toiletten. Es waren die Väter anderer Kinder gewesen, die schwarze Uniformen trugen oder in Konzentrationslagern arbeiteten.

Es gab auch keinerlei Dokumente in der Familie. Sie wusste nicht einmal, wie seine Handschrift aussah. Sie dachte, alle persönlichen Unterlagen seien im Krieg verlorengegangen oder zerstört worden. Das hatte sich erst geändert, als ein holländischer Polsterer die mit Hakenkreuzen versehenen Papiere ihres Vaters aus einem alten Sessel gezogen hatte.

«Das alles ist so unglaublich», sagte sie und blickte auf den Tisch, um sich zu vergewissern, dass alles an Ort und Stelle war. «Mein Vater ist gestorben, als ich ein kleines Mädchen war. Es ist kaum zu fassen, dass er nach so vielen Jahren plötzlich wieder in meinem Le-

ben auftaucht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin.» Dass seine Flaschenpost das Hakenkreuz trug, schien ihre Freude nicht zu mindern. «Diese Papiere in der Hand und mir ihre unglaubliche Reise vor Augen zu halten, gibt mir ein Stück von meiner Vergangenheit wieder.» Sie wollte auf jeden Fall mehr über meine Nachforschungen erfahren.

Andere Historiker haben berichtet, es sei schwierig gewesen, Kinder von Nazis zu finden, die bereit waren, über die Vergangenheit ihrer Familie zu reden.¹⁵ Ich hatte mehr Glück. Das Auftauchen der Dokumente und meine Forschungsarbeit interessierten Jutta sehr. Auf einer gewissen Ebene bestand unsere Beziehung auf einem einfachen Austausch von Informationen: Ich wollte mein Bild eines gut aussehenden, unbedeutenden Beamten des NS-Regimes mit Einzelheiten vervollständigen, sie wollte mehr über ihren Vater erfahren. Auf einer anderen Ebene standen sich unsere Interessen allerdings diametral gegenüber: Ich sammelte Material gegen einen Täter, dessen Schuld immer sichtbarer wurde, während sie etwas von einem geliebten Vater wissen wollte, dessen Abwesenheit ihr ganzes Leben geprägt hatte. Die Tatsachen waren vielleicht dieselben, aber ihre Bedeutung und die psychologische Wirkung waren für uns beide völlig verschieden.

Die meisten Eltern verleugneten in der Nachkriegszeit ihre frühere Zustimmung zur Naziherrschaft und gaben diese Einstellung auch an ihre Kinder weiter. Ich hatte das Gefühl, dass diese Haltung auch bei Jutta dominierte. Zu keinem Zeitpunkt machte sie sich an diesem ersten Tag irgendwelche Notizen. Natürlich konnte sie auf diese Weise besser zuhören, aber ich fragte mich, wie sie sich das alles merken wollte. Das einzige Mal zeigte sie wirkliche Begeisterung, als ich Frédéric Chopin und seine Freundschaft mit ihrem Ur-Ur-Grossvater aus New Orleans erwähnte, von dem sie bis dahin noch nie gehört hatte.

Als ich mit Juttas jüngerer Schwester Barbara sprach, die in Franken wohnt, erlebte ich eine ähnliche Reaktion. Sie war erst fünf, als ihr Vater starb, und hatte keine einzige unmittelbare Erinnerung mehr an ihn. Auch sie hatte ihre Mutter vergeblich nach ihm gefragt. Robert Griesinger war einfach einer von Millionen Nazis geworden, über die man nach dem Krieg auch in der eigenen Familie nicht mehr sprach. Andererseits waren die Geheimnisse der Vergangenheit immer dicht unter der Oberfläche gewesen – so wie die Papiere in Griesingers Sessel. Ob ihre Mutter getrauert oder sich einfach nur ein neues Leben für sich und ihre Kinder gewünscht hatte, bleibt unklar, aber es funktionierte, und irgendwann hörte auch Barbara auf, Fragen zu stellen. Getrauert hatte vor allem wohl Griesingers Mutter Wally, und ihr Haus wurde zu einer Erinnerungsstätte für ihren Sohn. Wallys zunehmende Feindseligkeit gegenüber ihrer Schwiegertochter Gisela zerstörte allerdings schon früh das Verhältnis zu ihren Enkelinnen Jutta und Barbara. Am Ende war es Irmela gewesen, die sich um die alles beherrschende Wally im Alter gekümmert hatte und dabei – obwohl sie den Onkel ihres Mannes nicht mochte – auch zur Hüterin seines Erbes geworden war.

Nach meinen Gesprächen mit Jutta und Barbara und meiner Reise nach New Orleans beschloss ich, nach Stuttgart zu fahren und Jochen und Irmela noch einmal zu besuchen. Ich sage meinen Studenten immer, sie sollten nicht erwarten, gleich beim ersten Gespräch alles zu erfahren. Wirklich aufgeschlossen sind die Leute oft erst beim zweiten.

Irmela begrüßte mich freundlich und bat mich herein. Fast drei Jahre waren vergangen seit meinem ersten Besuch. Ostern stand bevor, und das Haus war festlich geschmückt. Jochen las Zeitung am Fenster. Er lächelte, als er mich sah, und entschuldigte sich, dass er zur Begrüßung nicht aufstehen könne, er müsse sich noch von einer

Erkrankung erholen. Ich setzte mich auf die Couch, wo auf dem Kaffeetisch ein grosser Teller Brezeln mit Butter und Schnittlauch stand.

Während wir unter Wallys Porträt sassen und Brezeln assen, fragte ich, wie sich Robert Griesingers Verhältnis zu seiner Mutter verändert habe, als Gisela Nottebohm in sein Leben trat. Irmela stand auf und führte mich an ein Fenster, aus dem man in den Garten hinaus sah. «Sie erinnern sich vielleicht nicht daran», sagte sie, «aber als Sie das letzte Mal hier waren, stand da draussen noch eine grosse Eiche. Die hatte Robert seiner Mutter im Jahr 1938 geschickt, weil er es nicht geschafft hatte, Weihnachten hier zu Hause zu sein.» Weihnachten war immer eine grosse Sache im Hause Griesinger. Und 1938 wollte Wally besonders gross feiern, weil es das erste Weihnachten war, bei dem beide Söhne verheiratet waren. «Wally muss unglaublich wütend gewesen sein, dass Robert nicht da war. Sie hatte das Gefühl, dass Gisela ihr den Sohn wegnehmen wollte.» Die Situation verschärfte sich immer mehr. Bald hatte Robert genug. «Während des Krieges müssen sie einen grossen Streit gehabt haben», sagte Irmela. «Das war der, nach dem sie sich nicht mehr versöhnt haben.»

«Woher wissen Sie das alles?», fragte ich.

Irmela erinnerte mich daran, was sie mir schon bei meinem ersten Besuch über ihre enge Beziehung zu Wally gegen Ende der Sechzigerjahre erzählt hatte. Dann rückte sie mit einer Überraschung heraus. «Ich habe mich noch mal im Haus umgesehen, ob es da etwas Interessantes für Sie gibt», sagte sie und verschwand im Nachbarzimmer.

Als sie zurückkam, hatte sie eine ganze Schublade mit Papieren in den Armen. Sie setzte sie vorsichtig auf dem Teppich ab und wühlte darin herum. «Hier ist er», sagte sie schliesslich und reichte mir einen Briefumschlag, der an Robert Griesinger in Prag adressiert war. In der Ecke klebten eine rote und eine blaue Marke mit Hitlers Konter-

fei. Sie waren am 31. März 1945 abgestempelt worden, aber der Brief war nicht mehr aus Deutschland herausgekommen. Einige Tage nach dem Einmarsch französischer Truppen in Stuttgart am 21. April 1945 war er an Adolf und Wally Griesinger zurückgeschickt worden, nachdem die Zensur ihn geprüft hatte.

Adolf hatte seinem Sohn vier Seiten in blauer Tinte geschrieben, während Wally nur die Ränder der Blätter mit hastig gekritzelten Zeilen gefüllt hatte, die wohl einen Versöhnungsversuch darstellten. Offensichtlich hatte sie versucht, ihrem Sohn klar zu machen, wie viel er ihr bedeutete. Es war eine rührende letzte Botschaft einer Mutter an ihren Sohn. Wally war überzeugt, dass sie und ihr Mann schon in den nächsten Tagen von einer Fliegerbombe oder den vorrückenden alliierten Truppen umgebracht werden würden. «So nehme ich wieder mal Abschied von Dir, mein liebes, armes Kind», schrieb sie. «Mögest Du vor dem Schlimmsten bewahrt bleiben u. nach vielen Jahren wissen u. erkennen, was Du mir gewesen bist.»¹⁶

«Darf ich mir auch die anderen Sachen ansehen?», fragte ich. Jochen und Irmela schienen mir jetzt mehr zu trauen. Während uns Jochen von der Couch aus beobachtete, kniete ich mich neben Irmela auf den blassgrünen Teppich, und wir untersuchten den Inhalt der Schublade. Unter den zahllosen Fotos, von denen einige noch aus dem 19. Jahrhundert stammten, fanden sich auch alte Briefe und Postkarten aus New Orleans. Wie es schien, hatte Urgrossmutter Lina noch lange den Kontakt mit ihren Verwandten in Amerika aufrecht erhalten, nachdem sie nach Stuttgart gezogen war.

Als wir uns dem Boden der Schublade näherten, entdeckte ich zwei in weiches Leder gebundene Tagebücher. Als ich sie aufschlug, sah ich sofort, dass sie Wally gehört hatten. Der erste Eintrag stammte vom März 1917 und lautete: «Ich schreibe dies Buch in der Hoffnung,



Emil Christ schickte 1910 diese Postkarte an seine Tante in Stuttgart.

Zu sehen ist der neu erworbene Familiensitz in New Orleans.

es über kurz oder lang vernichten zu dürfen. Vernichten werde ich es, wenn wir doch noch siegen (was aber nur noch durch ein Wunder geschehen kann) oder wenigstens das Deutsche Reich u. wir Deutschen nicht völlig zermalmt u. vernichtet sind.»¹⁷ Beim schnellen Durchblättern stellte ich fest, dass Wally zwei Jahre lang praktisch jeden Tag Notizen gemacht hatte. Eingehftet waren auch Ausschnitte aus der Stuttgarter ‚Süddeutschen Zeitung‘, die sie mit längst verrosteten Büroklammern am oberen Rand der Seiten befestigt hatte. Einer der rot angestrichenen Artikel aus dem Jahr 1918 weckte meine besondere Aufmerksamkeit. Der Verfasser, ein protestantischer Pfarrer namens Reinhard Mumm, der Schwiegersohn des prominenten Antisemiten Adolf Stöcker, schrieb unter der Überschrift «*Hoffnung*», dass «*die Geldgier, die Judenherrschaft, die Unmoral und der Niedergang der Geburtenrate*», unter denen die Bevölkerung derzeit

leide, vielleicht nur ein Zeichen dafür seien, dass Gott noch «grosse Dinge» mit dem deutschen Volk vorhabe.¹⁸

Irmelas Darstellung der politischen Einstellungen von Adolf und Wally geriet durch dieses Kriegstagebuch etwas ins Wanken. Man konnte sich durchaus vorstellen, dass sie völkisch gesonnen war und Verständnis für manche Projekte des Nationalsozialismus hatte. Ihr Abscheu gegenüber den revolutionär auftretenden Nazis war typisch für viele konservative Eliten, aber es war nicht sicher, wie lange er anhielt. Das Leib- und Magenblatt der Griesingers jedenfalls war die Stuttgarter ‚Süddeutsche Zeitung‘ die sich an die protestantische Mittelschicht wendete.¹⁹ Wallys Auswahl von antisemitischen, fremdenfeindlichen und homophoben Zeitungsausschnitten aus dem streng konservativen Blatt warf ein bezeichnendes Licht auf ihren Charakter und ihre politischen Ansichten. Sie zeigte auch, welcher Art die Diskussionen waren, die Robert in seiner Kindheit und Jugend miterlebte.

Das zweite Tagebuch in der Schublade trug den Titel «Unser Kind» und war ihrem Sohn Robert gewidmet. Sie schilderte darin seine Entwicklung von der Geburt an. Es begann im November 1906. Am Anfang standen Aufzeichnungen über die Erscheinung des Babys (Geburtsgewicht 3'750 Gramm) und seine Entwicklung. Besuche im Krankenhaus wurden ebenso vermerkt wie seine Taufe, sein erster Zahn (10. Juli 1907) und seine ersten selbständigen Schritte (31. Januar 1908). Daneben fanden sich aber auch viele Bemerkungen über ihre Gefühle als Mutter und die damit verbundenen Veränderungen im Alltag. Je älter Robert wurde, desto länger wurden die Einträge. Wally wurde immer nachdenklicher und gab sich grosse Mühe, die verschiedenen Facetten der Persönlichkeit Roberts zu erfassen.

Ich sass lange im Schneidersitz auf dem Teppich im Haus der Griesingers und blätterte. «Die Kinder führen ein Götterleben und haben noch kein

Tränen vergossen», schrieb Wally am 6. März 1911, als Robert gerade vier Jahre alt war.²⁰ Erstaunlicherweise führte sie das Baby-Buch immer weiter, bis zum 22. April 1925, als Robert sein Elternhaus verliess, um zu studieren. Ich fragte Jochen und Irmela, ob ich die beiden Bücher mitnehmen und kopieren dürfte. Sie erlaubten es mir.

KAPITEL 4

DIE «KRIEGSJUGEND- GENERATION»

Stuttgart hatte sich seit der Jahrhundertwende verändert. Die Hauptstadt des Königreichs Württemberg spielte auch nach der Reichsgründung von 1871 eine bedeutende Rolle: In Untertürkheim stand schon das zweite Motorenwerk der Firma Daimler, und bei Bosch war der hunderttausendste Magnetzündler für Verbrennungsmotoren gebaut und der Achtstundentag eingeführt worden. Die Sozialdemokraten gewannen stetig an Popularität, aber von politischem Extremismus blieb Robert Griesingers Heimatstadt verschont. Es herrschte seit 1848 ein freiheitlicher Geist, der es möglich machte, dass hier 1907 der erste und einzige Internationale Sozialistenkongress und die Internationale Frauenkonferenz auf deutschem Boden stattfanden. Es ist also durchaus möglich, dass Robert Griesinger in seinem Kinderwagen im Rosenstein-Park von Lenin, Rosa Luxemburg, Jean Jaurès, Karl Liebknecht oder Ramsay MacDonald begutachtet worden ist. Stuttgart war als Versammlungsort ausgesucht worden, weil die Veranstalter der Ansicht waren, dass die Delegierten nur in Württemberg frei würden reden können, wenn sie in Deutschland tagten.¹

Die Einwohnerzahl Stuttgarts war durch Zuwanderung und Eingemeindungen von 107'000 im Jahre 1875 auf eine Viertelmillion im Jahre 1907 angewachsen. Es wurden Strassenbahnlinien gebaut und Strassen gepflastert. Die Entwicklung der Kanalisation und der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung prägte die Stadt.² In den Jahren zwischen 1901 und 1905 entstand das neugotische Rathaus. Über dem Haupteingang erhob sich eine Bronzefigur, die «Stuttgardia». Modell gestanden hatte dafür Else Weil, ein 17-jähriges jüdisches Mädchen, das später im Erwachsenenalter vor den Nazis nach Amerika fliehen musste.

Dennoch hatte sich Stuttgart nur langsam verwandelt. Die Bevölkerung hatte sich verdoppelt, aber nicht vervierfacht wie in anderen deutschen Städten. Als Robert Griesinger geboren wurde, lag die Stadt, in der Hegel geboren wurde und Schiller seine ersten Stücke geschrieben hatte, immer noch anmutig in ihrem Tal. Der mittelalterliche Marktplatz mit seinen Fachwerkhäusern aus dem 14. Jahrhundert bildete das Zentrum der noch unzerstörten Altstadt, und der Duft von Jasmin und Flieder hing in der Luft, wenn es Sommer wurde.³

Nachdem ich das Haus der Griesingers mit einer Tasche voller Briefe, Papiere und den Tagebüchern verlassen hatte, setzte ich mich erst einmal in ein Café in der Innenstadt, um mir alles anzusehen. Ich las Dokumente, die über 100 Jahre alt waren und aus der Zeit stammten, als Wally sich entschlossen hatte, Mutter zu werden und eine Familie zu gründen. Die Sachen waren seit Jahrzehnten nicht angerührt worden. Die Einträge in ihren Tagebüchern beschrieben Roberts Kindheit in allen Einzelheiten. Die Eltern hatten offenbar die finanziellen Möglichkeiten, um ihrem Sohn jeden Wunsch zu erfüllen. Alle paar Seiten findet sich ein Foto von ihm. Auf manchen sieht man nur ihn, auf anderen ist er mit seinen Eltern zu sehen, deren Gesichter voller Stolz strahlen. Robert war gut gekleidet, zunächst in einem

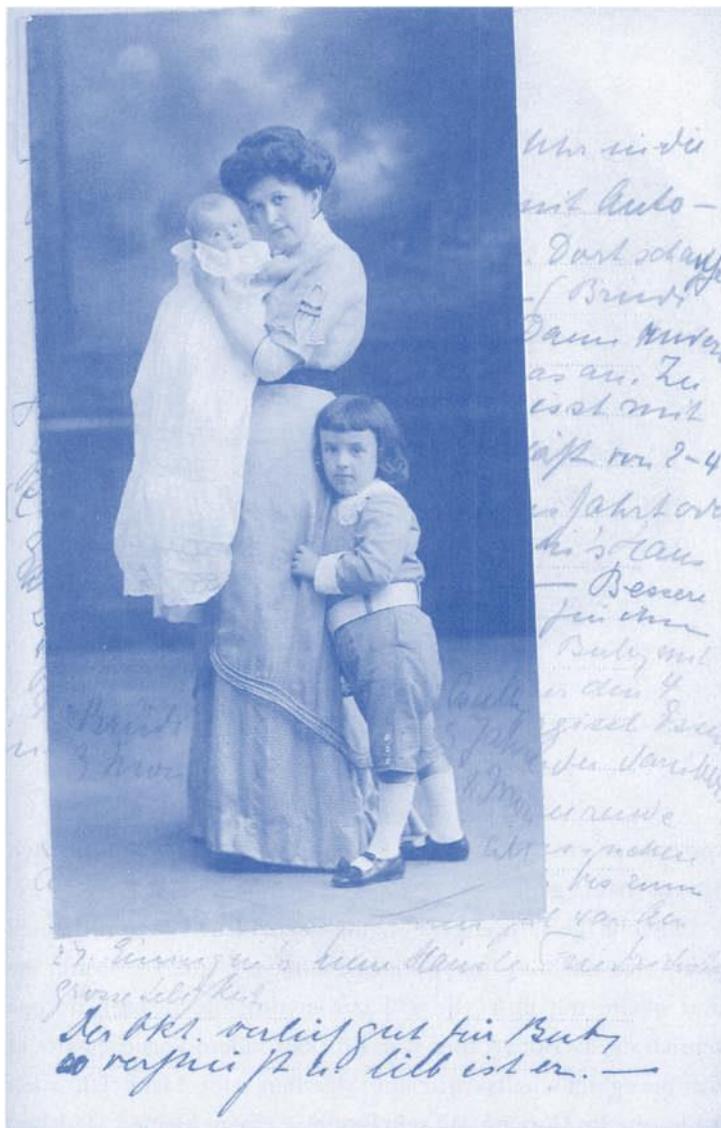


Adolf und Robert Griesinger, um 1908.

Musselin-Kleidchen, später in einem für die Zeit des deutschen Flottenbaus typischen Matrosenanzug.⁴

Obwohl die Griesingers ein Kindermädchen hatten, behielt Wally die Erziehung ihres Sohnes fest in der Hand. Sie las ihm vor und spielte mit ihm. «Er will immer nur Geschichten hören», schrieb sie, als Robert fünf war. Eine besondere Vorliebe hatte er für die gesellschaftskritischen Märchen von Hans Christian Andersen. Im Übrigen galt sein Interesse einem kleinen Mädchen namens Erika Tobel, die Wally scherzhaft als seine «erste Liebe» bezeichnete.

Trotzdem konnten weder Wally noch Erika mit Roberts Gross-



Wally Griesinger dokumentierte die Entwicklung ihres Sohnes Robert ausführlich in einem Tagebuch. Auf einer Seite findet sich diese Fotografie von Albert, Wally und Robert (v.l.n.r.), aufgenommen im Jahr 1910.

mutter Lina konkurrieren. Der Junge und seine amerikanische Grossmutter waren schier unzertrennlich. Sie ist «sein ganzes Leben», schrieb Wally.⁵ Lina hatte zwar Deutsch gelernt, wird aber vermutlich auch Englisch mit ihrem Enkel gesprochen haben. Vielleicht hat sie ihm sogar ein paar Worte Kreolisch beigebracht, die sie in New Orleans von ihrem Kindermädchen gelernt hatte, und ihm Geschichten über die Brüder Lafitte erzählt, die im Golf von Mexiko spanische Schiffe geplündert hatten, oder über Marie Laveau, die gefeierte Voodoo-Queen von New Orleans.⁶ Lina hielt auch Verbindung zu Roberts amerikanischen Cousins Lillian, Dunbar und Anna Christ, die ungefähr um dieselbe Zeit geboren worden waren.⁷

Wenn Robert seine Grossmutter in ihrer Wohnung in der Kronenstrasse besuchte, sass sie meist in ihrem grossen, gedrechselten Lehnstuhl aus ebonisiertem – künstlich geschwärztem – Holz.⁸ Als Lina starb, Robert war zu dieser Zeit elf, holte Adolf den Stuhl in die damalige Wohnung der Griesingers. Das sehr dominierende Möbelstück stand und steht heute noch im Haus der Familie wie eine Ikone. So hatte Robert immer eine Erinnerung an die Geschichten, die ihm seine geliebte Grossmutter erzählt hatte. Zugleich lernte er, dass Erbstücke eine bleibende emotionale Bedeutung haben und man sie nicht einfach wegwerfen sollte.

Das behagliche Leben, das Adolf und Wally Griesinger führten, verdankten sie dem Vermögen von Wallys Vater. Arnold Passmann war ein wohlhabender Grosshandelskaufmann und Industrieller in Duisburg. Das Ansehen der Familie in Stuttgart dagegen gründete sich auf Adolfs Stellung als Kavallerieoffizier des Königs von Württemberg; im Ersten Weltkrieg war Adolf Griesinger Oberstleutnant der Württembergischen Armee gewesen. Die Familie lebte im ersten Stock in der Alexanderstrasse 35, ganz in der Nähe des Kriegsministeriums, wie viele württembergische Militärs. Der 70-jährige General



Lina Griesinger in ihrem Lehnstuhl in der Stuttgarter Villa, um 1915.

Hermann Freiherr von Bilfinger, einer der angesehensten Soldaten des Landes, der im Krieg von 1870 / 71 mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet worden war, wohnte eine Etage höher, und ein Major Klotz und seine Familie hatten die Wohnung im Hochparterre.⁹ Die Konzerte von Militärkapellen, aber auch die Feierlichkeiten am «Sedantag», der an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 erinnern sollte, wurden fleissig besucht.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 machte dieser Idylle ein Ende. Der siebenjährige Robert hatte allerdings kaum eine Vorstellung von der Bedeutung der Ereignisse um ihn herum. Er spielte allenfalls «Deutsche gegen Franzosen» mit seinen Freunden. Auch seine jetzt 30-jährige Mutter Wally war zuversichtlich. Obwohl ihr Vaterland von Russland, Grossbritannien und Frankreich eingekreist war, schien es ihr nur eine Frage der Zeit zu sein, bis es triumphierte. Am 9. September wurde Adolf einberufen;

am selben Tag wurde Robert eingeschult. Dank ihrer guten Beziehungen konnten die Griesingers ihren Erstgeborenen auf das traditionsreiche, über 200 Jahre alte Eberhard-Ludwigs-Gymnasium schicken, das 130 Jahre zuvor auch Hegel besucht hatte. Das «Ebelu» war die Schule für die Kinder der Stuttgarter Elite.¹⁰

In der Schule hatte Robert einige Probleme. Im Herbst 1915 schrieb Wally beinahe täglich darüber, dass der Neunjährige immer weiter zurückfiel. Er sei gesund und charmant, aber auch schrecklich faul. Der junge Mann tat sich mit dem humanistischen Unterricht ziemlich schwer. Und je schlechter seine Leistungen wurden, desto schlechter wurde auch sein Betragen. Die miserable Note in Latein Anfang 1916 war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Wally nahm ihren Sohn vom «Ebelu» und schickte ihn stattdessen auf ein Reformrealgymnasium, wo man ihm mehr Aufmerksamkeit schenken konnte. Innerhalb weniger Wochen verbesserten sich seine Noten. Seine Lesefreude nahm zu, und Robert verbrachte die Osterfeiertage mit Büchern.¹¹

Vom Sommer 1916 an litten die Deutschen kriegsbedingt unter einem Mangel an Lebensmitteln und verschiedensten Krankheiten. Die britische Seeblockade, die von 1914 bis 1919 andauerte, verhinderte die Einfuhr von Nahrungsmitteln, Dünger und anderen lebenswichtigen Gütern. «Um den Krieg zu gewinnen», schrieb George Bernard Shaw 1919, «liessen wir die deutschen Kinder verhungern.»¹² Der Stuttgarter Markt mit Obst, Fleisch und Gemüse verschwand. Stattdessen bildeten sich lange Schlangen von müden Frauen mit leeren Körben und Lebensmittelkarten vor Läden, in denen es weder Kartoffeln noch Brot gab.¹³

Die finanziellen Möglichkeiten der Griesingers ersparten ihnen viele der Härten und ihr Schicksal war mit Sicherheit besser als das

der breiten Mehrheit der deutschen Bevölkerung. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen deutschen Familien konnten sie etwa das Weihnachtsfest stets gemeinsam feiern. Lange Zeit schien für Wally alles so weiterzugehen wie bisher. Sie konnte ihre Kinder bekleiden, ernähren und zur Schule schicken. Sie konnten die Sommer sogar in der «Slangenburg» verbringen, einem Wasserschloss in den neutralen Niederlanden, das Wallys Vater 1895 gekauft hatte. Wie die meisten Damen aus besseren Kreisen unterstützte Wally die deutsche Armee vor allem durch das sogenannte «Scharpiezupfen»: Überflüssige Baumwoll- und Leinenwäsche wurde zu einzelnen Fasern zerrissen, die zur Herstellung von Verbandsmaterial dienen sollten.¹⁴

Im Sommer 1916 begann die Lage sich zu verschlechtern. Roberts zehnter Geburtstag im November stand am Anfang des sogenannten «Steckrübenwinters», als Kartoffeln nach einer misslungenen Ernte streng rationiert werden mussten und nur noch Kohlrüben verkauft wurden, die ursprünglich zur Schweinemast angebaut worden waren. Für die Zivilbevölkerung standen täglich bloss 1150 Kalorien pro Kopf zur Verfügung.¹⁵ Während Robert weiter das Reformrealgymnasium besuchte, wurden auch die Griesingers in das Elend hineingezogen, in dem die übrige Bevölkerung schon seit zwei Jahren lebte.¹⁶ Von nun an schrieb Wally fast täglich über die Beschränkungen der Gasversorgung, den Mangel an Brot und andere Sorgen.¹⁷

Die Unterernährung traf auch die Kinder: Tausende Stuttgarter Kinder hörten einfach auf zu wachsen.¹⁸ Wegen der fehlenden Seife und des Mangels an Desinfektionsmitteln breiteten sich ausserdem Krankheiten aus. Wally machte sich grosse Sorgen um Roberts Gesundheit und Aussehen. Er war blass und körperlich nicht in Form. Er zappelte herum und konnte sich nicht konzentrieren. Die Kriegsfolgen trafen ihn zu einem kritischen Zeitpunkt seiner Entwicklung,

und die Konsequenzen darf man nicht unterschätzen. Er fehlte oft in der Schule, und seine Noten verschlechterten sich. Sein Betragen war nun auch in der Reformschule ungenügend, was seine Mutter sehr aufregte. 1917/18 hatte Wally wenig Gutes über ihn zu berichten. Ihre Beziehung, die bisher so warm und liebevoll gewesen war, verschlechterte sich. Sie schrieb ätzende Bemerkungen über Roberts schulische Leistungen in ihr Tagebuch. Andere, weniger begabte Kinder könnten wenigstens zeichnen, klagte sie. Sie liess ihm Nachhilfeunterricht geben, damit er die Prüfungen am Ende des Schuljahres bestand.¹⁹

Da die Truppen alle noch weit in Feindesland standen, kam die Kapitulation des deutschen Heeres im November 1918 für Wally und alle anderen Deutschen als völlig überraschender Schock. Die vermeintliche Sicherheit ihres Lebens ging von einem Tag auf den anderen verloren. Aber die Niederlage gegen die Alliierten war nicht nur eine Schande, auch direkt vor der Haustür kündigten sich tiefgreifende Veränderungen an. «Revolution in Stuttgart», schrieb Wally am 9. November 1918 ins Tagebuch, am Tag als der Waffenstillstand in Kraft trat und Robert zwölf Jahre alt wurde. Er war sicher sehr niedergeschlagen. Claus von Stauffenberg, der ein paar Tage später elf wurde, verbat sich jegliche Feier und stellte fest: «Einen so traurigen Geburtstag habe ich noch nie gehabt.»²⁰

Der November 1918 markierte das Ende des Kaiserreiches. In allen 22 Teilen des Landes dankten die Fürsten ab. Der Kaiser floh in die Niederlande, und in Berlin wurde die Republik ausgerufen. Stuttgart wurde zur Hauptstadt des Freien Volksstaates Württemberg. Die neue Regierung leitete der Sozialdemokrat Wilhelm Blos. Der König, dem Adolf Griesinger 20 Jahre lang gedient hatte, verliess die Stadt und begab sich in sein Jagdschloss nach Bebenhausen. Das war ein schwerer Schlag für die Griesingers, die nun einen Aufstand des lin-

ken Spartakusbundes fürchteten. Anarchie und Bürgerkrieg wurden zur realen Gefahr für die Bewohner des neuen Staates.

In diesen Tagen war Wallys Lage sehr angespannt. Ihre Angst vor dem Bolschewismus zeigt sich auf jeder Seite des Tagebuches. Sie schrieb über die Erstürmung des königlichen Schlosses und die Massen, die sich unter roten Fahnen auf den Strassen und Plätzen versammelten. Sie fürchtete, dass eine schwere und dunkle Zukunft bevorstand.²¹ Im Januar 1919 gelang es den Spartakisten tatsächlich, das Rathaus und den Bahnhof zu besetzen, und im April bauten sie in der ganzen Stadt Barrikaden. Doch der Aufstand dauerte nicht lange. Die neue Regierung von Württemberg schlug ihn mit Hilfe von Freikorps nieder; es gab auch Tote und Verletzte.²² Man kann davon ausgehen, dass Robert von der Familienwohnung im Stadtzentrum aus einiges davon beobachtet hat.

Aber die Leiden der Bevölkerung und besonders der Kinder waren noch nicht zu Ende. Die Spanische Grippe, die von Anfang 1918 bis Ende 1919 Amerika und Europa heimsuchte, tötete auch mehr als 200'000 Deutsche.²³ Und das war noch nicht alles. Obwohl die besiegte Nation verzweifelt darum kämpfte, genügend Lebensmittel und Kohle zu produzieren, setzten die Alliierten die Blockade auch nach dem Waffenstillstand noch fort. Das hiess, dass die deutschen und österreichischen Kinder weiterhin hungern mussten. Im Kriegsjahr 1917/18 hatte es Milch in Stuttgart nur für Kinder unter zwei Jahren, Schwangere und stillende Mütter gegeben, 1919 war die Milchversorgung noch schlechter. Die Stadt erhielt nur noch ein Fünftel der Milch, die vor dem Krieg geliefert worden war. Hunderte von Babys starben unmittelbar nach der Geburt.²⁴ Im August 1920 veröffentlichten Ramsay MacDonald, Noel Buxton und Joseph King, drei einflussreiche britische Labour-Politiker, in der Zeitung ‚Nation‘ einen offenen Brief, in dem die deutschen Kinder als «eine Genera-

tion am Rande des Zusammenbruchs» bezeichnet wurden.²⁵ Sie sprachen von Robert Griesingers Generation.

Robert litt verhältnismässig wenig – verglichen mit dem Rest der Bevölkerung –, aber er sah die Probleme der neuen Republik mit eigenen Augen. Er wuchs in einer Nation heran, die in tiefer Trauer war. Mehr als 2 Millionen deutsche Soldaten waren im Ersten Weltkrieg gefallen. Hinzu kamen 2,7 Millionen Kriegsversehrte, 1,2 Millionen Kriegswaisen und 533'000 Kriegswitwen. Die meisten von ihnen waren, ebenso wie die Gefallenen, noch unter 30.²⁶ In der Schule und auf den Strassen muss der junge Robert diese Witwen und Waisen gesehen haben. Auch die vielen verkrüppelten Veteranen wie Dr. Pfeiffer, sein Geografielehrer, der sich mit Prothesen durchs Leben quälte, sind ihm bestimmt nicht entgangen.²⁷

In den ersten beiden Monaten des Jahres 1919 wurde seine Schule in der Neckarstrasse vom Militär beschlagnahmt. Die Gymnasiasten wurden zeitweise in eine Mädchenschule, das Königin-Katharina-Stift, ausgelagert. Sie teilten sich zwar das Gebäude mit den Mädchen, aber ansonsten lief der Unterricht streng getrennt. Immerhin waren die Jugendlichen raffiniert genug, um die Löcher für die Tintenfässer in den Schulbänken als Briefkästen zu benutzen, sodass sie heimliche Mitteilungen austauschen konnten. Das System florierte und wurde angeblich nie von den Lehrern entdeckt. Andere Schüler des Reformrealgymnasiums erinnern sich, bei Klassenarbeiten geschummelt und den Lehrern Streiche gespielt zu haben. In dieser Hinsicht waren die deutschen Schüler trotz des verlorenen Krieges und der unsicheren Zeiten nicht anders als Schüler in anderen westlichen Industrieländern.²⁸

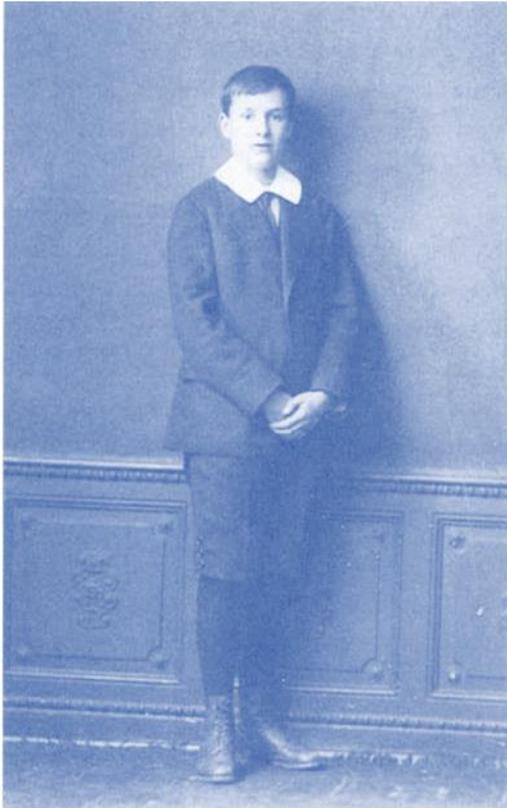
Griesinger war ähnlich wie Himmler oder Heydrich Angehöriger der später so genannten «Kriegsjugendgeneration», die zwischen 1900 und 1910 geboren wurde, und damit zu jung war, um noch im

Ersten Weltkrieg zu kämpfen. Diese Generation erlebte den völligen Zusammenbruch der Werte und Sicherheiten, an die ihre Eltern und Lehrer geglaubt hatten. Es war eine Generation, die von den Entbeh- rungen des Krieges, der nationalen Demütigung und dem Chaos der ersten Nachkriegsjahre geprägt war. Griesinger war sich dessen wohl nicht bewusst, aber die Ereignisse dieser Zeit hinterliessen Narben bei ihm.

Die Bindung des künftigen SS-Offiziers an seine Mutter war immer noch stark. Er teilte viele der Gedanken, Gefühle und Hoffnungen, die sie ihrem Tagebuch anvertraute. Sie verfolgte seine körperliche und geistige Entwicklung und seine wachsende nationale Gesinnung. Ihre Einträge zwischen 1920 und 1925 zeichnen das Bild von einem freundlichen, beliebten und gesunden Jungen mit zahlreichen Hob- bys. Im Gegensatz zu anderen potenziellen NS-Tätern gab es nach den Beschreibungen seiner Mutter bei Robert keine zerstörte oder verarmte Familie und keine Verbindung zu nationalsozialistischen Organisationen in dieser Zeit. Das einzig Auffällige war der gebildete Protestantismus, der die Form eines stark nationalistischen Denkens annahm.²⁹

Obwohl der Schulwechsel nicht leicht für Robert gewesen war, erwies sich Wallys Entscheidung nachträglich als richtig. Auf dem Reformrealgymnasium verlor sich schliesslich sein störrisches Betra- gen, und er gehörte bald auch nicht mehr zu den schlechten Schülern in seiner Klasse. Er passte sich an und gewann neue Freunde. Ein Genie war er nicht, aber die Lehrer brauchten sich wegen seiner Lei- stungen keine Sorgen zu machen. In seiner Freizeit las er viel, sam- melte Briefmarken und half auch im Haushalt. Ebenso wie die ande- ren 52 Jungen seines Jahrganges an der Schule fand er Sport eher langweilig und war körperlich untrainiert. Nur zum Eislaufen ging er gern.³⁰ In den Sommerferien, die er weiterhin mit der Familie in der

Slangenburg in den Niederlanden verbrachte, half er, das Archiv des Schlosses zu ordnen. Immer wieder beschrieb Wally ihren Sohn als glückliches, freundliches und bescheidenes Kind, das wenig Ärger machte. In einem Eintrag vom Mai 1921, einen Monat nach seiner Konfirmation, betonte sie, bei einem Gespräch habe sie wieder einmal festgestellt, dass es nichts Böses in seinem Wesen gebe. «Was ihn immer die Herzen gewinnen lässt, ist die liebe Unschuld, die Reinheit, die aus seinem Gesicht spricht.» Auf dem Konfirmations-



Robert Griesinger am Tag seiner Konfirmation, 1921.

foto, das Wally an die Verwandtschaft schickte, sieht der 14-Jährige aus wie ein Chorknabe.³¹

Im Gegensatz zu Albert, seinem jüngeren Bruder, litt Robert in seiner Kindheit und Jugend auch nicht an schweren Erkrankungen. Im Jahre 1922, mit 15, gehörte er zu den grössten Jungen in seiner Klasse, und zu Ostern 1923 war er seiner Mutter schon «weit über den Kopf gewachsen». Seine Interessen gingen mittlerweile über Schlittschuhlaufen und Briefmarkensammeln hinaus. Die Kunst begann ihn zu faszinieren, und er verbrachte am Wochenende viele Stunden in den Stuttgarter Museen und Sammlungen. Eine Zeit lang scheint er sogar ein Studium der Kunstgeschichte erwogen zu haben.³²

Mit 17 protestierte er zunächst, als ihn Wally zur Tanzstunde schickte, aber er begriff schnell, dass die Gelegenheit, junge Mädchen seines Alters kennenzulernen – und sogar anzufassen –, viel für sich hatte. Er besuchte die Tanzschule wann immer möglich. Und die jungen Damen wussten den schlanken, stets gut gekleideten Robert Griesinger, sein «immer liebenswürdiges Wesen und sein elegantes, freies Auftreten» offensichtlich zu schätzen. Wally wiederum war hochzufrieden, dass Robert ihr seine intimsten Gefühle hinsichtlich seiner Tanzpartnerinnen anvertraute. Die erste, in die er richtig verknallt war, hiess «Ilsi».³³

Eine weitere Leidenschaft von Robert war die Politik. Während er Museen und Tanzstunden besuchte, brach eine besonders stark von Gewalt und Instabilität geprägte Phase der deutschen Geschichte an. Die frühen Zwanzigerjahre waren entscheidend für die Entwicklung der «Kriegsjugendgeneration». Erfüllt von der Sehnsucht nach einer neuen Identität und gemeinschaftlichem Handeln wandten sich die jungen Leute dem «völkischen» Denken zu. Sie idealisierten die vermeintlich romantische Kameradschaft der Schützengräben, misstrauten der liberalen Demokratie und suchten nach einer neuen, auf einer

mystischen Blutsverwandtschaft begründeten Einheit des deutschen Volkes. Sie glaubten, nur die Rückkehr zu den traditionellen Strukturen der Vergangenheit könne die aktuellen wirtschaftlichen und politischen Probleme lösen. Dieses Denken führte zu Charakterzügen wie elitärer Kälte, Härte, Entschlossenheit und Selbstüberschätzung.³⁴

Nach allem, was Irmela von der Familie gehört hatte, zeigten sich manche dieser Charakterzüge tatsächlich bei Robert. Es war keineswegs unvermeidlich, dass er sich später dem Nationalsozialismus zu wandte – viele Deutsche, die zwischen 1900 und 1910 geboren wurden, taten dies nicht. In Anbetracht seiner Erziehung war Griesinger aber gewiss empfänglicher als andere. Seine Eltern waren entschiedene Anhänger der «Württembergischen Bürgerpartei», der Landesgruppierung der Deutschen Nationalen Volkspartei (DNVP), die in der Weimarer Republik zeitweilig die zweitstärkste Partei nach den Sozialdemokraten war. Sie setzte sich aus Konservativen und Nationalliberalen zusammen und stand bis 1924 nicht nur zur württembergischen Regierung, sondern auch zur Weimarer Republik insgesamt in Opposition, weil viele ihrer Anhänger monarchistisch gesonnen waren. Roberts Unterricht war von ähnlichem Geist erfüllt, wie sich Schüler des Reformrealgymnasiums später erinnerten.³⁵

Die Ereignisse der unmittelbaren Nachkriegszeit machten aus dem unauffälligen Schuljungen einen politisch interessierten Jugendlichen. Bereits im März 1920 kam es zu einem Umsturzversuch reaktionärer Kräfte. Der 1858 in New York geborene deutsche Verwaltungsbeamte Wolfgang Kapp, dessen Eltern schon vor der Jahrhundertwende nach Deutschland zurückgekehrt waren, marschierte mit paramilitärischen Freikorps in Berlin ein und erklärte die SPD-geführte Regierung für abgesetzt. Diese flüchtete nach Stuttgart, wo sich die Bevölkerung spaltete: Viele Anhänger der DNVP und ehe-

malige Militärs wie die Griesingers unterstützten den Staatsstreich, Demokraten stellten sich den Putschisten entgegen, SPD, KPD und Gewerkschaften riefen zum Generalstreik auf.³⁶

Der 13-jährige Robert mag die eine oder andere Strassensperre gesehen, den Putschversuch wahrscheinlich aber nur sehr oberflächlich wahrgenommen haben. Dreieinhalb Jahre später war das schon anders. Im Sommer 1923 musste die Regierung den Notstand ausrufen. Wegen angeblicher Rückstände bei der Zahlung von Reparationen hatten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet besetzt, das industrielle Herz Deutschlands. Die deutschen Arbeiter reagierten mit passivem Widerstand und sorgten dafür, dass die Kohleförderung und die Eisen- und Stahlproduktion stockten. Um die Streikenden zu entschädigen, musste die Regierung Geld drucken. Die schleichende Inflation, die schon 1914 begonnen hatte, geriet völlig ausser Kontrolle und wurde zur Hyperinflation. Damals entstanden die zahllosen Anekdoten über Säcke voller Geld, die nicht mal für ein Brot reichten – Erzählungen, die später zum Symbolbild für die Weimarer Republik wurden.

Anfang 1923 kostete eine Briefmarke schon 20 Mark, und im November, schrieb Wally Griesinger, war der Preis bereits auf 20 Millionen gestiegen. Wie alle anderen Deutschen kämpfte sie mit dicken Geldbündeln, die sie mitschleppen musste, wenn sie das Haus verliess.³⁷ Die Inflation von 1923 war ein traumatisches Erlebnis und hat das Verhältnis der Deutschen zum Geld für viele Jahrzehnte geprägt.³⁸

Wallys Tagebuch zeigt, dass die Wut über die Ruhrbesetzung auch ihren 16-jährigen Sohn erfasste. Er war jetzt aber nicht länger auf seine Eltern angewiesen, um zu verstehen, was in der Welt vorging. Bestätigung für seine nationale Gesinnung fand er vielleicht bei der Bismarckjugend, der Jugendorganisation der DNVP, die sich in Württemberg besonders um Jugendliche aus Kreisen des Adels und

der oberen Mittelklasse bemühte. Die Organisation war 1922 gegründet worden und hatte bis zu 40'000 Mitglieder. Wie die Jugendorganisationen der anderen Parteien hatte sie paramilitärische Tendenzen. «Er ist trotzdem in die Bismarck Jugend eingetreten», schrieb Wally zu Ostern 1923, «wo er möglicherweise körperlich ertüchtigt wird, durch Turnen etc. Nun, er soll sich nur selbst ein Urteil bilden u. Umschau halten.» Allerdings ist Wallys Tagebuch die einzige Quelle für Griesingers wahrscheinlich nur kurzes Interesse an der Bismarckjugend.³⁹ Aus den Dokumenten, die ich in Berlin konsultiert hatte, geht hervor, dass Griesinger jedes Mal erklärte, er sei noch in keiner politischen Organisation Mitglied gewesen, wenn er von NS-Parteifunktionären danach gefragt wurde.⁴⁰

Zur völkischen Weltanschauung der Bismarckjugend gehörte auch die Aufforderung, dass die Mitglieder «ihr Blut reinhalten» sollten.⁴¹ Zum Zeitpunkt seines 17. Geburtstages bezeichnete Wally ihren Sohn zum ersten Mal als erwachsenen jungen Mann, der klarsichtige, intelligente Ansichten habe. Sie war «erstaunt» über seine Kenntnis der politischen Situation. Dank der Freundschaft seiner Eltern mit General Walther Reinhardt, dem ehemaligen Chef der Heeresleitung, waren die Griesingers besser über die politische Lage informiert als andere. Roberts Respekt für Reinhardt war allerdings gesunken, seit dieser am 27. März 1920 hatte zurücktreten müssen, weil er als einziger in der Armeeführung die Reichswehr gegen die Kapp-Putschisten hatte einsetzen wollen. So viel Loyalität gegenüber der Demokratie gefiel dem 17-Jährigen überhaupt nicht, schrieb Wally.⁴²

Weimar galt den rechten Kreisen von Vornherein als «Judenrepublik». Der Antisemitismus hatte schon im Weltkrieg zu der berühmten «Judenzählung» geführt, mit der antisemitische Kreise in der deutschen Armeeführung nachweisen wollten, dass die Juden «Drü-

ckeberger» und Kriegsprofiteure seien. Als sich herausstellte, dass Juden sogar überproportional unter den Soldaten vertreten waren und 77 Prozent von ihnen an der Front gekämpft hatten, wurden diese Erkenntnisse allerdings bis lange nach dem Krieg geheim gehalten. So verfieng die Lüge, die Juden seien nicht patriotisch und strebten nach der Weltherrschaft. Die ‚Süddeutsche Zeitung‘ verleumdete so gut wie jeden Tag jüdische Prominente in Württemberg.⁴³ Die DNVP verlangte ständig Massnahmen gegen den vermeintlichen jüdischen Einfluss. Im Dezember 1922 spaltete sich die radikal antisemitische und rassistische Deutschvölkische Freiheitspartei (DVFP) von ihr ab, die alsbald mit der NSDAP Bündnisse einging. Aber auch die DNVP beschloss im April 1924, Juden und Ehepartnern von Juden die Mitgliedschaft zu verweigern.⁴⁴

In Roberts Kindheit gab es eine kleine jüdische Gemeinde von etwa 4‘500 Personen in Stuttgart. Obwohl einige von ihnen, zum Beispiel die Dessauers und die Engelbergs, nur 200 Meter entfernt in der Alexanderstrasse wohnten, hatten sie und die Griesingers wohl kaum in denselben Kreisen verkehrt.⁴⁵ Erst in der Schule kam Robert Griesinger regelmässig mit Juden zusammen. Im Jahr 1925, als er Abitur machte, gab es am Reformrealgymnasium 19 jüdische Schüler von insgesamt 552, also 3,5 Prozent.⁴⁶ Erst 2008 wurden dank der Bemühungen der Geschichtslehrerin Judit Vamosi und ihrer Schüler 17 Lebensläufe rekonstruiert. Zumindest fünf der jüdischen Abiturienten konnten in den nächsten Jahren nach England, Palästina und Südamerika emigrieren.⁴⁷ In den Klassenverzeichnissen waren sie leicht zu identifizieren, denn ausser ihren Adressen und den Berufen der Väter war auch ihre Religion angegeben. Im Schulalltag konnte man die jüdischen Schüler daran erkennen, dass sie nicht am evangelischen oder protestantischen Religionsunterricht teilnahmen. Sie konnten also nicht verbergen, dass sie Juden waren.

In Griesingers Jahrgang waren vier jüdische Schüler. Auch wenn drei davon nicht in seiner Klasse waren, ist es wahrscheinlich, dass er sie kannte. Edgar Fleischer kam aus einem anderen Stadtteil, aber Walther Stern und Walther Hummel wohnten ganz in der Nähe. Vielleicht haben sie dieselbe Strassenbahn benutzt wie Robert. Was aus Walther Stern geworden ist, als die NSDAP an die Macht kam, ist nicht bekannt. Edgar Fleischer konnte Deutschland 1934 verlassen und emigrierte nach Peru, wo er 1937 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Walther Hummel blieb bis 1942 in Deutschland, dann wurde er mit seiner Mutter nach Izbica deportiert, ein Ghetto in Polen, von wo die Transporte in die Vernichtungslager Belzec und Sobibor abgingen. Hier verliert sich seine Spur.⁴⁸

Hugo Stern war der einzige Jude unter den 24 Schülern in Griesingers Klasse. Er studierte später Medizin. Dann arbeitete er zwei Jahre in Stuttgart an einem Krankenhaus, ehe er wegen der Rassenetze entlassen wurde. 1937 ging er in die Vereinigten Staaten und eröffnete eine Praxis in Syracuse.⁴⁹ Schon zwei Tage nachdem ich mich an die dortige jüdische Gemeinde gewandt hatte, rief mich seine Tochter an, Judy Kaplan. Sie war überrascht, dass sich jemand so lange nach dem Tod Hugo Sterns im Jahre 1970 nach ihm erkundigte. «Mein Vater hat mir nie etwas von dem Antisemitismus während seiner Schulzeit erzählt», sagte sie. «Nur an der Universität sei es manchmal schlimm gewesen. Über seine Schulzeit hat er eigentlich gar nichts erzählt. Bis jetzt wusste ich nicht einmal, dass er der einzige jüdische Schüler in seiner Klasse gewesen ist.»⁵⁰

Bis zum Abitur wusste Robert immer noch nicht, was er studieren sollte. Von der Kunstgeschichte war er Ende 1924 abgerückt und tendierte jetzt mehr zu den Wirtschaftswissenschaften. Sicher war nur, dass er einer Verbindung beitreten würde, was für Wally allerdings «leider den blöden Zopf Fechten und Trinken» nach sich zog. Sie

konnte aber feststellen, dass sich Roberts Einstellung gegenüber der Schule geändert hatte. Es war ihm offenbar klar geworden, dass seine gesamte Zukunft davon abhing, wie er bei den im Februar 1925 anstehenden Prüfungen abschneiden würde. Er begann zu lernen, lehnte Einladungen zu Tanzveranstaltungen ab und wollte auch keine Winterferien machen. Zur grossen Erleichterung seiner Mutter bestand er die Abiturprüfungen, wenn auch nur als 14. von 24. Das genügte aber, um studieren zu können. «Bestanden!», schrieb sie ins Tagebuch. Seine Noten in Religion, Deutsch, Geschichte und Philosophie waren passabel, in den anderen Fächern befriedigend oder ausreichend, nur in Latein und Zeichnen war er wirklich schlecht. Um seine allgemeine Hochschulreife zu feiern, unternahm er mit drei Freunden eine Wanderung im Schwarzwald.⁵¹

Im Sommersemester 1925 begann Griesinger sein Jurastudium in Tübingen. Mit der 1920 gegründeten NSDAP hatten er und seine Freunde trotz ihrer konservativen und auch grundsätzlich wohl antisemitischen Einstellung, nichts zu tun. Als er in die Universitätsstadt mit ihrem Kopfsteinpflaster und den pittoresken Fachwerkhäusern zog, war seine Mutter todunglücklich. Den Anblick seines leeren Zimmers mit Bett und Schreibtisch konnte sie kaum ertragen. Schwere Herzens schrieb sie in ihr Tagebuch: «22. April 1925. Abschied aus dem Elternhaus. Nach Tübingen. Eben ging er fort. Wie wird das werden? Mein guter, guter Bub.» Es war ihre letzte Eintragung.

Robert war weniger betrübt, als er seine Mutter und das Haus in der Alexanderstrasse verliess. Seine Abschiedsworte mit der Bitte, sie solle ihn «nicht zu oft» besuchen, hatten sie fast zum Weinen gebracht.⁵²

KAPITEL 5

LEERES GEREDE

Griesingers Studienzeit fiel mit dem Ende der Hyperinflation und den «Goldenen Jahren» der Weimarer Republik zusammen. Gemessen an den Jahren zuvor und danach war die Zeit von 1924 bis 1929 tatsächlich eine Periode relativer Stabilität und Prosperität. Vier Tage nach Roberts Abreise aus Stuttgart wurde Feldmarschall Paul von Hindenburg am 26. April 1925 im zweiten Wahlgang zum Reichspräsidenten gewählt, was eine Welle nationaler Begeisterung auslöste.

Die Universität Tübingen gehörte zu den angesehensten, aber auch zu den reaktionärsten in Deutschland. In seinem ersten Studienjahr wohnte Griesinger in einem Zimmer über einer Bäckerei in der Neckargasse, einer lebhaften Strasse im Zentrum der mittelalterlichen kleinen Stadt.¹ Die Studenten standen der Republik in der weit überwiegenden Mehrzahl feindselig gegenüber.² Der verlorene Erste Weltkrieg warf seinen langen Schatten auch auf Griesingers Studienzeit: Bei allen Feiern wurden nationalistische Reden gehalten, mit denen die Gefühle der Studenten aufgewühlt werden sollten. Viel war vom Opfertod der gefallenen Soldaten und der Schande des Versailler Vertrages die Rede.³ Nur wer bereit sei, die verlorenen Gebiete mit der Waffe in der Hand zurückzuerobern, sagte der Rektor einmal,

sei berechtigt, «Deutschland, Deutschland über alles» zu singen.⁴ In dieser Atmosphäre war auch der Antisemitismus lange vor der «Machtergreifung» der Nationalsozialisten verbreitet.

Der sechs Jahre ältere Walter Stahlecker, Griesingers späterer Chef bei der Gestapo, hatte 1924 bereits das erste Staatsexamen gemacht. Er hatte sich während seines Jurastudiums in Tübingen im Umkreis des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes (DVSTB) bewegt, der sich durch aggressive judenfeindliche Parolen auszeichnete und 1919 als Dachverband kleinerer antisemitischer Organisationen gegründet worden war.⁵ Als Referendar in Reutlingen und Tübingen hielt Stahlecker sich auch nach seinem Staatsexamen in Griesingers Umfeld auf. Auch in der theologischen Fakultät der Universität war der Antisemitismus nach 1926 fest verankert. Der Theologe Gerhard Kittel gehörte zu den Begründern eines «wissenschaftlichen» Antisemitismus.⁶

Es ist unwahrscheinlich, dass Griesinger in Tübingen in Kontakt mit jüdischen Studenten oder Professoren kam. Schon vor Hitlers entsprechenden Gesetzen versuchte man, diese von der Universität fernzuhalten.⁷ Mit dem Konzept der «Rassenhygiene» durch Eugenik und Sterilisation, das in der medizinischen Fakultät schon vor dem NS-Regime viel diskutiert wurde, könnte er allerdings in Berührung gekommen sein. 1924 eröffnete die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene eine Ortsgruppe in Tübingen. Otmar Freiherr von Verschuer, der Untersuchungen an Zwillingen durchführte und es später seinem Freund Dr. Josef Mengele ermöglichte, in Auschwitz seine Zwillings-Experimente an jüdischen Gefangenen und Sinti und Roma durchzuführen, war der Sekretär dieser Gruppe. Von Verschuer verstand die Studenten mit seinen leidenschaftlichen Vorlesungen über Rassenhygiene zu fesseln und hielt auch häufig Vorträge für die Erwachsenenbildung.⁸

Einige Zeugnisse aus Griesingers eher unauffälliger Studienzzeit fanden sich unter den Dokumenten, die er später in seinem Sessel versteckte. Aber noch sichtbarer war der Schmiss, den er sich bei einer Mensur in der schlagenden Verbindung «Suevia Tübingen» holte. Ich hatte diese Narbe auf etlichen Fotos gesehen, aber erst als ich die Regeln des «Corps Suevia» las, wurde mir klar, dass ihr Träger keinen Unfall gehabt, sondern eine Mensur geschlagen hatte. Dabei durften die Fechter keine Gesichtsmaske tragen, die Füße nicht bewegen und ja nicht zurückzucken, wenn sie getroffen wurden. Es war sogar möglich, dass Griesinger die Narbe noch künstlich vergrössert hatte, indem er sie lange offenhielt und Salz in die Wunde streute. Auf einem Foto vom Juli 1925, das ihn kurz nach seiner Aufnahme in die Verbindung zeigt, sind die kaiserlichen Farben Schwarz-Weiss-Rot der «Suevia» gut zu erkennen. Er hatte das Foto offenbar voller Stolz an seine Eltern geschickt, und so gelangte es in die Schublade, deren Inhalt Jochen und Irmela mir überliessen.

Eine Broschüre zur Hundertjahrfeier der «Suevia Tübingen» aus dem Jahr 1931 wies Griesinger als Mitglied Nr. 881 aus, wobei er von Vorherein als «Griesinger II» bezeichnet wurde, denn Griesingers Grossvater (Robert Senior) hatte einen älteren Bruder gehabt, Julius Griesinger, der 1855 bei der «Suevia Tübingen» aktiv gewesen war. Julius war später ein prominenter Verwaltungsjurist geworden und zum Staatsrat und ersten Minister bei seinem Korpsbruder König Wilhelm II. von Württemberg aufgestiegen – dem prominentesten Mitglied der «Suevia Tübingen» –, der ihm 1895 den Adelstitel verlieh. Sein Sohn Julius Adolf Freiherr von Griesinger (1863-1939) war Diplomat und von 1911 bis August 1914 deutscher Gesandter im Königreich Serbien.⁹

Das Fechten machte nur einen Teil des Lebens bei der «Suevia» aus. Im Einklang mit der stramm nationalkonservativen Ausrichtung waren Gedenkveranstaltungen für die im Ersten Weltkrieg gefallenen



Das Porträt zeigt Robert Griesinger während seiner Zeit beim «Corps Suevia», um 1925.

und verwundeten Verbindungsbrüder ein fester Bestandteil der Aktivitäten. Zu Griesingers Unglück gehörte auch die Leibesertüchtigung zu den zentralen Pflichten der Korpsbrüder. Während er am Gymnasium wenig Interesse an sportlichen Aktivitäten gezeigt hatte, musste er jetzt zusätzlich zu den Fechtstunden auf dem Paukboden wöchentlich noch drei bis vier Stunden Sport treiben. Man fürchtete, dass die Deutschen ohne die vom Versailler Vertrag verbotene militärische Dienstpflcht verweichlichen würden, und suchte nach anderen Wegen, die Manneszucht und körperliche Tüchtigkeit der Mit-

glieder sicherzustellen. Wahrscheinlich schwamm oder turnte Griesinger regelmässig, das waren die üblichen Aktivitäten.¹⁰

Die Aktiven der «Suevia» hatten Zugang zum «Schwabenhaus», einer geräumigen, dreistöckigen Rokoko-Villa in der Gartenstrasse 12 mit grossem Garten und Blick auf den Neckar. Das Haus war 1899 von der Verbindung erbaut und am 19. Mai 1900 in Anwesenheit von König Wilhelm II. von Württemberg eingeweiht worden, der zu den «Alten Herren» des Corps gehörte. Das Innere war mit Trophäen, Säbeln, Wappen und Hirschgeweihen geschmückt. Von den Korpsbrüdern wurde erwartet, dass sie sich häufig hier aufhielten, wenn sie keine Vorlesungen hatten. Es wurde regelmässig und viel getrunken und gegen die «Novemberebrecher» gewettert, die der kämpfenden Truppe am Ende des Weltkrieges einen «Dolchstoss» versetzt hätten, als sie den Versailler Vertrag unterzeichneten. Die Trinkgelage gingen oft bis in die frühen Morgenstunden. Es wurde nicht ausgeschlossen, dass einzelne Korpsbrüder 1'000 Liter Bier im Jahr zu sich nahmen, und die Feiern waren oft so laut, dass die Polizei zwei- oder dreimal in derselben Nacht ausrücken musste, um die Neigung zur Ruhestörung zu dämpfen.¹¹

Die Mitgliedschaft im Corps nahm neben dem Studium sehr viel Zeit in Anspruch. Aber Griesinger genoss diese Zeit. Er gehörte zu den «Chargierten» und übernahm zeitweilig drei Aufgaben gleichzeitig: Vorsitzender, Sekretär und Kassier. Wohl nicht zufällig ist die Erwähnung in der Broschüre zur Hundertjahrfeier eine der wenigen gedruckten Quellen zu seiner Biografie.¹² Mit der Frage jüdischer Aufnahmeanträge in das «Corps Suevia» brauchte er sich nicht auseinanderzusetzen, weil es an der Tübinger Universität schon vor 1933 kaum noch jüdische Studenten gab. Dafür hatte er umso mehr Kontakt zu den «Alten Herren», zu denen auch der spätere Reichsaussenminister und «Reichsprotector für Böhmen und Mähren» Konstantin



Korpsbrüder der «Suevia Tübingen», 1931. Die Mensur, der traditionelle Fechtkampf, gehörte in der Studentenverbindung zum Alltag.

von Neurath (1873-1956) – dessen Sohn Konstantin Alexander der Studentenverbindung ungefähr zur selben Zeit wie Griesinger beitrug – und Hans von Watter (1903-1945) gehörten, der in Prag ebenfalls wichtige Posten innehatte.

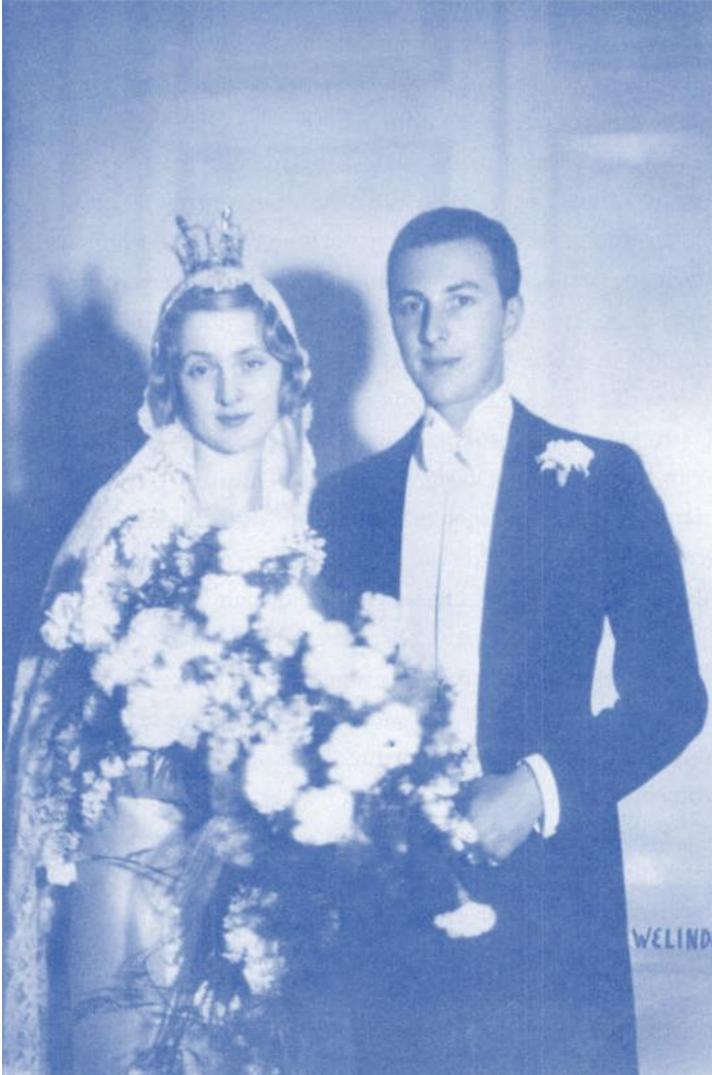
Aus Unterlagen, die mir Barbara zeigte, erfuhr ich, dass Griesinger rasch Freundschaft mit seinem Korpsbrüder Gustav Albrecht, dem fünften Prinzen von Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1907-1944) schloss, dessen Sohn Richard 1968 Prinzessin Benedikte von Dänemark heiratete. Gustav Albrecht studierte ebenfalls Jura, und wahrscheinlich haben sich die beiden jungen Männer auch in den Ferien besucht.¹³ Wie es der Zufall wollte, fand eines meiner Gespräche mit Barbara in der Woche nach Richards Begräbnis im März 2017 statt, an dem viele Vertreter des europäischen Hochadels teilnahmen. Barbara hatte Bilder von der Beerdigung in einer Illustrierten gesehen

und war entzückt, als sie von mir erfuhr, dass sie durch die Freundschaft ihres Vaters mit Richards Vater eine sozusagen persönliche Beziehung zu diesem Ereignis hatte. Im Gegensatz zu seiner Mitgliedschaft in der SS war dies eine erfreuliche Information.

Griesinger war stolz auf seine Mitgliedschaft im «Corps Suevia» und erwähnte sie in allen offiziellen Dokumenten. Nach dem Motto «furchtlos und treu», verpflichteten sich die Mitglieder zu lebenslanger gegenseitiger Unterstützung und verschafften sich untereinander wichtige Positionen und Beförderungen, wo es möglich war. Die Zugehörigkeit zu einem solchen Netzwerk war immer nützlich, auch im «Dritten Reich».

Im März/April 1927 absolvierte Griesinger ein Praktikum beim Kabelwerk Duisburg.¹⁴ Da sie aus Duisburg stammte, kann man wohl davon ausgehen, dass seine Mutter den Kontakt hergestellt hatte. Möglicherweise hatte sie ihm ausserdem das nötige Kleingeld für die erste eigene Geldanlage zur Verfügung gestellt: Unter den Papieren in Griesingers Sessel fand ich auch einen Depotauszug, aus dem hervorging, dass er bei seinem Tod im Besitz von Aktien des Kabelwerks war.¹⁵ Auch sonst kam er während seines Studiums viel herum. Er nahm an Sommerkursen in München und Göttingen teil, und studierte ein Semester lang an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, der Vorgängerin der heutigen Humboldt Universität. Das Leben dort dürfte den Provinzler Griesinger einigermaßen schockiert haben. In Stuttgart und Tübingen hatte er sich mit den neuesten Trends der architektonischen, künstlerischen und kulturellen Avantgarde kaum auseinandersetzen müssen. Man kann sich vorstellen, dass er von einigen Aspekten des freizügigen Lebens in Berlin auch abgestossen war, das die Konservativen immer wieder mit Sodom und Gomorrha verglichen, wo Abtreibungen, Prostitution und Homosexualität die Regel waren.¹⁶

Griesingers Noten entsprachen seinen gesellschaftlichen Ambitio-



Hochzeitsbild von Gustav Albrecht von Sayn-Wittgenstein-Berleburg und Margareta Fouché d'Otrante, 1934.

nen allerdings nicht. Er wurde zwar in Tübingen von einigen der klügsten juristischen Köpfe seiner Zeit unterrichtet, blieb aber ebenso wie auf dem Gymnasium eher unauffällig. Es ist mir gelungen, verschiedene Quellen zu finden, die Auskunft über Griesingers Studien geben: nicht nur Berichte seiner Tutoren, sondern auch die Klausuren, die er geschrieben hat. Eine eher strenge Dame im Archiv in Ludwigsburg runzelte die Stirn, als ich über eine dieser Klausuren laut lachen musste. Der Prüfer hatte daruntergeschrieben: «Alles nur leeres Gerede ohne jegliche Kenntnis.»¹⁷

Als Griesinger im Anschluss an sein Berliner Semester nach Tübingen zurückkehrte, nahm er sich ein Zimmer in einer kleinen Pension, die von Paula und Bertha Wacker, zwei unverheirateten Schwestern Mitte 40 betrieben wurde. Es gab damals weniger als 300 Studentinnen in Tübingen, weniger als zehn Prozent der insgesamt 3'500 Studierenden.¹⁸ Die beiden Schwestern vermieteten sowohl an Studentinnen als auch an Studenten und erwarteten, das abends gemeinsam gespeist wurde.¹⁹ Dies war wohl einer der wenigen Orte in Tübingen, wo Studenten und Studentinnen ohne besondere Veranlassung regelmässig zusammentrafen.

Die NSDAP befand sich während der «Goldenen Jahre» der Weimarer Republik im politischen Abseits, insbesondere nach dem missglückten Hitler-Ludendorff-Putsch in München 1923. Erst vor dem Hintergrund des «Schwarzen Freitag» an der New Yorker Börse Ende Oktober 1929 und der darauffolgenden Weltwirtschaftskrise gewann sie wieder an Einfluss. Ihre 1926 gegründete Studentenorganisation, der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB), hatte während Griesingers Studienzeit daher nur eine geringe Bedeutung. Das Leben der jungen Männer wurde von der berühmten «alten Bursherrlichkeit» bestimmt, nicht von politischer Agitation.²⁰ Im

September 1930, vier Monate nachdem Griesinger die Universität verlassen hatte, waren erst 35 Tübinger Studenten der NSDAP beigetreten.²¹ Erst als Erich Ehrlinger, Erwin Weinmann und Martin Sandberger, alle um die 20 Jahre alt, 1931 in die NSDAP und die SA eintraten, sollten die Verhältnisse in der schwäbischen Universitätsstadt sich ändern. Sie betrieben in ihren Uniformen eine entschlossene, oft bedrohliche Agitation, und schon 1932 erreichte der NSDStB die Hälfte der Sitze im Allgemeinen Studentenausschuss, Sandberger wurde Vorsitzender der Tübinger Studentenschaft.²² Griesinger sollte ihnen jedoch erst Mitte der Dreissigerjahre in Stuttgart begegnen, wo sie führende Positionen in der SS und im SD hatten.²³ In der SS waren Studienabgänger aus Tübingen eine kleine Minderheit. Mehr als 80 Prozent der Akademiker in Himmlers «Schwarzem Orden» hatten in Leipzig, München, Göttingen und Heidelberg studiert, wobei Leipzig mit Abstand die Spitzenposition belegte.²⁴ Als Griesinger sein erstes Staatsexamen ablegte, standen ihm noch viele andere Türen offen, und trotz der Weltwirtschaftskrise hätte er kein Nationalsozialist werden müssen.

Das Examen bestand er im Frühjahr 1930 mit Mühe und Not. «In der mündlichen Prüfung», schrieb einer der Professoren, «hat er nicht die Redseligkeit an den Tag gelegt, die man nach seiner schriftlichen Arbeit erwarten durfte. Er war eher etwas langsam.» Griesinger erhielt die wenig eindrucksvolle Note «Illa unten (befriedigend)». Damit konnte er seine Referendarzeit beginnen.²⁵

Mit 23 Jahren kehrte er im Mai 1930 aus Tübingen zu seinen Eltern zurück, um die Ausbildung fortzusetzen. Stuttgart hatte sich in der Zwischenzeit deutlich verändert. Neben die historischen Bauten waren neue getreten, die sehr unterschiedliche Akzente setzten. Die 1914 begonnenen Arbeiten am kriegerisch monumentalen Stuttgarter

Hauptbahnhof von Paul Bonatz (1877-1956) waren 1928 endlich zum Abschluss gekommen. Doch schon ein Jahr zuvor hatte der Deutsche Werkbund unter Leitung von Mies van der Rohe die avantgardistische Weissenhofsiedlung errichtet, die wegen ihrer Flachdächer heftig umstritten war. Der Einfluss der Moderne war überall spürbar. Der 1928 fertiggestellte ‚Tagblatt‘-Turm mit seinen über 60 Metern Höhe war das erste Stahlbeton-Hochhaus in Deutschland; und das Stadtbad in Stuttgart-Heslach von 1929 im Stil der Neuen Sachlichkeit war mit seinem 50-Meter-Becken das damals grösste Hallenbad im Land.

Auch Griesingers Eltern waren nicht einfach an Ort und Stelle geblieben. 1926 hatten sie die Wohnung in der Alexanderstrasse verlassen und waren an den Stadtrand gezogen. Dort hatten sie die grosse Villa erworben, die Adolf an seine Kindheit in New Orleans erinnerte und die einen schönen Blick auf den Stuttgarter Talkessel bietet. Für Griesinger war das zunächst sicher ungewohnt, aber er fühlte sich in dem herrschaftlichen Haus bald sehr wohl.

Seine Referendarzeit begann er beim «Oberamt Esslingen», wo er Gelegenheit erhielt, sich «einen Einblick in die Staats- und Kommunalverwaltung» zu verschaffen. Seine Vorgesetzten bescheinigten ihm, er sei sehr «bereitwillig», «verständlich» und «praktisch veranlagt», sein «Auftreten und seine Umgangsformen» seien «tadellos». ²⁶ Im Frühsommer 1931 wurde er zwei Monate freigestellt, um seine Doktorarbeit zu schreiben, die er im August einreichte. Heute gibt es in verschiedenen Bibliotheken noch 27 Exemplare davon. Die meisten in Deutschland, aber eins hat es sogar bis nach Tokio geschafft. Sein Doktorvater war August Schoetensack (1880-1957), seit 1922 Ordinarius für Strafprozessrecht, der später Mitglied in der von Hans Frank, dem Reichskommissar für die Gleichschaltung der Justiz, geleiteten «Akademie für Deutsches Recht» wurde. Im Januar 1935 ge-

hörte Schoetensack einer Kommission an, die den Strafvollzug neu regeln sollte. Zu den Vorschlägen dieses Gremiums gehörte die Anregung, den Häftlingen den Kopf zu rasieren und zu disziplinarischen Zwecken Dunkelhaft einzusetzen.²⁷

Das Thema von Griesingers Arbeit war «Der Wucher nach geltendem deutschen Strafrecht und in den Entwürfen zu einem Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuch». Obwohl der Begriff «Wucher» zu den ältesten antisemitischen Stereotypen gehört, beschäftigte sich Griesinger (abgesehen von einem Hinweis auf das Bankwesen in Oberitalien im 13. und 14. Jahrhundert) in seiner 53 Seiten umfassenden Dissertation weder direkt noch indirekt mit Juden. Seine Untersuchung konzentrierte sich streng auf sein Thema und auf die Vorschläge für eine Reform des entsprechenden Paragraphen.²⁸

Angesichts des trockenen Legalismus von Griesingers Dissertation begann ich mich zu fragen, wie ihm die Welt wohl damals erschienen sein mag. Wahrscheinlich hat er auf dem Weg ins Amt ebenso wie seine Eltern die ‚Süddeutsche Zeitung‘ gelesen. In den ersten Monaten des Jahres 1931 ging es in der politischen Debatte vor allem um die Legalisierung der Abtreibung.²⁹ Die Weltwirtschaftskrise und die zunehmende Arbeitslosigkeit hatten wahrscheinlich eine Million deutsche Frauen dazu gebracht, ihr Kind illegal abzutreiben.³⁰ Im Februar 1931 begannen die Massendemonstrationen, auf denen die Abschaffung des §218 gefordert wurde, und die Zeitungen waren voll von Berichten darüber. Viele linksliberale Blätter forderten die Leserinnen auf, ihre Erfahrungen mitzuteilen.³¹

Aber das war nur *ein* wichtiges Thema. Griesingers letzter Ausbildungsabschnitt und seine Suche nach den Anfängen einer Karriere standen im Zeichen einer katastrophalen Wirtschaftskrise und politischer Hilflosigkeit, in der keine Partei im Reichstag eine stabile Koalitionsregierung zusammenbrachte. Ende 1930 hatte Reichskanzler

Heinrich Brüning eine fatale Politik der Sparmassnahmen begonnen, die alles zunächst noch verschlimmerte: Die Steuern wurden erhöht, die öffentlichen Ausgaben gesenkt und die Löhne gekürzt. Das führte zu Preissteigerungen und einer Massenarbeitslosigkeit, wie es sie in Deutschland noch nie gegeben hatte. Allein in der zweiten Hälfte des Jahres 1931 stieg die Zahl der Arbeitslosen um 2,1 Millionen. Die Situation geriet völlig ausser Kontrolle. Über 6 Millionen Arbeitssuchende standen auf der Strasse, nur 12 Millionen Deutsche gingen noch einer Erwerbsarbeit nach. Auch viele brillante Köpfe, die von den Universitäten kamen, fanden keine Stelle – ein weiterer Rückschlag für die «Kriegsjugendgeneration», der Robert Griesinger angehörte.³²

Die NSDAP profitierte mehr als alle anderen Parteien von dieser wirtschaftlichen Katastrophe. Das zeigte sich schon bei den Reichstagswahlen im September 1930. Während sie im Mai 1928 noch an neunter Stelle gestanden hatten, wurden die Nationalsozialisten zwei Jahre später die zweitstärkste Partei.³³ Die Wähler in Württemberg liessen Hitler aber deutlich weniger Unterstützung zukommen. Die Arbeitslosenquote war hier niedriger, besonders in den Industrieregionen. Die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe und die handwerklichen Produktionsstätten, in denen Möbel, Uhren, Spielzeug und Musikinstrumente hergestellt wurden, erwiesen sich als relativ stabil.³⁴ Bis 1932 schlug die Depression hier nicht so durch wie in den grossen Städten der Republik.³⁵ Ausserdem waren die Württemberger stolz auf ihre regionale Identität und misstrauten der zentralistischen Ideologie der NSDAP. So konnte sie in Württemberg kaum beachtliche Wahlerfolge erzielen.³⁶

Auch 1930 sahen die meisten Wähler keine Plakate, Slogans oder Aufmärsche der Nationalsozialisten und hörten keine Reden von Parteikadern der NSDAP.³⁷ Als Sohn relativ wohlhabender Eltern hatte

Griesinger wahrscheinlich keine unmittelbare Angst vor Arbeitslosigkeit oder Armut, und damit auch keinen Grund, der aggressiven neuen Partei seine Stimme zu geben. Im konservativen, bürgerlichen Württemberg gab es genügend bewährte nationale Parteien, zwischen denen er wählen konnte.

In den nächsten zwei Jahren sollte sich das alles ändern. Während die Depression sich langsam auch auf den Südwesten ausweitete, gelang es einer Gruppe von örtlichen Aktivisten, zahlreiche neue NSDAP-Mitglieder zu werben. Innerhalb von zwei Jahren verfünffachte sich die Mitgliederzahl, und die Zahl der Ortsgruppen stieg auf 430.³⁸ Je schärfer die Wirtschaftskrise den Menschen zusetzte, desto eher sahen sie die NSDAP als Alternative zu den vermeintlich unfähigen Weimarer Politikern. Das galt für die Oberschicht genauso wie für viele Arbeiter. Rechte Parteien, die bisher wie ein Bollwerk gegen die Nazis gewirkt hatten, wurden pulverisiert. Im Juli 1932 wurde die NSDAP mit 30,3 Prozent auch in Württemberg die stärkste Partei, so wie in fast allen anderen Gebieten ausser im katholischen Rheinland, im östlichen Bayern, in Oberschlesien und in Berlin.³⁹

Nichthistoriker sind oft überrascht, dass die NSDAP am Ende nicht von einer Welle der Zustimmung an die Macht getragen wurde, sondern die «Machtergreifung» durch die Inkompetenz der anderen Parteien und vor allem Hindenburgs möglich wurde. Bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 hatte die NSDAP mit 37,3 Prozent den höchsten Zustimmungswert in freien Wahlen und ein Drittel der Sitze im Parlament erlangt. Als die Regierungsbildung scheiterte, kam es im November zu Neuwahlen mit deutlich geringerer Wahlbeteiligung. Die NSDAP verlor zwei Millionen Stimmen und kam nur noch auf 33,1 Prozent. Viele Wähler waren enttäuscht, dass Hitler nicht bereit gewesen war, in Papens «Präsidialkabinett» mitzuwirken, das

gestützt auf Hindenburgs Autorität mit Notverordnungen regierte. Im Januar 1933 aber waren von Papen und Hindenburg zu einer Zusammenarbeit unter anderen Vorzeichen bereit. Obwohl er die Novemberwahlen verloren hatte, wurde Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt und bildete eine Regierung aus Parteien des rechten Spektrums.

Zu dieser Zeit war Griesinger kein Mitglied irgendeiner NS-Organisation. Ob er, wie andere Konservative, manche Aktionen der Nazis gutgeheissen hat, ist nicht nachweisbar, aber dass er entschiedene Massnahmen gegen die kommunistische Bedrohung für nötig hielt, kann man wohl unterstellen. Seit Jahren waren der deutschen Mittelklasse Schreckensmeldungen über die Zustände im kommunistischen Russland zu Ohren gekommen. Wally warnte schon im Februar 1918: «Der Feind im Innern erhebt drohend sein Haupt.» Und im Dezember 1918: «Es wütet der Bolschewismus im Land. In Berlin fliesst das Blut auf den Strassen.»⁴⁰

Die Spartakistenauftände 1919/20 waren von der SPD-geführten Regierung mithilfe der Reichswehr niedergeschlagen worden. Aber danach verzeichnete die Partei Wählerverluste, die in den Folgejahren nicht wieder aufgeholt werden konnten. Nach der Wahl im Sommer 1932 war die Regierungsbildung unter anderem daran gescheitert, dass ohne die NSDAP oder die Kommunisten, die 14,3 Prozent der Stimmen auf sich vereinten, keine tragfähige Mehrheit im Reichstag mehr gebildet werden konnte. Bei den Reichstagswahlen im November hatte die KPD noch einmal zugelegt und 16,9 Prozent der Stimmen erreicht. Nicht zuletzt der Hinweis auf diese «kommunistische Bedrohung» trieb die bürgerlichen Parteien und ihre Wähler in die Arme der NSDAP.

Nach dem Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 setzte das Kabinett Hitler mit der «Reichstagsbrandverord-

nung» zentrale Grundrechte ausser Kraft und schuf damit die Voraussetzungen für die Verfolgung politischer Gegner wie der Kommunisten.⁴¹ Ein paar Wochen später (die Mandate der KPD waren annulliert) stimmte der Reichstag dem «Ermächtigungsgesetz» zu, das Parlament war suspendiert und die NSDAP verfügte über nahezu unbeschränkte Machtbefugnisse. Dabei konnte sie auch auf die Unterstützung von Alfred Hugenberg, dem Führer der DNVP, zählen.

Doch der Versuch der Konservativen, Hitler zu kontrollieren, war kläglich gescheitert, und die DNVP, der die Griesingers so lange die Treue gehalten hatten, löste sich im Juni 1933 auf. Dafür beherrschte die SA jetzt die Strassen. Noch während der Reichstag brannte, begannen die ersten Gewaltakte und willkürlichen Verhaftungen von vermeintlichen und tatsächlichen Gegnern der Nationalsozialisten, und am 13. März erging der Befehl zur Errichtung des Konzentrationslagers Dachau. Gleichzeitig wurde die SA immer stärker, hatte sie im Januar 1933 noch eine halbe Million Mitglieder, waren es innerhalb eines Jahres fast drei Millionen.⁴²

Zu den Opfern der Gewalttaten gehörten neben den politischen Gegnern vor allem Juden, insbesondere auch jüdische Rechtsanwälte, Richter oder andere Juristen. Im März und April 1933 stellte die SA vor den Gerichten Posten auf, die ihnen den Zutritt verwehren sollten. In einigen Fällen drangen sie sogar in die Gerichtssäle ein, um Juden zu schlagen und auf die Strasse zu werfen.⁴³ Es folgte eine Serie von Gesetzen und Verordnungen, um jeden Widerstand zu brechen. Im April 1933 wurden Juden und politische Gegner der Nazis mit dem berüchtigten «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom juristischen und sonstigen Verwaltungsdienst ausgeschlossen. Jüdische Frauen wie die bekannte Stuttgarter Rechtsanwältin Ella Kessler-Reis (1899-1944) bekamen die Folgen besonders früh zu spüren.

Ihr wurde die Zulassung noch schneller entzogen als ihren männlichen Kollegen.⁴⁴

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung solche Ereignisse auf einen jungen Juristen wie Griesinger hatten. Mit Sicherheit hat er die Gesetzesänderungen genau verfolgt und sich gefragt, was für Konsequenzen sie für seine Karriere haben würden. In den Monaten nach der «Machtergreifung» traf er eine Reihe von Entscheidungen, die den weiteren Verlauf seines Lebens massgeblich bestimmten. Er war an einem kritischen Punkt angekommen und musste sich überlegen, wie es in dieser unübersichtlichen, nie dagewesenen politischen und beruflichen Situation für ihn weitergehen sollte.

Während die Institutionen der Republik systematisch zerstört wurden, ging das Leben für die meisten Deutschen weiterhin seinen Gang und viele waren bereit, dem neuen Regime eine Chance zu geben, das versprochen hatte, die Massenarbeitslosigkeit zu beseitigen, eine weitere Inflation zu verhindern und Deutschland wieder gross zu machen. Die Händler schlugen ihre Marktstände auf, die Bauern kümmerten sich um ihr Vieh, die Studenten büffelten und legten ihre Prüfungen ab. Zu Letzteren gehörte Griesinger. Alles, wofür er in den letzten Jahren gearbeitet hatte, hing jetzt vom Zweiten Staatsexamen ab. Ohne das Assessorexamen gab es keine Zulassung als Jurist, und ohne Zulassung keine Karriere. Die Prüfungen fanden im April, Mai und Juni 1933 statt, und es war durchaus keine ausgemachte Sache, dass er sie bestehen würde. Die letzte Station seiner Referendarzeit hatte er bei der hochklassigen, sehr konservativen, auch in Adelskreisen tätigen Stuttgarter Kanzlei Hedinger, Lenckner & Drescher absolviert. Das Zeugnis, das sie ihm ausstellte, besagte, dass er «fleissig» sei und «ein recht gutes Verständnis» für juristische Fragen gezeigt hätte. Überwältigend war das nicht.⁴⁵

Auch in Stuttgart hatte das NS-Regime Einzug gehalten. Im März 1933 wurde der «SA-Gruppenführer Südwest» Dietrich von Jagow (1892-1945) «Reichskommissar» für die württembergische Polizei, löste eine Verhaftungswelle gegen Regimegegner aus und richtete auf dem Heuberg bei Stetten ein Konzentrationslager ein. Über das Lager und die «Umerziehungsmassnahmen» wurde in der Presse breit und in vielen Einzelheiten berichtet.⁴⁶ Vielleicht hat Griesinger die Methoden und das Benehmen der SA in diesen Wochen als geschmacklos empfunden. Aber da er selbst nichts dagegen hatte, dass der Einfluss der Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden zurückgedrängt wurde, hat er wahrscheinlich auch gegen die ungewöhnlichen Methoden der Regierung nichts einzuwenden gehabt, zumal die DNVP immer noch Bestandteil von Hitlers Koalition war und mehrere Minister stellte. Wenn er die Brutalität der SA missbilligte, dann schob er diese Bedenken offenbar rasch beiseite.

Im Januar 1933, als Hitler Reichskanzler wurde, hatte die NSDAP 1,4 Millionen Mitglieder. Bei den Wahlen im März erreichte die Partei mit 43,9 Prozent eine deutliche Steigerung der Stimmenzahl gegenüber November, und die Zahl der Parteimitglieder stieg schlagartig um weitere 1,6 Millionen.⁴⁷ Griesinger oder seine Eltern gehörten allerdings nicht zu den plötzlich Bekehrten, die verächtlich als «Märzgefallene» bezeichnet wurden. Obwohl das «Ermächtigungsgesetz» und die Wahlergebnisse vom März darauf hinwiesen, dass sich das neue Regime für längere Zeit etablieren würde, hielten die Griesingers sich zurück. Dann beschloss die Parteiführung der NSDAP am 19. April eine Aufnahmesperre, die am 1. Mai 1933 in Kraft trat.

Für Griesinger kam ein Beitritt in dieser Zeit nicht infrage. Er steckte mitten im Zweiten Staatsexamen, und rund um den Stichtag fanden die wichtigsten Prüfungen statt.⁴⁸ Der 26-Jährige wohnte immer noch unter dem Dach seiner Eltern, und für seinen monarchisti-

schen Vater wie für die meisten Nationalkonservativen waren die Nazis nach wie vor bloss vulgäres Gesindel und der Gefreite Hitler der Lautsprecher für die hysterischen Massen.⁴⁹

Griesinger bestand das Assessorexamen mit dem für ihn schon typischen «befriedigend» und erhielt sein Zeugnis am 20. Juni 1933. Er war sehr zufrieden mit dieser Note: Sie genügte für eine Anstellung als Beamter auf Probe im Innenministerium. Das Zeugnis nahm er zu seinen Unterlagen, und es gehörte natürlich auch zu den Dokumenten, die in Janas Sessel versteckt wurden.

Den Sommer 1933 verbrachte Griesinger als Volontär bei der Dresdner Bank in Giessen, und am 11. September 1933 trat er seinen Dienst im Ministerium an. Am selben Tag ging Dr. Robert Arnold Griesinger ins örtliche Rekrutierungsbüro der SS und unterschrieb seinen Aufnahmearbeit als Bewerber.⁵⁰

Die politische Landschaft hatte sich inzwischen noch einmal erheblich verändert. Alfred Hugenberg, der nationalistische Medienunternehmer und Führer der DNVP, war am 29. Juni von seinen Ministerämtern zurückgetreten. Mitte Juli war die NSDAP die einzige legale politische Partei. Alle anderen waren verboten oder hatten sich aufgelöst. In nur sechs Monaten waren Griesinger und Millionen andere Deutsche von Bürgern einer pluralistischen Demokratie zu Untertanen einer Ein-Partei-Diktatur geworden. Da es keine Möglichkeit mehr gab, der NSDAP beizutreten, musste Griesinger seine Unterstützung auf andere Weise zeigen – so opportunistisch das auch erscheinen würde. Als Akademiker hatte er es relativ leicht. Der zugelassene Jurist konnte dem Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen (BNSDJ) beitreten, den der Gründer Hans Frank jetzt auch für diejenigen geöffnet hatte, die keine Parteimitglieder waren. Und sein «arischer» Stammbaum verschaffte Griesinger Zugang zu einer

Mitgliedschaft in der SS. Sicherheitshalber schloss er sich im September 1933 gleich beiden Organisationen an.

Die SS entwickelte sich im Verlauf der NS-Zeit zu einer hochkomplexen Organisation, die man nicht einfach als homogene Gruppe von Männern in schwarzen Uniformen betrachten kann. Die Allgemeine SS, der Griesinger 1933 beitrug, war nicht dasselbe wie die paramilitärische SS-Verfügungstruppe (1934) – aus der die Waffen-SS hervorging –, die SS-Totenkopfverbände (1936) – die als Wachmannschaften der Konzentrationslager eingesetzt wurden – oder die Einsatzgruppen (1939), die Himmler später aufstellen liess.⁵¹

Gegründet wurde die SS 1925. Die Abkürzung steht für «Schutzstaffel», und die ersten Einheiten von jeweils zehn Mann sollten Hitler bei öffentlichen Veranstaltungen als Leibgarde beschützen. Als Hitler im Dezember 1925 das erste Mal nach Stuttgart kam, konnte die SS nur neun Mann zu seinem Schutz anbieten.⁵² Im Januar 1929, als Heinrich Himmler zum «Reichsführer-SS» ernannt wurde, hatte die Organisation bloss 250 bis 300 Mitglieder und war der SA unterstellt. Ihre spätere Bedeutung verdankte sie Himmler, der aus dem «beste[n] Menschenmaterial, das wir in Deutschland noch haben» die rassische Elite der NS-Gesellschaft formen wollte.⁵³ Doch bis 1929 war die SS vor allem ein Sicherheitsdienst, der bei Parteiveranstaltungen für Sicherheit und Ordnung sorgen sollte. Zur Vorbereitung darauf mussten die Mitglieder viermal monatlich an Versammlungen ihrer Grundeinheit, an Übungen und Aufmärschen teilnehmen, Marschlieder singen und Kontakt mit den benachbarten Einheiten halten.⁵⁴

Trotz allem, was schon über sie geschrieben wurde, weiss man immer noch zu wenig darüber, wie die Allgemeine SS auf der unteren Ebene funktionierte und wie die Mitglieder ihren Alltag bewältig-

ten.⁵⁵ Die einfachen SS-Offiziere kommen in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung kaum vor.⁵⁶ Während die Verhältnisse im SS-Hauptamt, im Reichssicherheitshauptamt oder im Rasse- und Siedlungshauptamt und die Biografien der führenden Männer recht gut erforscht sind, liegen sonst nur Studien über die Waffen-SS vor. Deshalb kann eine Fallstudie über einen einfachen SS-Offizier wie Robert Griesinger dazu beitragen, die unteren Hierarchieebenen der Allgemeinen SS besser auszuleuchten.

Himmlers «Schwarzem Orden» gleich im Jahre 1933 beizutreten war etwas anderes, als etwa 1937 oder 1941 einen Aufnahmeantrag zu stellen. Die Organisation veränderte sich im Lauf der Jahre. Bis 1935 gab es die verschiedensten Gründe dafür, sich der SS anzuschliessen. Manche jungen Leute waren ideologisch geprägt, aber Tausende von jungen Männern der «Kriegsjugendgeneration» benutzten wie Robert Griesinger die SS vor allem als Vehikel für ihre Karriere. Manche waren von den Uniformen beeindruckt, andere vom elitären Anspruch. So heisst es, ein gewisser Franz Hofmann in Bayern sei der SS beigetreten, weil es ihm um die schwarze Uniform leid tat, die sein Bruder Rudolf nicht mehr tragen durfte, als er wegen finanzieller Unregelmässigkeiten unehrenhaft entlassen wurde.⁵⁷ Andere wollten auf keinen Fall beitreten. In der Stadt Heilbronn soll sich ein junger Student durch ein Toilettenfenster einer Rekrutierung entzogen haben.⁵⁸

Aus Griesingers damaliger Sicht war der Eintritt in die SS ein Karriereschritt. Die Organisation hatte durch die Machtergreifung an Prestige gewonnen. Im Juni 1932 hatte Himmler, drei Jahre nach seiner Ernennung zum Reichsführer-SS, 41'000 Mann rekrutiert, obwohl die SS zu diesem Zeitpunkt noch der SA unterstellt war und deren Führer sehr darauf achteten, dass ihre Truppe zahlenmässig mindes-

tens zehnmal so stark blieb wie die parteiinterne Konkurrenz. Nach der Machtergreifung vervierfachte sich die Mitglie­derzahl der SS auf 180'000 Mann im Oktober 1933.⁵⁹ Die Ziele dieser Erweiterung waren vielfältig. Zum einen wollte die SS-Führung einen Sturmbann von 500 bis 800 Männern in jeder Stadt haben, um jeden Widerstand brechen zu können, zum anderen aber brauchte man jetzt gut ausgebildete Bewerber, die auch komplexere Verwaltungsaufgaben übernehmen konnten. Nicht weniger als 28 Prozent der neuen Bewerber waren sogar promoviert.⁶⁰ Diese jungen Männer unterschieden sich stark von den revolutionären Strassenkämpfern der SA, die bisher den Ton angaben. Waffentragen war verpönt und konnte zum Ausschluss führen, Disziplinlosigkeit bei den Übungen wurde genauso geahndet wie ein Rückstand bei der monatlichen Beitragszahlung.⁶¹

Griesingers Versetzungen als Verwaltungsbeamter und seine ersten Monate in der SS zu rekonstruieren, war nicht einfach. Dutzende Archive in Baden-Württemberg, deren Bestände die alliierten Bombardierungen überstanden haben, waren mir dabei behilflich. Während ich in manchen Archiven nur Informationssplitter über die erste Phase seiner Berufstätigkeit fand, konnte ich in anderen ausführliche Zeugnisse seiner Vorgesetzten lesen. Fast immer zeigten die Berichte in ein und dieselbe Richtung: Griesinger strebte eine stabile Karriere mit regelmässigen Beförderungen in einer Verwaltung an, deren Strukturen noch lange nach der «Machtergreifung» weitestgehend intakt blieben.

Wenige Tage nachdem er die SS-Mitgliedsnummer 161860 erhalten hatte, machte Griesinger sich auf den Weg nach Urach, einer malerischen kleinen Stadt am Fuss der Schwäbischen Alb, um seine Stelle beim «Oberamt» anzutreten, wie die Kreisverwaltungen da-

mals genannt wurden.⁶² Sein Büro befand sich in einem Fachwerkhaus aus dem 15. Jahrhundert mit Blumenkästen vor den Fenstern. Während er in dieser ländlichen Idylle seine überschaubaren Pflichten erfüllte, unternahm die NS-Regierung erste Schritte, um «Deutschlands Grösse» wiederherzustellen.

Die strengen Bestimmungen des Versailler Vertrages hatten wie ein dunkler Schatten über Griesingers vergangenen Lebensjahren gelegen. Er war wahrscheinlich hochzufrieden, als ausgerechnet sein Korpsbruder Konstantin von Neurath, parteiloser Aussenminister seit 1932, im Oktober den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund in die Wege leitete. Wie Millionen andere Deutsche sah er darin einen wichtigen Schritt, die wirtschaftlichen und militärischen Beschränkungen abzuschütteln und die deutsche Souveränität wiederherzustellen.

Um mehr über Griesingers Uracher Aufenthalt zu erfahren, sprach ich mit Stefanie Leisentritt vom Arbeitskreis Stadtgeschichte, die ein Buch über Urach in der NS-Zeit veröffentlicht hat. Ihre Untersuchungen haben ergeben, dass 1933 eine Ortsgruppe der SS in der Gemeinde mit 7'000 Einwohnern noch nicht existierte. Stattdessen gab es eine massive Präsenz der SA. Die SA-Männer trafen sich jeden Abend im Gasthaus Falken, nur drei Minuten entfernt von Griesingers Quartier in der Wilhelmstrasse.⁶³ Griesinger war vermutlich das erste SS-Mitglied, das in Urach wohnte. Es gab keine Versammlungen oder Vorträge, die er hätte besuchen müssen. Er konnte sich voll und ganz seiner Arbeit widmen. Wenn er eine Rolle in Hitlers «Drittem Reich» spielen wollte, musste er sich aus Urach hinausbegeben.

Sechs Wochen nach seinem Dienstantritt reiste er nach München, um an den Feierlichkeiten zum zehnten Jahrestag des Putschversuches vom 8./9. November 1923 teilzunehmen, bei dem fünfzehn Putschisten, vier Polizisten und ein unbeteiligter Schaulustiger getötet worden waren. Bei dieser Gelegenheit hatte Griesinger zum ersten

Mal Gelegenheit, den aktiven Dienst der SS kennenzulernen. Am Abend des 8. November, einem Mittwoch, hielt Hitler eine Rede im Bürgerbräukeller, die in der ganzen Stadt per Lautsprecher übertragen wurde. Seine mittlerweile nur allzu vertraute Stimme füllte die Strassen mit ohrenbetäubendem Gebrüll und war auch in den Hotelzimmern bestens zu hören.⁶⁴

Höhepunkt der Veranstaltung war ein Trauermarsch am Mittag des 9. November, Griesingers 27. Geburtstag. Hitler führte, begleitet von dumpfem Trommelschlag und Salutschüssen, zum Gedenken an die «Blutzeugen» der nationalsozialistischen Bewegung 2'000 Anhänger auf der historischen Route zur Feldherrnhalle und von dort aus zu den neu errichteten «Ehrentempeln» am Königsplatz. Das Spektakel lockte Tausende Besucher aus ganz Deutschland an.⁶⁵ Ob Griesinger dabei nur Zuschauer war oder eine Aufgabe als Ordner erhielt, ist nicht bekannt. Dennoch war München ein Wendepunkt in seinem Leben. Griesinger beliess es nicht dabei, pünktlich seine Beiträge zu zahlen. Er war nun ein aktives Mitglied der SS, dazu bereit, eine grössere Reise zu unternehmen, um seine Loyalität zu bekunden. Fortan erwähnte er seine Anwesenheit in München auch in seinem Lebenslauf, um damit bei Vorgesetzten Eindruck zu schinden und seinen sozialen Status zu unterstreichen. Innerhalb kürzester Zeit war aus Robert Griesinger ein echter Nazi geworden.⁶⁶

Nach nur vier Monaten in Urach ergab sich überraschend die Gelegenheit, in das Oberamt Tettngang zu wechseln, eine ruhige Stadt im Hinterland des Bodensees. Der dortige Landrat hatte um seine Beurlaubung gebeten, und Griesinger erklärte sich nur allzu gern bereit, ihn zu vertreten.⁶⁷ Seine Vorgesetzten in Urach bescheinigten ihm, dass er «ausserordentlich fleissig» und seine Leistungen «durchaus gut» gewesen seien. Auch in diesem Fall scheinen sie noch verbes-

serungsfähig gewesen zu sein, aber seiner Versetzung Ende Januar 1934 stand offenbar nichts im Wege.⁶⁸

Die Euphorie, die Hitlers Ernennung zum Kanzler begleitet hatte, begann allmählich zu schwinden. Die Preise stiegen weiter, und die Deutschen waren sich nicht mehr sicher, ob der versprochene wirtschaftliche Aufschwung tatsächlich kommen würde. In der Woche, als Griesinger seine neue Stelle antrat, notierte der Dresdner Philologe Victor Klemperer in seinem Tagebuch, die Leute seien durchaus nicht mehr überzeugt, dass die herrschenden Zustände noch lange andauern würden.⁶⁹

Am 23. März 1934 erhielt Griesinger seine Ernennung zum Regierungsassessor. Dass er den Landrat von Tettngang als «Amtsverweser» vertreten durfte, war ein grosser Karriereschritt für ihn. Obwohl die Stadt nur 4'500 und der Landkreis lediglich 40'000 Einwohner hatte, verschaffte ihm seine Position zum ersten Mal die Gelegenheit, die neuen NS-Gesetze mit weitreichenden Befugnissen umzusetzen. Die Grenznähe Tettngangs bedeutete, dass Griesinger sich besonders mit den Regelungen zum kleinen Grenzverkehr, aber auch mit den neuen Bestimmungen auskennen musste, die verhindern sollten, dass Kommunisten oder Sozialdemokraten nach Österreich oder in die Schweiz entkamen. Ausserdem war er zuständig für die Umsetzung der Einschränkungen, denen die Juden schon zu dieser Zeit unterworfen wurden. Das klingt bedeutender, als es war; denn im Landkreis Tettngang lebten damals nur sieben Juden, und es ist zweifelhaft, dass er je einen von ihnen getroffen hat.⁷⁰ Die Ausgrenzung der Juden von Tettngang hatte wohl keinen direkten Einfluss auf die Karriere des 27-jährigen Regierungsbeamten, aber er lernte, die Denkweise und Sprache des neuen Regimes anzuwenden, was ihm später sehr zustatten kam.

Schon im Oktober 1934 war seine Zeit in Tettngang vorüber. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Rolle der SS innerhalb des Regimes

dramatisch verändert. Am 30. Juni hatte sich Hitler gegen seinen ehemaligen Vertrauten Ernst Röhm (1887-1934) gewendet, der im Namen der SA mehr Einfluss verlangte und Hitlers Macht zu bedrohen schien. In der «Nacht der langen Messer» ermordete die SS im ganzen Reich Hunderte von SA-Führern und auch zahlreiche Regimegegner. Röhm wurde am Abend des 1. Juli in seiner Zelle in München-Stadelheim von der SS erschossen.

Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Griesinger mit diesen Ereignissen in irgendeiner Weise zu tun hatte. Die meisten SS-Leute erfuhren erst in den nächsten Tagen, dass Röhm angeblich einen Putsch geplant hatte und deshalb ausgeschaltet werden musste. Die Aktion war so geheim, dass nur ein sehr kleiner Kreis davon wusste und daran teilnahm. Das Ergebnis war eindeutig: Die SA begann zu verfallen und wurde bald bedeutungslos, während der Aufstieg der SS zu einer der einflussreichsten Organisationen des «Dritten Reiches» begann.⁷¹ Griesinger hatte aufs richtige Pferd gesetzt.

Die Kontrolle der NSDAP über das öffentliche Leben in Deutschland verschärfte sich jetzt immer mehr. Noch vor dem Tod von Reichspräsident Hindenburg am 2. August 1934 forderte Hitler, die Ämter des Kanzlers und Reichspräsidenten zu vereinigen und liess sich dies am 19. August von 89 Prozent der Wähler per Volksentscheid nachträglich bestätigen. Hitler war jetzt «Führer und Reichskanzler», und von nun an wurden Beamte wie Griesinger auf ihn vereidigt.

Während Hitler und die NSDAP ihre Macht ausdehnten, integrierte Griesinger sich im Sommer 1934 weiter in das neue Herrschaftssystem. Er wurde Mitglied der NS-Volkswohlfahrt (NSV), die für Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe, Volksgesundheit, Propaganda und Schulung zuständig war, und übernahm als Rottenführer auch eine aktivere Rolle in der SS. Zum ersten Mal führte er eine kleine, eigene Einheit, den SS-Motor-Sturm 8/10. Für ihn und seine Männer

standen jetzt auch die neuen SS-Uniformen zur Verfügung. Im Gegensatz zu den Wachmannschaften der Konzentrationslager trugen die Angehörigen der Allgemeinen SS die schwarze Uniform allerdings nicht täglich, sondern gingen ihrer Arbeit in ziviler Kleidung nach. Ausserdem mussten Griesinger und die Männer seines Sturms die Uniformen selbst bezahlen.⁷² Wahrscheinlich war die Mehrzahl der SS-Männer, mit denen Griesinger zu tun hatte, ledig. Trotz der Forderung, dass jeder SS-Mann heiraten und «rassereine» Kinder zeugen sollte, war die Zahl der Eheschliessungen niedrig. 1936 waren nur 30 Prozent der SS-Angehörigen verheiratet.⁷³ Aber so wie er seinen Besuch bei der Gedenkfeier zum 9. November in München in seinem Lebenslauf hervorhob, versuchte er später auch, seine Arbeit mit dem SS-Sturm 8/10 zu einer grossen Sache zu machen, um zu zeigen, dass er der SS treu ergeben und ein geborener Anführer war.

Um sie zur Elite des «Dritten Reiches» zu stilisieren, forderten Himmler und andere hohe SS-Führer immer wieder, dass die SS der Bevölkerung ein Vorbild sein müsse. Auch Gruppenführer Hans-Adolf Prützmann, Führer des SS-Oberabschnittes Südwest in Stuttgart, erklärte fast täglich, dass Erscheinung, Auftreten und Verhalten eines SS-Mannes stets untadelig sein müssten. Wenn es Verstösse gegen die Vorschriften gab, machte das Prützmann per Rundschreiben bei jeder Einheit in seinem Bereich (Baden und Württemberg) bekannt, um zu verhindern, dass solches Fehlverhalten sich wiederholte. So wurde Griesingers Sturm in Tettngang im Juli 1934 unter anderem darauf hingewiesen, dass es «eines SS-Mannes unwürdig» sei, per Anhalter fahren zu wollen. Prützmann erklärte, falls ihm dergleichen zu Ohren komme, würde der Betreffende sofort ausgeschlossen.⁷⁴

In Städten wie Tettngang fanden wöchentlich ein bis zwei SS-Treffen statt, die etwa zwei Stunden dauerten. Aus den Berichten geht

hervor, dass die Männer sich mit Sportveranstaltungen, Märschen, Musik und Gesang, Erster Hilfe oder Vorträgen von höheren Funktionären aus Stuttgart beschäftigten. Einmal im Monat musste sich Griesinger auch am Sonntagmorgen um acht zum Training oder anderen Übungen einfinden.⁷⁵ Vielleicht beteiligte er sich auch an örtlichen Vorhaben der SS, die der Landwirtschaft und der Bevölkerung unter die Arme greifen sollten. So baute eine SS-Einheit ein neues Haus für die Witwe und die zehn Kinder eines SS-Mannes, der im Januar 1934 bei einem Lawinenunglück gestorben war. Zahlreiche andere Einheiten waren anwesend, als der Witwe bei einer offiziellen Zeremonie von einem Abgesandten der Reichsführung-SS die Schlüssel überreicht wurden.⁷⁶

Für die meisten der etwa 200'000 Mitglieder waren die Aktivitäten der Allgemeinen SS nur eine Freizeit- oder Teilzeitbeschäftigung. Tausende von Geschäftsleuten, Lehrern, Ärzten und Rechtsanwälten nahmen zwar an den Pflichtveranstaltungen teil, verdrängten die Propaganda aber gleich wieder, wenn sie sich um ihren eigentlichen Beruf kümmerten. Nimmt man Griesinger als Beispiel, wird anschaulich, dass die meisten Mitglieder die anspruchsvollen Massstäbe der Organisation nur in begrenztem Masse erfüllten.⁷⁷

Nach acht Monaten ging Griesingers Zeit in Tettngang zu Ende, und er musste sich eine neue Aufgabe suchen. «Vom 4.10.1934 bis zum 31.3.1935», heisst es in einem Vermerk des Innenministeriums (ORR Dr. Delbrügge) vom 18. Juni 1936, «wurde er zur Vervollkommnung seiner Sprachkenntnisse zwecks Ablegung der Sprachprüfung und Aufnahmeprüfung für die Übernahme in den diplomatischen Dienst nach Paris und Südengland beurlaubt.»⁷⁸ Wer oder was ihn auf diese Idee gebracht hatte, ist unbekannt. Es könnten seine Eltern ebenso wie einer seiner Korpsbrüder von der «Suevia Tübingen» gewesen

sein, zu denen immerhin der deutsche Aussenminister Konstantin von Neurath gehörte.

Als ich davon erfuhr, begab ich mich sofort nach Frankreich, dessen Geschichte im 20. Jahrhundert zu meinen Spezialgebieten gehört. Ich hoffte, dass Griesingers Name in einem französischen Archiv zu finden sein würde, aber das war nicht der Fall. Er hatte bei den französischen Behörden offenbar kein Interesse erweckt. Und weil er nur drei Monate blieb, brauchte er sich auch nicht registrieren zu lassen.

Was hat Griesinger in Paris unternommen? Er hatte Interesse an Kunst, und ich stellte mir vor, wie er mit bescheidenen Französischkenntnissen ein Billett für ein Museum kaufte oder die Erklärungen zu einem Bild entzifferte. Seit Hitler an der Macht war, hatte die französische Sprache in Deutschland viel von ihrem Glanz verloren. Die bevorzugte Fremdsprache war Englisch, weil man hoffte, vom englischen Imperialismus zu lernen. Französisch war nach Hitlers Ansicht die Sprache eines «erschöpften» Volkes, die in den Schulen und Universitäten nicht länger gelehrt werden sollte.⁷⁹ Trotz dieser Abneigung der Nazis führte Griesinger aber in allen späteren Lebensläufen an, dass er das Französische «fliessend» beherrsche. Dasselbe galt auch für Holländisch, obwohl er die Ferien im Schloss seines Grossvaters im niederländischen Slangenburg meist nur mit seiner deutschsprachigen Familie verbracht hatte.⁸⁰ Er hatte offenbar eine Neigung, seine Fähigkeiten zu übertreiben, um auf diese Weise eine Position zu erlangen, die seinem Ehrgeiz entsprach. Seine Zeugnisse vom Gymnasium deuten jedenfalls nicht darauf hin, dass er eine besondere Sprachbegabung gehabt hätte. In Latein war er regelmässig der Schlechteste, und sein Englisch war unterdurchschnittlich.⁸¹

Vielleicht hat er in Paris die Taverne d'Hauteville besucht, wo es deutsches Essen und Bier gab und jeden Freitag «Deutsche Abende»

veranstaltet wurden, die Hunderte von Besuchern anzogen.⁸² Vielleicht hat er sogar Freundschaft mit jungen Leuten geschlossen, die mit Deutschland sympathisierten. Die Deutsche Botschaft war in den Zwanzigerjahren sehr aktiv bemüht, den Studenten- und Jugendaustausch zu fördern, und diese Bemühungen hielten auch nach der «Machtergreifung» noch an. 1934 gab es so viele deutsch-französische Veranstaltungen, dass die französischen Behörden schon Sorge hatten, ihre Studenten könnten sich mit der nationalsozialistischen Weltanschauung anfreunden.⁸³

Auch darüber, was Griesinger in England tat, können wir nur spekulieren.⁸⁴ Die Suche nach seinem Namen in den Archiven der Sprachschulen von Brighton und Eastbourne blieb ohne Ergebnis. Finanziell waren seine Aufenthalte in Frankreich und England wahrscheinlich prekär; die Reichsregierung erlaubte es nur, einen Höchstbetrag von 2'000 Reichsmark bei der Ausreise mit sich zu führen. Wahrscheinlich musste Griesinger sparen. Ein Artikel im ‚European Herald‘ beschreibt die Lage der jungen Deutschen in England als schwierig. Sie müssten sich Zimmer in billigen Unterkünften teilen und selbst kochen, hiess es.⁸⁵ Der einzige Luxus, den sie sich leisten, sei eine englische Pfeife, auch wenn sie oft gar nicht rauchten.⁸⁶ Auch Griesingers Aussichten auf eine kleine Romanze waren nicht gross. Nach Ansicht der vom ‚European Herald‘ befragten Deutschen waren die englischen Mädchen kühl und unnahbar.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland war von neuen Karriereplänen nicht mehr die Rede. Der junge Jurist blieb im Dienst des Innenministeriums und stieg wieder auf das Berufungskarussell mit verschiedenen befristeten Posten in Württemberg. Als Nächstes wurde er an die Donau geschickt, wo er am 1. April 1935 seinen Dienst als Assessor und Stellvertreter des Landrates beim Oberamt Ulm antrat.

Die SS hatte jetzt eine eigene Zeitschrift, ‚Das Schwarze Korps‘, das wöchentlich erschien und die Mitglieder politisch und ideologisch auf Kurs hielt. Die Artikel spiegelten die nationalsozialistische Weltanschauung wider, Antisemitismus und die «rassisch gesunde» Familie standen im Fokus.⁸⁷ In Ulm wurde das ‚Schwarze Korps‘ noch mehr gelesen als anderswo.

Ausserhalb der Stadt befand sich das Konzentrationslager Oberer Kuhberg, das im November 1933 in einer ehemaligen Festung entstanden war und der Württembergischen Politischen Polizei unterstand. Die 600 politischen Gefangenen, vorwiegend Sozialdemokraten und Kommunisten, wurden von der SS bewacht.⁸⁸ Als Stellvertreter des Landrats wusste Griesinger vermutlich über die entsetzlichen Zustände im Lager Bescheid. An welchen Veranstaltungen der SS er teilgenommen hat, ist nicht mehr feststellbar, weil nur wenige Unterlagen aus dem Oberabschnitt Südwest für 1935 erhalten geblieben sind.⁸⁹

Im Juli 1935 kehrte Griesinger nach Stuttgart zurück. Er war zur Polizei versetzt worden, genauer gesagt zum «Württembergischen Politischen Landespolizeiamt». Seine neue Dienststelle im «Hotel Silber» hatte eine bewegte Vergangenheit. In den Jahren 1929-33 hatte die Politische Polizei die Aufgabe, die Parteien, Verbände und Vereine hinsichtlich ihrer politischen Tätigkeit und Verfassungstreue zu überwachen. Ob sie dabei neutral war, ist umstritten, ihr Hauptaugenmerk richtete sie jedenfalls auf die Beobachtung der Kommunisten. Schon in den ersten Monaten nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten konzentrierte sie sich speziell nach dem Reichstagsbrand auf die Verfolgung von Gegnern der NSDAP. Am 28. April 1933 wurde das Politische Landespolizeiamt direkt dem Innenministerium und dem SA-Standartenführer Hermann Mattheiss unterstellt. Von den 76 Beschäftigten blieben 74 im Amt.

Am 9. Dezember 1933 wurde Heinrich Himmler, der zu diesem Zeitpunkt schon Reichsführer-SS und Politischer Polizeikommandeur in Bayern war, auch zum Kommandeur der Politischen Polizei in Württemberg. Im Mai 1934 liess man Hermann Mattheiss wegen politischer Differenzen mit Himmler und Heydrich überraschend beurlauben. Er befand sich am Wohnort seiner Eltern, als er nach mehreren Fluchtversuchen von einem SS-Kommando gefasst und als angeblicher Mitverschwörer des sogenannten Röhm-Putsches in den Morgenstunden des 1. Juli in Ellwangen erschossen wurde. Sein Stellvertreter, Dr. Eduard Roller, war schon zuvor durch Wilhelm Harster ersetzt worden.⁹⁰

Obwohl zahlreiche SS- und SD-Angehörige führende Rollen in der Polizei übernahmen, fand keine systematische «Säuberung» des Polizeiapparates statt; überzeugte Nationalsozialisten bildeten immer nur einen kleinen Teil der Polizeiorganisation. Obwohl viele im Lauf der Zeit opportunistisch genug waren, den NS-Organisationen beizutreten, war die Mehrzahl der Beamten in den Jahren der Weimarer Republik in den Dienst eingetreten und hatte innerhalb der Behörde Karriere gemacht.⁹¹ Trotzdem kontrollierte Himmler vom Sommer 1934 an die Politische Polizei in ganz Deutschland und vereinigte die Einheiten der einzelnen Länder in einer einzigen Organisation, der Gestapo.

Dass Griesinger sich auf die Versetzung zur Politischen Polizei einliess, hatte sicher mehrere Gründe. Einer war die Möglichkeit, wieder in der Landeshauptstadt zu wohnen, der andere die Tatsache, dass die Berufsaussichten für Juristen nicht rosig waren. Im Jahre 1932 hatte es für die 13'000 Juristen, die am Anfang ihrer Karriere standen, nur 980 staatliche Stellen gegeben, und die Lage hatte sich seitdem nicht wesentlich verbessert.⁹²

Um diese Zeit herum hatte Griesinger zudem eine Liebesaffäre mit Ingeborg Venzmer – Ehefrau von Dr. Gerhard Venzmer, einem

bekanntem Arzt und Schriftsteller – begonnen oder wiederbegonnen. Im Juli 1935 hatte Ingeborg Venzmer ihre jüngere Schwester Gisela zu Gast in ihrem eleganten Haus in der Schottstrasse im Norden der Stadt, wo Griesinger sie besuchte. Die Begegnung mit Gisela veränderte das Leben des jungen Mannes entscheidend.

KAPITEL 6

DIE SS-FAMILIE

Als sie sich kennenlernten, war Robert Griesinger 28 und Gisela Nottebohm war 23 Jahre alt. Beide suchten im dritten Sommer unter dem Hakenkreuz nach Orientierung. Gisela stammte aus einer der angesehensten und wohlhabendsten Kaufmannsfamilien von Hamburg. Wie Robert war auch sie schon im Ausland gewesen. Als Kind hatte sie in Guatemala gelebt, wo die Brüder ihres Vaters die Firma Nottebohm Hermanos führten. Die Nottebohms gehörten zu den zahlreichen Deutschen, die im späten 19. Jahrhundert auf Einladung der Regierung nach Guatemala gekommen waren, um beim Aufbau der dortigen Wirtschaft zu helfen. Um 1930 wurden vier der sechs grössten Kaffeekonzerne in Guatemala von Deutschen geleitet. Die Firma Nottebohm Hermanos war der zweitgrösste Kaffeeproduzent.¹ Mit 18 hatte Gisela mehrere Monate in Grossbritannien verbracht, um Englisch zu lernen.

Das SS-Archiv in Berlin verschaffte mir einen ersten Eindruck von Griesingers Schwarm. In den Unterlagen wurde sie allerdings nicht als Gisela Nottebohm bezeichnet, sondern als Gisela Grosser. Denn zu diesem Zeitpunkt war sie noch mit einem anderen Mann verheiratet: Ihre Ehe mit Otto Grosser wurde im Jahr 1931 geschlossen, als sie 19 Jahre alt war, und als ihr Robert Griesinger am Samstag,

den 7. September 1935 einen Heiratsantrag machte, war sie noch immer Grossers Ehefrau. Allerdings hatte sie die Scheidungsklage schon eingereicht, wegen der «ehewidrigen Beziehungen», die ihr Mann zu anderen Frauen unterhielt.² In ihren handschriftlichen Briefen an die SS schilderte sie detailliert, wie sie unter Grossers häufigen Abwesenheiten und seiner seriellen Untreue litt. Schon im zweiten Ehejahr war sie zu ihren Eltern nach Vaduz geflüchtet, aber Otto hatte seine junge Frau überredet, wieder zu ihm zurückzukehren. Als ich das las, klärte sich zumindest, warum ich in Griesingers letztem Pass ein Visum für Liechtenstein aus dem Jahr 1944 gefunden hatte. Er hatte offenbar die Eltern seiner Frau besucht.³

Gisela hatte ihre Entscheidung, Otto Grosser noch eine zweite Chance zu geben, offenbar schnell bereut. Sie musste feststellen, dass sich gar nichts geändert hatte und er noch mehr Affären gehabt hatte, als sie bisher wusste. Als bald verliess sie ihn erneut und suchte diesmal Zuflucht bei ihrer älteren Schwester Ingeborg in Stuttgart. Die Dokumente zeigen, dass sie nicht allein umgezogen war. In ihrer Begleitung befand sich ihr dreijähriger Sohn Joachim.

Wie sich Robert und Gisela genau kennenlernten, belegen die sehr ausführlichen SS-Dokumente (mehrere Dutzend Seiten) zwar nicht, aber das hatte mir Jutta bereits erzählt: Griesinger und Ingeborg Venzmer hatten eine Affäre, als Gisela und ihr kleiner Sohn im Sommer 1935 nach Stuttgart kamen. Alle Gefühle, die er für Ingeborg gehabt haben mochte, lösten sich aber in Luft auf, als er der deutlich jüngeren Schwester über den Weg lief. Gisela war nicht nur schön, sondern auch lebhaft und lustig. Ein Foto von damals zeigt, wie sie auf einem Klavier tanzt. Griesinger verliebte sich auf der Stelle, innerhalb von Wochen waren sie verlobt.⁴ Ob dabei Himmlers Vorstellung eine Rolle spielte, dass SS-Männer mit 27 Jahren verheiratet

sein sollten, ist nicht überliefert. Aber vielleicht hatte Griesinger das Gefühl, dass es nicht schaden könne, wenn er sich beeilte.⁵

Ehe sie heiraten konnten, musste Gisela aber erst mal geschieden werden, und das war 1935 gar nicht so einfach. Erst 1938 wurden die Scheidungsgesetze gelockert, weil man hoffte, auf diese Weise die Geburtenrate steigern zu können.⁶ Allerdings hatte Gisela in Robert einen juristisch geschulten Partner gefunden, der besonders geeignet war, ihre Scheidung voranzutreiben. Otto Grosser war kein wirklicher Gegner und leistete auch kaum Widerstand. Am 30. September 1935 wurde vor Gericht in Hamburg verhandelt und Giselas erster Ehemann zum Alleinschuldigen am Scheitern der Ehe erklärt. Gisela konnte sich darauf konzentrieren, ihre Zukunft in Stuttgart vorzubereiten.⁷

Die Scheidung war allerdings nur der erste Teil dieser Vorbereitungen, und ironischerweise der einzige, der planmässig verlief. SS-Mitglieder konnten nicht einfach so heiraten. Bereits am 31. Dezember 1931 hatte Himmler, der in dieser Angelegenheit ein besonderes persönliches Interesse an den Tag legte, den sogenannten «SS-Heiratsbefehl» erlassen. Fortan musste vor jeder Eheschliessung die Zustimmung des Reichsführers-SS eingeholt werden. Mit einem Wort: Fehlte die persönliche Genehmigung Himmlers, durfte Griesinger nicht heiraten, ohne seinen Status als SS-Mitglied einzubüssen.⁸

Braut eines SS-Mannes konnten nur Frauen werden, die keine Erbkrankheiten hatten, «rasserein» und in der Lage waren, mindestens vier Kinder zu kriegen. Schon um seine Verlobung ankündigen zu dürfen, musste Griesinger eine Erlaubnis von höchster Stelle einholen. In anderer Hinsicht war die SS tolerant: Dass Gisela geschieden war, spielte keine besondere Rolle. Viel entscheidender war, dass sie ihrem SS-Supermann Kinder würde schenken können.

Zweieinhalb Wochen nach Giselas Scheidung schickte Robert eine Fülle von Unterlagen an das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS (RSHA), um die Verlobungsgenehmigung zu erhalten. Damit setzte er einen ausgeklügelten Prozess in Gang, in dessen Verlauf überprüft wurde, ob Robert und Gisela gesund und «arischer» Abstammung waren und Giselas Fruchtbarkeit garantiert war. Griesingers Antrag in seiner schwungvollen Schrift, die mir mittlerweile schon so vertraut war, endet mit «Heil Hitler».⁹ Es war das erste Mal, dass ich die Worte in seiner Schrift sah. Ob er sie wirklich ernst meinte oder ob sie bloss ein routinemässiger Gruss waren, konnte ich nicht entscheiden. Im Herbst 1935 war das «Heil Hitler» im Alltag fest etabliert, und wer den «deutschen Gruss» nicht benutzte, musste mit Ärger rechnen, besonders wenn er im öffentlichen Dienst angestellt war.¹⁰

Robert und Gisela waren sehr zuversichtlich, dass ihre Bitte um eine Heiratsgenehmigung Erfolg haben würde. Sie waren beide gesund. Gisela war erst 23 und hatte schon bewiesen, dass sie gebärfähig war. Aber so einfach war die Sache dann doch nicht. Der langwierige Prozess belastete die Beziehung des jungen Paares und stellte eine schwere Prüfung für Roberts Temperament dar.

Die SS forderte sehr detaillierte Beweise dafür, dass Gisela eine würdige Ehefrau war. Sie verlangten medizinische Untersuchungen, Fotos, das Ausfüllen endloser Formulare und Charakterzeugnisse. Sie wollten mehr über ihren Ex-Mann Otto wissen und forderten Gisela auf, dessen Geburtsurkunde und Einzelheiten über seine Familie zu liefern.¹¹ Damit nicht genug, verlangten sie einen Stammbaum, der vier Generationen zurückging und Angaben über die Krankheiten und Todesursachen ihrer Vorfahren enthielt. Ohne diese Unterlagen kam eine Hochzeit gar nicht erst infrage, und es blieb Gisela überlassen, das Material zu besorgen. Sollte auch nur ein einziger Vorfahr

unerwähnt bleiben, würde das unweigerlich zu Bedenken und der Vermutung führen, dass die fehlende Person nicht «arisch» war oder unter einer genetischen Krankheit gelitten hatte.

Dieser ganze Papierkrieg konnte zwar die Vergangenheit der Braut klären (Robert hatte seinen «Ariernachweis» schon bei der Aufnahme in die SS erbracht), aber die SS wollte nun auch noch wissen, ob Gisela zukünftig empfängnisbereit und gebärfähig war. Dazu war weit mehr als ein normaler ärztlicher Check-up notwendig. Gisela musste sich einer kompletten körperlichen Überprüfung durch den 50-jährigen Orthopäden Dr. Wilhelm Egloff unterziehen, der ebenfalls zur SS gehörte und für Griesingers Einheit zuständig war.¹² Ehe die Untersuchung begann, musste Gisela den Doktor von der Schweigepflicht entbinden, damit er der SS von den Ergebnissen unterrichten konnte. Ihr Körper war nicht länger Privatsache. Egloff notierte, dass Gisela zierlich war, dunkelbraune Augen und dunkelblondes Haar hatte. Ihre Haut war elfenbeinfarben und ihr Gang frei von Hemmungen. Die Hüften und ihre Gebärmutter waren in Ordnung und ihre Regel normal. Als Gesamteindruck notierte Egloff «gut». Er hielt fest, dass sie nicht schwanger war und dass Kinder aus völkischer Sicht wünschenswert seien.¹³

Nachdem die körperliche Prüfung abgeschlossen war, wandte sich die Aufmerksamkeit ihrer Persönlichkeit zu. Sie erhielt die Aufforderung, zwei Personen zu benennen, die einen Fragebogen über ihren Charakter ausfüllen könnten. Es scheint, dass sie die Erwählten nicht selbst ausgesucht hat. Das erledigte Robert für sie. In der Erwartung, dass es Gisela helfen würde, benannte er seinen Vorgesetzten SS-Obersturmführer Walter Stahlecker und Rottenführer Wilhelm Ströbel, einen seiner SS-Kameraden. Die Männer hatten zehn Tage Zeit, den Fragebogen auszufüllen. Die SS wollte unter anderem wissen, ob Giselas Verwandte geistig und körperlich gesund seien, ob einer von

ihnen Selbstmord begangen habe und so weiter. Es wurde durchaus erwartet, dass Stahlecker und Ströbel entsprechende Erkundigungen einzogen, ehe sie antworteten. Am Ende befanden beide, dass Gisela sparsam, zuverlässig und kinderlieb sei. Ströbel fügte hinzu, dass sie gern putze und eine gute, wenn auch etwas herrschsüchtige Freundin sei. Die beiden erklärten abschliessend, dass Gisela eine geeignete Braut für einen SS-Angehörigen sei.¹⁴

Jetzt mussten Robert und Gisela nur noch eine Auswahl geeigneter Fotos von sich nach Berlin schicken. Die SS-Führung wollte sich ja überzeugen, ob die Bilder dem entsprachen, was das Paar über sich selbst ausgesagt und was andere und Dr. Egloff über Gisela festgestellt hatten. Als ich die Seite umschlug, um die Fotos zu betrachten, fragte ich mich, wie intim sie wohl sein mochten. Ich hatte von Paaren gehört, die sich in Unterwäsche oder Bademoden hatten ablichten lassen. Glücklicherweise enthielten die Akten weder solche Fotos noch Haarlocken, wie andere sie eingereicht hatten.¹⁵

Wie Tausende andere Ehefrauen von SS-Angehörigen hatte sich Gisela besonders hübsch gemacht für diesen Anlass. Ihr dunkelblondes Haar war an der Seite gescheitelt, und sie sah in ihrem Spitzenkleid sehr elegant aus, um einen guten Eindruck bei den Behörden zu machen. Ich stellte mir vor, wie Robert ihr Anweisungen gab: Direkt in die Kamera blicken, nicht lächeln, gerade stehen. Vielleicht hatte er ihr sogar gesagt, wo sie die Füße hinstellen und wie die Hände halten sollte. Dann wechselten sie, und er trat an dieselbe Stelle. Möglicherweise war es auch genau andersherum – und Gisela gab den Ton an. Tausende von Paaren in ganz Deutschland haben wohl damals dasselbe gemacht.

Im Lauf des Jahres 1935 hatte das NS-Regime erheblich an Zustimmung eingebüsst. Im März wurde die Wehrpflicht wieder eingeführt und die neue Luftwaffe vorgestellt. Die Wiederaufrüstung mit

DIE SS-FAMILIE 141



An das Rasse- und Siedlungshauptamt schickte Robert 1935 dieses Foto von Gisela, in der Hoffnung, schnell eine Heiratserlaubnis zu erhalten.



Auch von sich selbst schickte Robert ein Foto nach Berlin.

ihrem gewaltigen Rohstoffbedarf zehrte an der ohnehin schwachen Wirtschaft. Zum ersten Mal seit der «Machtergreifung» konnte das Regime keine angemessene Versorgung der Bevölkerung mehr garantieren, und die Stimmung sank dementsprechend.¹⁶ Die Partei wollte Deutschland unbedingt unabhängig von Lebensmittelimporten machen und trieb die Bauern in die «Erzeugungsschlacht». Immer wieder geriet der «Reichsnährstand» in Konflikt mit Parteigliederungen, die sich in Fragen der Landwirtschaft einmischten. Die Versorgungslücken waren so kritisch, dass Butter, Eier und Fleisch knapp wurden. Die Bevölkerung war aber nicht bereit, «Kanonen statt Butter» zu akzeptieren. Überall wurde über den Mangel geschimpft. Während Robert und Gisela um ihre Heiratsgenehmigung kämpften, wurden die deutschen Hausfrauen im Radio aufgefordert, nicht egoistisch einzukaufen und das schwer verdiente Geld ihrer Männer nicht für Produkte aus dem Ausland auszugeben.¹⁷ Aber die Bevölkerung zweifelte, ob die Regierung in der Lage sein würde, die Wirtschaft aus der Krise herauszuführen. Dem Regime wurde berichtet, dass der Hitlergruss auf den Strassen von Berlin nicht mehr oft zu hören sei.¹⁸

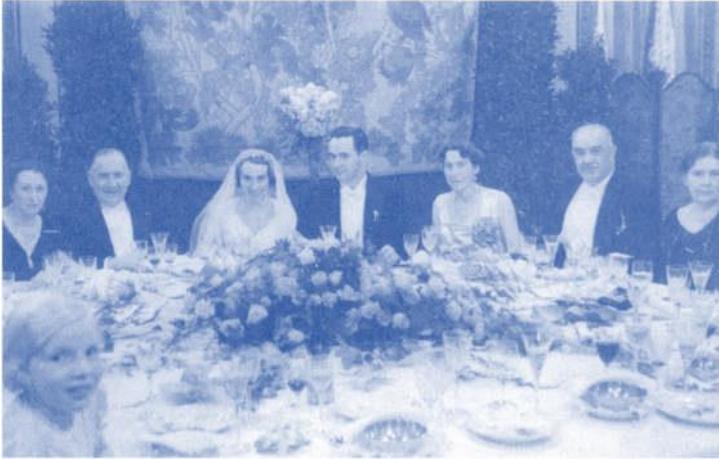
Robert und Gisela hatten andere Probleme. Mit ihrem Antrag auf Eheschliessung war etwas schiefgelaufen. Am 16. Januar 1936 schickte Griesinger ein dringendes Telegramm nach Berlin, um zu fragen, wie denn der Stand sei. Er informierte das Hauptamt, «aus beruflichen und persönlichen Gründen» sei die Hochzeit für die kommende Woche geplant.¹⁹ Die SS-Bürokraten reagierten innerhalb weniger Stunden. Der Eilantrag wurde abgelehnt. Das Rasse- und Siedlungshauptamt hatte einen riesigen Rückstau an unerledigten Anträgen.²⁰ Die Regeln galten für jeden, und das Hauptamt konnte wegen eines mickrigen Rottenführers im fernen Schwaben keine Ausnahme machen.

In den folgenden zwei Wochen liess sich Griesinger auf einen hit-

zigen Schriftwechsel mit dem Hauptamt ein. Er schickte praktisch jeden Tag einen Brief und verlangte, dass seine Heiraterlaubnis beschleunigt würde. In manchen Schreiben war sein Ton wütend, in anderen eher verzweifelt. Sogar seine Orthografie begann heftig zu leiden, und auf einen Brief hatte er gleich viermal «Sehr dringend!» geschrieben.²¹ Er schien so schnell wie möglich mit Gisela Zusammenleben zu wollen. War sie womöglich schon schwanger?

Griesinger wäre nicht der Einzige gewesen, der mit einer schwangeren Verlobten dasass. Anfang 1936 empörte sich Himmler lautstark, dass zahlreiche SS-Männer eine Heiraterlaubnis verlangten, deren Verlobte schon schwanger waren.²² Aber Griesingers Eile hatte wohl andere Gründe. Seine Ernennung zum Beamten auf Lebenszeit war fällig, und er war fest überzeugt, dass er beim Württembergischen Innenministerium bessere Chancen hätte, wenn er verheiratet war.²³ Am Ende erwies sich der Februar 1936 als Glücksmonat. Eine Woche nach der Ernennung zum Beamten auf Lebenszeit kam auch die Heiraterlaubnis von der SS, und innerhalb einer Woche schloss das junge Paar in der Stuttgarter Gedächtniskirche, nur wenige Schritte vom Haus der Familie Venzmer entfernt, den Bund der Ehe.²⁴

Wie die überwiegende Mehrheit der SS-Mitglieder war Griesinger protestantisch getauft, in der Führungsspitze waren es sogar 80 Prozent.²⁵ Allerdings wurde erwartet, dass man die Kirche verliess, wenn man SS-Mitglied werden wollte. SS-Offiziere, die kirchlich heirateten, wurden gelegentlich von ihren Kameraden verspottet.²⁶ Da es keinen Hinweis gibt, dass Griesinger irgendwelche religiösen Gefühle hegte, erfolgte die kirchliche Trauung wahrscheinlich auf Drängen von Gisela oder aus Rücksicht auf seine Eltern oder Schwiegereltern. Gisela trug ein weisses Kleid, und Griesinger heiratete im Gegensatz zu vielen seiner Kameraden nicht in der schwarzen SS-Uniform.



Gisela und Roberts Hochzeit fand am 11. Februar 1936 statt.

Auf dem Bild sind zu sehen: Wally Griesinger, Hermann Nottebohm,
Gisela, Robert, Harriet Nottebohm, Adolf Griesinger (v. l. n. r.).

Das Mädchen in der linken unteren Ecke ist
Ingeborg Venzmers Tochter, Marion.

Sein Vater hielt seinen Widerwillen gegen die SS nicht gerade geheim. Im Gegensatz zu den besonders eifrigen Kameraden liess Griesinger aus Anlass der Hochzeit auch keine Anzeige ins ‚Schwarze Korps‘ setzen.²⁷ Nur seine nächsten Kameraden wussten von der Hochzeit, weil sie entweder eingeladen oder dabei gewesen waren, als er Gisela seinem «Sturm» vorgestellt hatte.

«Haben Sie Erinnerungen an ihren Vater?», fragte ich Griesingers jüngere Tochter, als wir in ihrem Wohnzimmer sassen und alte Fotos anschauten.

Sie schüttelte den Kopf. «Ich kann mich überhaupt nicht an ihn erinnern.» Barbara war fünf, als ihr Vater starb. Sechs Monate nachdem ich bei ihrer Schwester Jutta gewesen war, hatte ich einen Be-

such bei Barbara und ihrem Ehemann Fritz verabredet. Heilsbronn ist eine verschlafene Kleinstadt 30 Kilometer westlich von Nürnberg. Nur zwei Personen warteten auf dem Bahnsteig, als ich aus der S-Bahn stieg. Fritz kam mir eilig entgegen und begrüßte mich aufgeregt. Er war ein drahtiger, schlanker Mann Anfang 80 und trug ein blau kariertes Hemd. Barbara war ein paar Schritte hinter ihm geblieben und schien sehr viel reservierter. Sie erinnerte mich ein wenig an ihre ältere Schwester, aber ihrem Vater sah sie gar nicht ähnlich. Sie hatte kurzes weisses Haar und helle Augen, die sich hinter einer dicken Brille versteckten.

Fritz und Barbara bewohnten ein Reihenhaus aus der Nachkriegszeit. Die Häuser links und rechts hatten unterschiedlich geschmückte Fassaden und überall standen Blumentöpfe. Im Inneren blieb ich vor einem Bild stehen, das an der Wand hing. Im Gegensatz zu Juttas Wohnung, in der man keine Bilder von Griesinger sah, hing hier ein grosses Porträt von ihm, das ihn als kleinen Jungen zeigte – es war ganz unverkennbar.

Als ich mich setzte, legte Barbara mir eine Handvoll alter Fotos hin. Dann holte sie noch das Familienstammbuch. Das sei alles, was sie von ihrem Vater habe, sagte sie. Wie in vielen Familien waren auch Roberts und Giselas Hinterlassenschaften nach ihrem Tod willkürlich unter den Erben verteilt worden. Sie sei im Krieg sehr krank gewesen, sagte Barbara. «Ich hatte Tuberkulose und Rachitis», erzählte sie. «Ich habe viel Zeit im Bett zugebracht.» Ihre Stimme war bedächtig, verletzlich und leise. Aufgrund dieser Krankheiten hatte sie grosse Lücken in den Erinnerungen an ihre Kindheit. Sie kannte ihren Vater nur von Bildern und Geschichten, die sie gehört hatte. Aber auch davon gab es nicht viele.

Wir sprachen über den Sessel und seine, wie sie fand, «nahezu unglaubliche Geschichte». Ich wollte wissen, ob sie eine Vorstellung hätte, wer die Papiere darin versteckt haben könnte. «Ich glaube, das war er selbst», meinte sie.

Jutta hatte ihr von der Geschichte erzählt, und sie hatte viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Sie und ihr Mann hatten nachgelesen, was im Mai 1945 alles in Prag passiert war und wie es den Deutschen ergangen war. Sie wussten, dass ihr Vater in grosser Gefahr gewesen war. Barbara hatte sich eine Szene ausgemalt, die sich am Tag des Prager Aufstandes abgespielt haben könnte. Robert war allein zu Hause gewesen. Er hatte Angst. Er hatte seine Papiere und die Aktien in Sicherheit bringen wollen. Er hatte das Polster irgendwie aufgetrennt und die Dokumente darin versteckt. «Aber er muss es jemandem gesagt haben», meinte sie. «Er hat sie nicht bloss einfach versteckt, ohne jemandem Bescheid zu sagen.» Ihrer Ansicht nach war das Verbergen der Papiere eine absolut rationale Handlung gewesen.

Das Familienstammbuch ist ein schmaler Band, in dem die Eheschliessung zwischen Robert und Gisela im Februar 1936 und die Geburt ihrer Kinder dokumentiert worden ist. «Sie haben monatelang kämpfen müssen, ehe sie heiraten konnten», sagte ich, als ich in dem Buch blätterte. Ich dachte an die dicken Papierstapel, die ich im SS-Archiv gefunden hatte. «Die SS hat es Ihren Eltern nicht leicht gemacht.»

Hier mischte sich plötzlich Fritz ein. «Sie meinen die Partei!», sagte er, offenbar aufgeschreckt, weil ich die SS erwähnt hatte.

«Nein», sagte ich und sah Barbara an. «Ihr Vater war in der SS. Das müssen Sie doch wissen. Hat Ihnen Jutta das nicht erzählt?»

Schweigen. Barbara und Fritz sahen sich über den Tisch hinweg an. Dann stand Fritz abrupt auf, und legte Barbara die Hand auf die Schulter. Ich fühlte mich sehr unbehaglich bei dieser intimen Geste des Trostes. Ich war ein Fremder, der schlechte Nachrichten über ihre Familie mitbrachte, und sie hatten offenbar Probleme, mit dieser doppelt schwierigen Situation umzugehen.

«Das überrascht mich», sagte Barbara schliesslich. «Was meinen Sie damit, dass die SS ihnen das Leben schwergemacht hat?»

Ich zeigte ihr die Kopien einiger Dokumente, die ich im SS-Archiv gefunden hatte. Dazu gehörten auch die Briefe, die Griesinger geschrieben hatte, um die Heiratsgenehmigung zu beschleunigen. Daraufhin drehte Fritz die Angelegenheit um und sagte, er fände es toll, dass Griesinger so gekämpft hätte, um die Frau, die er liebte, zu heiraten. «Das war schon erstaunlich, dass er so zu Gisela gehalten hat», sagte er und nickte, als er die Briefe seines Schwiegervaters las. «Als es Schwierigkeiten gab, hätte er die ganze Sache auch abbrechen und sie einfach sitzenlassen können. Hat er aber nicht. Da hat er sich gut benommen.»

Damit hatte Fritz nicht unrecht. Andere SS-Männer hatten ihre Anträge tatsächlich zurückgezogen, wenn es Probleme gab.²⁸ Ich fand es sehr nobel von Fritz, dass er die Situation zu retten versuchte. Er war ohnehin der lebhaftere Gesprächspartner und wirkte viel jünger als 80. Immer wieder streute er eigene Erlebnisse ein. Mal ging es um Kindheitserinnerungen, mal um seine Liebe zu Hunden oder Urlaubsreisen mit einem Wohnwagen. Barbaras Sätze waren viel durchdachter und spröder. Nur gelegentlich stellte sie eine Frage. Unser Gespräch war für sie die erste Gelegenheit, etwas mehr über ihre Familie zu erfahren, und sie gab sich grosse Mühe, die Fäden zusammenzubringen und sich ein Bild von dem Mann zu machen, den sie nicht kannte, dessen Schicksal aber 70 Jahre lang über ihrem Leben geschwebt hatte wie ein Verhängnis.

Barbara blieb stumm, während sie die Briefe ihres Vaters las. Ich fragte sie, ob sie die Handschrift schon früher gesehen hätte. «Ja», sagte sie. «Aber nicht oft.»

«Löst sie irgendwelche Gefühle bei Ihnen aus?»

Barbara blickte erneut auf die dicht beschriebenen Blätter.

«Irgendwie ist er ein Fremder für mich.»

Gisela und Robert heirateten genau in der Woche, als in Garmisch-Partenkirchen die Olympischen Winterspiele stattfanden. Das Regime betrachtete dieses Ereignis als Generalprobe für die Sommerspiele, die im August in Berlin eröffnet werden sollten. Die Augen der ganzen Welt waren auf Deutschland gerichtet, und es durfte nichts schiefgehen. Das Regime war bemüht, das Ansehen Deutschlands zu stärken, und deshalb mussten gute Beziehungen nach allen Seiten gepflegt werden.

Im Februar 1936 hatte Hitlers Aussenpolitik noch keinen aggressiven expansionistischen Kurs eingeschlagen. In den nächsten Jahren, als er auf den Krieg zusteuerte, war es ihm egal, was die Welt über seine Innenpolitik dachte. Aber Anfang 1936 war ihm die Weltmeinung noch wichtig. In den Wochen vor und nach den Winterspielen, wie später auch bei den Sommerspielen, verzichtete er auf heftige antisemitische Ausfälle, und die Partei sorgte dafür, dass Angriffe auf Juden im Reich unterblieben. Die Nürnberger Gesetze wurden nicht widerrufen, aber es herrschte bis 1938 eine gewisse Zurückhaltung, sodass der gewalttätige Charakter des Regimes nicht gleich sichtbar wurde. Sogar als der jüdische Medizinstudent David Frankfurter zwei Tage vor der Eröffnung der Winterspiele aus Protest gegen die Verfolgung der Juden in Deutschland den Leiter der NSDAP im schweizerischen Davos erschoss, untersagte Innenminister Frick ausdrücklich jegliche «Ausschreitungen». Wilhelm Gustloff wurde zwar nach Schwerin «heimgeholt» und zum Märtyrer des Regimes erklärt, aber Hitler hielt eine relativ massvolle Rede an seinem Grab.²⁹ Man wollte auf jeden Fall verhindern, dass die ausländischen Besucher irgendwelche Gewalt gegen Juden sahen.

Mit 650'000 Gästen waren die Hotels in der Umgebung von Garmisch-Partenkirchen total überfordert. Manche Besucher schliefen in Bars und auf Korridoren, um dabei sein zu können, wenn die Sportler aus 28 Nationen auf dem Eis tanzten, sich von den Sprungschanzen

stürzten oder die Pisten hinunterrasten.³⁰ Es war unbedingt nötig, Deutschlands Image als weltoffenes, gastfreundliches Land nach außen zu wahren. Schon im Vorfeld waren die antisemitischen Plakate an der gesamten «Olympiastrasse» von München nach Garmisch entfernt und durch Werbung für Coca-Cola ersetzt worden. Die gedruckten Hinweise «Juden unerwünscht» verschwanden von Ladentüren und aus Schaufenstern.³¹ Die Tatsache, dass der jüdische Weltklasse-Spieler Rudi Ball (1910-1975) aus Berlin in der deutschen Eishockeymannschaft mitspielen durfte, wurde immer wieder hervorgehoben. Die NS-Propaganda wollte den 500 ausländischen Journalisten weismachen, dass die Berichte über die Judenverfolgung in Deutschland übertrieben oder gänzlich falsch seien. Der amerikanische Berichterstatter William Shirer kritisierte diejenigen Kollegen scharf, die darauf hereinfließen und nicht erkannten, dass dieses Deutschland ein Unrechtsstaat war.³²

Die Olympischen Winterspiele trugen auch in hohem Masse dazu bei, dass sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem Regime wieder legte. Hitler persönlich setzte sich dafür ein, dass Devisen für Nahrungsmittelimporte freigegeben wurden, und die Lebenshaltungskosten wurden wieder erträglicher. Als dann im März 1936 noch die erfolgreiche Rheinlandbesetzung hinzukam, bei der 10'000 Soldaten unter Verletzung des Versailler Vertrages die volle Souveränität des Deutschen Reiches über seine westlichen Provinzen wiederherstellten, nahm Hitlers Beliebtheit schlagartig wieder zu. Kurz vor dem Beginn der Olympischen Sommerspiele in Berlin hatte sich darüber hinaus die Arbeitslosigkeit verringert, der Lebensstandard erhöht und das Regime sass wieder fest im Sattel.³³

Als Robert und Gisela Griesinger ihr Eheleben begannen, wurden die Kameraden von der SS und die Gestapokollegen ein fester Bestandteil des gemeinsamen Alltags. Griesinger hatte jetzt seit sieben Monaten mit Männern zusammengearbeitet, die bald zu den schlimmsten Kriegsverbrechern gehören sollten, und obwohl ihre Dienststelle im «Hotel Silber» offiziell immer noch als «Württembergisches Politisches Landespolizeiamt» bezeichnet wurde, gehörte sie in Wirklichkeit zur Gestapo. Die Akten der Nürnberger Prozesse von 1945/46 gegen einige der Haupttäter des NS-Regimes werfen ein Schlaglicht auf das berufliche und teils auch private Umfeld Griesingers. Walter Stahlecker und Rudolf Bilfinger hatten ebenso wie Griesinger in Tübingen Jura studiert. Bilfinger war drei, Stahlecker sechs Jahre älter als Griesinger. Im Zuge des Nürnberger Verfahrens gegen Hans Frank, den Generalgouverneur des besetzten Polens, befragte Lieutenant-Colonel Smith W. Brookhart Jr., ein kantiger Strafrechtsanwalt, Bilfinger im Oktober 1945 ausführlich als Zeugen.³⁴

Brookharts Notizen zeigen, dass die Männer in Griesingers Dienststelle mehr als bloss Kollegen waren. Im «Hotel Silber» wurden Freundschaften geschmiedet, die auch ausserhalb des Dienstes zählten. Man unternahm gemeinsame Ausflüge mit den Frauen und Kindern, und Robert erwartete von Gisela mit Sicherheit, dass sie sich den Frauen der anderen anschloss, die auch ohne ihre Männer viel miteinander verkehrten. Stahlecker liess seine im Sommer 1939 geborene Tochter auf den Namen Gisela taufen.

Bei meinen Nachforschungen stellte sich auch heraus, dass die Gestapo gar nicht so «geheim» war, wie der Name vermuten lässt. Griesinger und seine Kollegen führten ein banales, durchaus nicht abgeschirmtes Leben. Jeder der Männer – auch Stahlecker, der Leiter der Dienststelle – war in öffentlichen Adress- und Telefonbüchern der Jahre 1936/37 auffindbar. Bei der Durchsicht der staubigen alten

Bücher im Stuttgarter Stadtarchiv hatte ich keine Probleme, die Privatadressen und Telefonnummern herauszufinden, ebenso wie die ihrer Nachbarn.

Griesingers Arbeit bei der Gestapo umfasste alle Bereiche. Als Regierungsbeamter konnte er den Polizeibeamten Aufträge erteilen, obwohl er selbst nie Polizist gewesen war.³⁵ Er verfolgte die Anweisungen, Verordnungen und Gesetze aus Berlin und machte sie den Dienststellen in ganz Württemberg bekannt. Die Sprache, die dabei benutzt wurde, war häufig zweideutig und euphemistisch und sollte den eigentlichen Charakter der Arbeit verschleiern. Kompromittierende Anweisungen und Informationen wurden nur mündlich weitergegeben. Es wurde erwartet, dass die Beamten zwischen den Zeilen zu lesen verstanden. Von den zahllosen örtlichen Dienststellen der Gestapo sind kaum Unterlagen überliefert, aber eine detaillierte Untersuchung von 19'000 Akten der Gestapo Würzburg (eine von zwei noch vorhandenen Sammlungen in ganz Deutschland) hat gezeigt, dass die Foltermethoden dort nie erwähnt wurden. Allenfalls der Begriff «verschärftes Verhör» wurde in den Akten verwendet, und das genügte wohl, um dafür zu sorgen, dass die Beamten Bescheid wussten.³⁶

Als Griesinger im Sommer 1935 seinen Dienst antrat, hatte die Gestapo schon zwei Jahre in Stuttgart gearbeitet. Anfangs konzentrierte sie sich vor allem auf die wichtigsten politischen Gegner des NS-Regimes wie Kommunisten und Sozialdemokraten. Mithilfe von Spitzeln und V-Männern unterwanderte sie die Widerstandsgruppen und zerschlug sie, sobald sie genug über ihren Aufbau und ihre Mitglieder wusste. Es folgten Razzien und Verhaftungen. Viele Politiker und Aktivisten waren schon ins Exil geflohen. Die kommunistische Studentin Liselotte Herrmann, Mutter eines einjährigen Kindes, arbeitete in Stuttgart im Büro ihres Vaters als Stenotypistin. Ende 1935 befahl Stahlecker die Verhaftung der 26-Jährigen. Sie

wurde beschuldigt, Informationen über geheime Rüstungsprojekte an Kontakte in der Schweiz weitergegeben zu haben; 19 Monate lang war die Studentin in Untersuchungshaft und wurde brutal verhört. Am 12. Juni 1937 verurteilte sie der «Volksgerichtshof» in Stuttgart zum Tode und ein Jahr später wurde sie in Berlin Plötzensee mit dem Fallbeil getötet. Sie war die erste Frau, die wegen ihres Widerstands gegen das NS-Regime hingerichtet wurde.³⁷

Angesichts der Tatsache, dass die Unterlagen nicht mehr auffindbar sind, ist nicht feststellbar, inwieweit Griesinger an der Verhaftung und den Verhören von Liselotte Herrmann und drei weiteren Mitgliedern ihrer kommunistischen Zelle im Herbst 1935 beteiligt war. Aber es gibt eine Aktennotiz aus dieser Zeit, in der Griesinger darauf hinweist, dass aus der Haft entlassene Verdächtige unbedingt weiter beobachtet werden müssten.³⁸ Einer dieser Verdächtigen hat die Politische Polizei dann wohl zu Liselotte Herrmann geführt.

Griesinger war ein Bürokrat. Die direkte Auseinandersetzung mit den Verhafteten blieb ihm erspart, und die brutalen Folgen, die seine Entscheidungen für die Opfer hatten, brauchte er nicht mitanzusehen. Trotzdem blieb er verantwortlich für die Massnahmen der Polizei. Die Haftbefehle wurden von ihm veranlasst. Und er muss auch gewusst haben, was in den Folterzellen im Keller unter dem «Hotel Silber» geschah, während er an seinem Schreibtisch sass.

Ein grosser Teil der Wirkung der Gestapo ging von dem Mythos der Allmacht aus, der sie umgab. Schon einen Monat nach der «Machtergreifung» hatte der Reichstagsbrand die SA in die Lage versetzt, politische Gegner willkürlich in «Schutzhaft» zu nehmen. Und weil die Gefängnisse nicht ausreichten, wurden «wilde» Konzentrationslager geschaffen, Gefangene nach Gutdünken dort eingesperrt. Im April 1933 hatten die Nazis 1902 Kommunisten, Sozialdemokra-

ten und Gewerkschafter im KZ Heuberg inhaftiert. Am Ende des Jahres waren es bereits 15'000 Gefangene.³⁹ Insgesamt wurden in ganz Deutschland etwa 100'000 Personen verhaftet und festgehalten.⁴⁰

Als Griesinger 1935 dazusties, waren die brutalen Methoden der Gestapo bereits bekannt, und man glaubte der Propaganda über ihre Macht und Allwissenheit. Man ging davon aus, dass sie über eine «Armee» von Geheimagenten und bezahlten Spitzeln verfügte, die in jedem Restaurant, jedem Zugabteil und an jeder Strassenecke lauerten und alles mithörten. In Wirklichkeit war es ein bisschen anders. Die 200 Mitarbeiter der Gestapo im «Hotel Silber» hätten durchaus nicht genügt, um die drei Millionen Einwohner Württembergs wirksam zu kontrollieren. Und im übrigen Deutschland war es nicht anders. Stattdessen wurden die meisten Verdächtigten durch Denunziation an die Gestapo verraten. Manchmal war der Grund bloss Neid, manchmal wollten die Denunzianten auch Juden aus der «Volksgemeinschaft» entfernen, manche Leute hatten so viel Angst vor der Gestapo, dass sie Freunde, Nachbarn oder sogar Verwandte anzeigten, um nicht selbst verhaftet und im «Hotel Silber» verhört zu werden.⁴¹

Erst nachdem die örtlichen Organisationen der Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter zerschlagen waren, wandte sich die Gestapo neuen Zielen zu. Jetzt rückten Juden und andere als unerwünscht betrachtete Bevölkerungsgruppen ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Homosexuelle, Freimaurer, Sinti und Roma (damals als Zigeuner bezeichnet). Griesingers Ernennung fiel mit dem Beginn dieser zweiten Phase zusammen. Während Anzeigen gegen Juden bis dahin von der Partei oder von der SA «behandelt» worden waren, sorgten jetzt die Nürnberger Rassengesetze dafür, dass regelmässig die Gestapo mit diesem Thema befasst wurde.⁴² Von da an wurden die etwa 8'000 Juden, die in Württemberg wohnten, viel schärfer

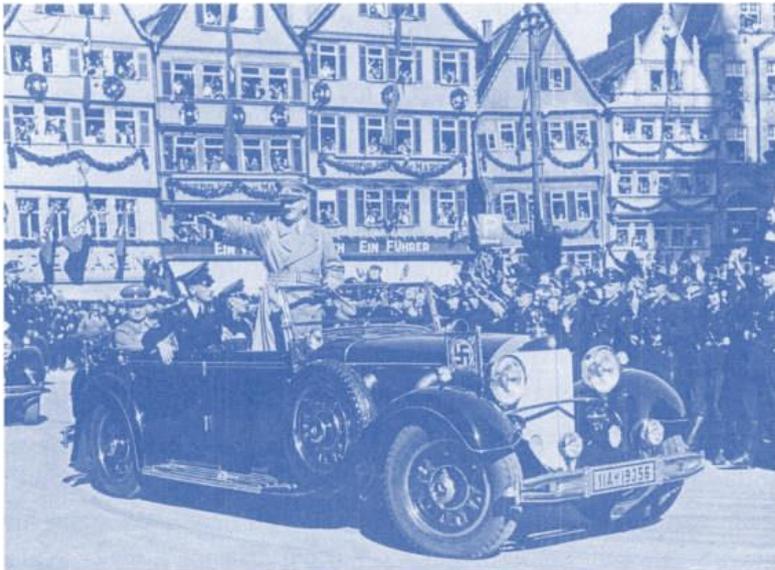
überwacht. Die Gestapo sammelte und analysierte Informationen über sie, verfolgte ihre täglichen Bewegungen und Netzwerke. Den Juristen (wie Griesinger) im «Hotel Silber» fiel die Aufgabe zu, die neuen Gesetze und die dazugehörigen Verordnungen bekanntzumachen und durchzusetzen.

Angesichts der antisemitischen Umgebung, in der sich Griesinger zu Hause und in Tübingen bewegt hatte (man denke nur an die Zeitungsausschnitte seiner Mutter und das «Corps Suevia»), muss man davon ausgehen, dass seine Einstellung zu Juden sich nicht wesentlich von der unterschied, die Stahlecker, Harster, die anderen Juristen bei der Gestapo und die Kameraden bei der SS an den Tag legten. Am heftigen Antisemitismus der Männer in Griesingers beruflicher Umgebung, die alle aus bürgerlich-protestantischen Kreisen kamen, konnte kein Zweifel bestehen.⁴³ Schon wenige Jahre später wurden sie zu NS-Tätern, die Hunderttausendejuden ermordeten.

Unter den wenigen erhalten gebliebenen Rundschreiben von Griesinger aus dem Jahr 1935 sind zwei mit dem Kennzeichen «Nr. 5» versehen. Erst in den letzten Jahren haben Stuttgarter Historiker ermittelt, dass dies der Code für «jüdische Angelegenheiten» war.⁴⁴ Als er sich mit Gisela verlobte, beschäftigte sich Griesinger im Amt mit der Frage, wie «Nichtarier» daran gehindert werden konnten, ihr Eigentum ins Ausland zu transferieren. Beim zweiten Schreiben ging es darum, wie Juden daran gehindert werden konnten, ihre jüdische Identität durch Pseudonyme oder Künstlernamen zu verschleiern. Im Mai 1937, als seine Tochter Jutta gerade vier Monate alt war, schickte Griesinger ein weiteres Rundschreiben los, in dem er darauf hinwies, dass es in jüdischen Hotels, Sanatorien und Pensionen «erschreckende Fälle von Rassenschande» gegeben habe, an denen «arische» Angestellte und jüdische Gäste beteiligt gewesen seien. Er forderte die Polizei auf, diese Fälle zu untersuchen. Ein paar Monate später

wies er darauf hin, dass es nicht nur für Juden, sondern auch für ihre etwaigen «arischen» Ehepartner verboten sei, die deutsche Fahne zu hissen.⁴⁵ Diese Rundschreiben wurden unterschiedslos an alle Polizeidienststellen verschickt, auch wenn es in deren Zuständigkeitsbereich keine jüdischen Bewohner gab.⁴⁶

Vielleicht war Griesinger damals auch in den Fall eines jüdischen Architekturstudenten involviert, der Ende 1936 verhaftet und ins «Hotel Silber» gebracht wurde. Der Stuttgarter Helmut Hirsch war 20 Jahre alt und hatte sich in Prag überreden lassen, einen Bombenanschlag auf das Parteitagsgelände in Nürnberg zu verüben. Aber noch ehe er die Bombe erhalten und Nürnberg erreicht hatte, wurde er am 21. Dezember in Stuttgart verhaftet. V-Männer der Gestapo in der Prager Emigrantenszene hatten den Plan verraten. Obwohl ihm die US-Regierung die amerikanische Staatsbürgerschaft wiedergab, die er durch die Rückkehr seiner Eltern nach Deutschland verloren



Adolf Hitler in Stuttgart, 1938.

hatte, wurde er am 4. Juni 1937 in Plötzensee mit dem Fallbeil getötet. Er war der erste Amerikaner, der nach NS-Gesetzen hingerichtet wurde.⁴⁷

Griesinger scheint ein nützlicher Diener des Polizeistaats gewesen zu sein. Seine Vorgesetzten unterstützten ihn jedenfalls, als er sich im Frühjahr 1936 um eine Beförderung bemühte. Sein Fleiss, seine Sorgfalt und seine Zuverlässigkeit wurden gelobt. Er sei nie Mitglied einer politischen Partei gewesen.⁴⁸ Obwohl er nicht in der NSDAP war (die Aufnahmesperre galt immer noch), genügte wohl seine Mitgliedschaft in der SS, um ihn als «zuverlässig» einzustufen, und so wurde er nach nur einem Jahr bei der Politischen Polizei zum «Regierungsrat» befördert.

Auch die SS hatte seit 1934 innerhalb des NS-Apparates gewaltig Karriere gemacht. Sie war nicht länger das schwächliche, rein ideologische Experiment im Schatten der SA, das Griesinger in Urach und Tettnang vertreten hatte. Sie wurde durch verschiedene SS-Hauptämter von Berlin aus geführt und entwickelte sich zu einem Staat im Staate, mit zahlreichen Aufgaben und Tätigkeiten.

Nach der «Nacht der langen Messer» hatte Himmler einen «Hausputz» in den eigenen Reihen vornehmen lassen, um die SS von Mitgliedern zu säubern, die seinem Konzept nicht entsprachen. Bis 1935 wurden 60'000 Mitglieder ausgeschlossen, denen etwa Alkoholismus, Homosexualität, körperliche Mängel, eine fragwürdige rassische oder politische Herkunft oder einfach Mangel an Einsatz vorgeworfen wurden.⁴⁹ Griesinger gehörte keiner dieser Kategorien an und wurde nicht ausgeschlossen. In den zweieinhalb Jahren, in denen er bei der Württemberger Gestapo arbeitete, zahlte Rottenführer Griesinger regelmässig die fälligen Beiträge. Unter der Leitung von SS-Sturmführer Steidle traf sich der Sturm 1/M0/10 jeden Mittwoch- und Freitagabend für jeweils zwei Stunden in der Wörthstrasse 26, einer

ehemaligen Schokoladenfabrik, später in der Königsstrasse i. Einmal im Monat traf man sich auch am Sonntag.⁵⁰

Obwohl die Stuttgarter SS im April 1945 ihre sämtlichen Akten vernichtete, kann man sich ein Bild von ihren Aktivitäten machen, wenn man die Akten aus Karlsruhe heranzieht, die erhalten geblieben sind. Karlsruhe war die zweitgrösste Stadt im SS-Oberabschnitt Südwest. Ebenso wie in Tettngang gehörten Übungen auf dem Schiessstand, Marschieren, Singen und Leibesübungen zur Routine. Am Sonntag fand die «Morgenfeier» statt, eine Art Ersatz für den Gottesdienst. Das Programm hatte vier Teile: Erst hörten die Mitglieder Stücke von Beethoven, Wagner oder Grieg, die von einem örtlichen SS-Orchester gespielt wurden. Dann wurde ein klassischer Text der NS-Ideologie vorgelesen, entweder aus Hitlers ‚Mein Kampf: oder Rosenbergs ‚Mythus des 20.Jahrhunderts‘. Im dritten Teil der Veranstaltung hörten die Anwesenden einen dreiviertelstündigen Vortrag über die positiven Leistungen der SS, ehe sie sich Fragen des Blutes, der Rasse, der Vererbung, der Ideologie oder der vorbildlichen Ehefrauen zuwandten. Beendet wurde die Veranstaltung mit einem weiteren Musikstück oder einem Lied.⁵¹

Abgesehen von den obligatorischen Versammlungen erwartete man, dass die Mitglieder auch noch an einer Fülle anderer Veranstaltungen teilnahmen. Dazu gehörten zum Beispiel Abendvorträge. So ist es wahrscheinlich, dass Griesinger und andere höhere SS-Mitglieder an einem Vortrag des Ritterkreuzträgers und Stuttgarter SS-Führers Erasmus von Malsen-Ponickau teilnahmen, bei dem dieser erklärte, die SS-Mitglieder seien die natürlichen Nachfolger der heroischen deutschen Soldaten des Ersten Weltkrieges.⁵² Diese formelhafte Berufung auf den Ersten Weltkrieg erfolgte bei jeder Gelegenheit. Adolf Laux, Mitglied in Griesingers Sturm, gründete sogar eine Skifahrergruppe «zu Ehren der Stuttgarter Gefallenen».⁵³

Neben diesen Verpflichtungen hatte die ursprünglich zum Schutz Adolf Hitlers gegründete SS nach wie vor die Aufgabe, bei öffentlichen Veranstaltungen für Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Während sie in Stuttgart 1925 nur neun Mann hatte aufbieten können, um Hitler zu schützen, standen jetzt Hunderte bereit, wenn beispielsweise Innenminister Wilhelm Frick oder Rudolf Hess, der Stellvertreter Hitlers, nach Stuttgart kamen. Organisiert wurden diese Aufmärsche von dem berüchtigten SS-Gruppenführer Ludolf-Hermann von Alvensleben, der allein 100 Mann auf den Flugplatz beorderte und weitere 400 zur Sicherung wichtiger Gebäude in der Stadt abstellte.⁵⁴ Beim Besuch Adolf Hitlers im April 1938 waren die Sicherheitsmassnahmen vermutlich noch umfangreicher, die diesbezüglichen Pläne sind allerdings nicht mehr vorhanden.

Von Gisela und den anderen SS-Frauen wurde unterdessen erwartet, dass sie zur «Sippengemeinschaft» beitrugen. Sowohl bei der Eheschliessung als auch bei der Geburt der Kinder gab es Initiationsriten, die offenbar als Ersatz für christliches Brauchtum gedacht waren. Ausserdem waren die SS-Frauen gehalten, regelmässig am «Sippenabend» teilzunehmen. Diese Abende waren meist zweiteilig. Am Anfang gab es einen ideologischen Vortrag oder einen Museumsbesuch. Der zweite Teil war relativ zwanglos. Die Frauen und ihre Familie wurden aufgefordert, bei Gesang, Tanz und Gesprächen Freundschaft mit anderen SS-Familien zu schliessen.⁵⁵ Viele Veranstaltungen waren offen für die Familien und Freunde der Mitglieder und einige davon hatten nur wenig mit ideologischer Indoktrination zu tun. Sie zielten vielmehr auf die gesellschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse der oft sehr gebildeten Mitglieder. Im Januar 1936 veranstaltete der Abschnitt X der SS im Rahmen des Winterhilfswerks einen Beethovenabend in der Liederhalle, der die kulturellen Ansprüche der SS im vollen Glanz zeigte. Einige der bekanntesten Künstler

der Zeit traten auf, darunter der Dirigent Rudolf Schulz-Dornburg und der Tenor Karl Erb, der «förderndes Mitglied der SS» war. Der Liederabend war für denselben Tag geplant, an dem Gisela und Robert ursprünglich hatten heiraten wollen, ehe der Ärger mit dem Rasse- und Siedlungshauptamt entstanden war.⁵⁶

Vaterschaft war ein wichtiges Thema in der SS, und deshalb wurden Väter dazu angehalten, bei der Babybetreuung ordentlich mitzuhelfen, vom Windeln wechseln bis zum Kinderwagenschieben. Es wurde sogar propagiert, dass die einzelnen Einheiten Leihkinderwagen bereitstellen sollten, die mit Hakenkreuzen und Runen geschmückt waren. Bilder von SS-Männern, die Babys auf dem Arm hielten, sah man durchaus nicht als unmännlich an. Ihren Frauen bei der Hausarbeit zu helfen und Zeit mit den Kindern zu verbringen galt als Pflicht eines echten Mannes.⁵⁷

Der Nikolausabend am 6. Dezember bot Gelegenheit, sich mit anderen SS-Familien zu treffen. Vielleicht haben die Griesingers mit Giselas Sohn Joachim daran 1935 und 1936 teilgenommen, und von 1937 an auch mit Jutta. Vielleicht hat Gisela zusammen mit den anderen SS-Frauen dem «Pelzmärte» (dem schwäbischen Nikolaus) geholfen, Geschenke zu verteilen, ehe sie der Ansprache von Malsen-Ponickau lauschte, der die SS-Frauen auf ihre Rolle in der rassistischen Elite hinwies.⁵⁸

Griesinger musste an einer gewissen Zahl von Veranstaltungen teilnehmen, um seine Mitgliedschaft in der SS nicht zu gefährden, aber es erscheint unwahrscheinlich, dass er mehr tat als nötig. Genau wie bei der Gestapo wollte er sich anpassen, nicht herausragen. Darin unterschied er sich von Männern wie Alfred Filbert (1905-1990), der ebenfalls Sohn eines Militärs und promovierter Jurist war. Filbert trat schon 1932 in die SS ein und schaffte dort fünf wesentliche Beförderungen innerhalb von zweieinhalb Jahren, sodass er im Januar bereits



Robert Griesinger zu Besuch bei seinen Eltern in Stuttgart, um 1939.
Auf dem Arm hält er seine Tochter Jutta.

Obersturmbannführer im RS HA in Berlin war.⁵⁹ Griesinger brachte es zwischen 1934 und 1938 nur auf zwei bescheidene Beförderungen und war trotz seiner guten Beziehungen im Herbst 1938 gerade mal Scharführer. Als die Politische Polizei 1935 in die Gestapo überführt wurde, war Griesinger auch Mitglied des Sicherheitsdienstes (SD) geworden. Im Gegensatz zu den anderen Juristen in der Stuttgarter

Gestapo erhielt er aber keine Dauerstellung beim SD.⁶⁰ Er schien gar nicht besonders begierig auf Beförderungen zu sein. Griesinger war kein Kämpfer. Zwar wurde er am 1. Mai Mitglied der NSDAP, nachdem die Parteiführung im April 1937 die Aufnahmesperre gelockert hatte. Doch er wollte nicht hauptamtlich in den Dienst der Gestapo treten, sondern war ganz zufrieden damit, ziviler Verwaltungsbeamter zu bleiben. Es genügte ihm völlig, dass seine Zugehörigkeit zur SS etwaige Beförderungen in der Verwaltung erleichterte. Juristische Routinearbeiten und ein gemütliches Zusammenleben mit Gisela hatten Vorrang.

Aber 1937 gab es Veränderungen im «Hotel Silber», die auch an Griesinger nicht vorbeigingen. Walter Stahlecker und Wilhelm Harster, zwei seiner engsten Kollegen, verliessen Stuttgart und übernahmen andere Aufgaben mit weit höherer Verantwortung.⁶¹ Griesinger dagegen verliess den Polizeidienst und kehrte im Oktober 1937 ins Innenministerium zurück.

Da die Akten nicht mehr vorhanden sind, kann man über Griesingers Abschied von der Gestapo nur spekulieren. Hat er sie verlassen, weil er die brutalen Praktiken ablehnte? Das erscheint unwahrscheinlich. In seinen zweieinhalb Jahren im «Hotel Silber» hatte ihn das nicht gestört, er war ein Mann, der seine Tätigkeit ohne Rücksicht auf die Folgen ausübte. Hätte er sich gegen die Dinge verwahrt, die aufgrund seiner Befehle geschahen, hätte er seinen Posten wohl nicht so lange behalten. Es kann natürlich sein, dass er versetzt wurde, weil er mit seinen neuen Vorgesetzten Probleme hatte. Aber es gibt in seinen früheren Dienstzeugnissen keinerlei Hinweis auf irgendeine Insubordination. Vielleicht musste er woanders eine Lücke schliessen. Vielleicht war er auch unglücklich über den Weggang von Stahlecker und Harster. Ihre Nachfolger stammten nicht aus Württemberg und hatten auch nicht in Tübingen studiert.

Nach ihrer Hochzeit am n. Februar 1936 wohnten Robert und Gisela zunächst bei seinen Eltern im Süden von Stuttgart. Sechs Wochen später zogen sie in ein gemietetes Haus in der Schottstrasse im Norden von Stuttgart.⁶² Die Strasse war ihnen bereits bekannt: In der Schottstrasse 22 hatte Gisela bei ihrer Schwester Ingeborg gewohnt, als sie neun Monate zuvor mit ihrem kleinen Sohn nach Stuttgart gekommen war. Zur Zeit ihrer Eheschliessung hatten Gisela und Robert kaum Möbel; Gisela hatte fast nichts mitgenommen, als sie im Juli 1935 ihr eheliches Heim in Hamburg verliess. Robert wiederum hatte recht behaglich im Haus seiner Eltern gewohnt und war ohne eigenen Besitz in den Stand der Ehe getreten. Im Frühjahr 1936 mussten sie also erst einmal neues Mobiliar kaufen, um ein gemeinsames Leben beginnen zu können.⁶³

Möbel waren damals nicht billig. Obwohl Griesinger mehr als der Durchschnitt verdiente, hatten Beamte kein hohes Einkommen. Ihre Bezüge waren während der deflationären Sparpolitik Brüning's im Jahre 1931 stark beschnitten und seitdem nicht wieder erhöht worden.⁶⁴ Im Mai 1936 betrug das Anfangsgehalt für Griesingers Besoldungsstufe jährlich 4'800 Reichsmark. Im April 1940 verdiente er 5'200 Reichsmark jährlich. 1938 lag sein Gehalt wohl irgendwo dazwischen. Andererseits hatten Robert und Gisela Glück. Sie kamen beide aus reichen Familien, aber sie hätten auch vom sogenannten «Ehstandsdarlehen» Gebrauch machen können, das die Nationalsozialisten schon 1933 eingeführt hatten. Dieses zinsfreie Darlehen von bis zu 1'000 Reichsmark wurde an Jungvermählte ausgezahlt, wenn die Ehefrau keine Arbeit aufnahm. Für jedes Kind, das auf die Welt kam, wurde die Schuld um ein Viertel vermindert, sodass sie nach der Geburt des vierten Kindes völlig getilgt war.⁶⁵ Statt einer Barauszahlung gab es Gutscheine, die zum Erwerb von Hausrat benutzt werden konnten. Der Betrag war mehr als doppelt so hoch wie Griesinger

monatliche Besoldung, und wenn vernünftig damit umgegangen wurde, konnte man sich einiges leisten. Sogar Luxusgüter wie Staubsauger (69 Reichsmark), Radios (145 Reichsmark) oder Kameras (125 Reichsmark) durften mit den Bedarfsdeckungsscheinen erworben werden.⁶⁶

Es ist vorstellbar, dass unter den neuen Möbeln der Griesingers auch einige Stücke waren, die früher jüdischen Familien gehört hatten. Überall in Deutschland begannen sich die Wohnungen von SS-Offizieren, Gestapobeamten, aber auch gewöhnlichen Bürgern, mit Möbelstücken von Juden zu füllen, die zur Flucht aus Deutschland gezwungen wurden und all ihren Besitz verkaufen mussten, um die exorbitante «Reichsfluchtsteuer» zu bezahlen, die bereits 1931 verhängt und vom NS-Regime erheblich verschärft worden war.⁶⁷ Als die Griesingers ihr erstes Heim bezogen, verliessen monatlich etwa 100 Juden die Stadt.⁶⁸ Neben den Griesingers wohnte aber, wie die Adressbücher zeigten, noch immer ein jüdisches Ehepaar: Fritz und Helene Rothschild.⁶⁹ Es erschien fast unglaublich, dass der SS-Offizier und Gestapobedienstete Dr. Robert Griesinger Tür an Tür mit einer jüdischen Familie wohnte, und so beschloss ich, der Schottstrasse einen Besuch abzustatten.

Ich begann mit einem Anruf bei Herrn und Frau Schulz, die zum Zeitpunkt meiner Recherchen im früheren Haus der Griesingers in der Schottstrasse wohnten.⁷⁰ Ich hoffte, einen Besuch vereinbaren zu können, bedauerte meine Entscheidung aber schon Sekunden, nachdem Frau Schulz sich gemeldet hatte. «Mit dieser Art Geschichte wollen wir nichts zu tun haben», sagte sie ärgerlich. Ich versuchte, sie zu überreden. Ich würde keine Fotos machen und wolle nur fünf Minuten bleiben, versicherte ich ihr, aber sie weigerte sich, das auch nur in Erwägung zu ziehen. «Wir wollen nicht, dass unser Haus in einem Buch über Nazis auftaucht. Das kommt nicht infrage.» Wie es

der Zufall wollte, kam in diesem Moment gerade ihr Ehemann nach Hause. Ich vernahm, wie sie ihm erklärte, worum es ging, aber dann legte sie die Hand auf den Hörer und man hörte fast nichts mehr. Es schien einen heftigen Meinungs austausch zu geben. Einen Augenblick später meldete sich Frau Schulz wieder. «Sie haben Glück», sagte sie, immer noch ziemlich scharf. «Mein Mann scheint eher bereit, Sie kennenzulernen. Sie können morgen Abend um sieben herkommen. Aber denken Sie dran: keine Fotos.»

Die Schottstrasse führt auf den nordwestlichen Abhang des Stuttgarter Talkessels. Das Haus liegt in einer ruhigen Wohngegend, die im Krieg nicht zerstört worden ist. Als ich die Strasse entlangging waren kaum Fussgänger unterwegs, auch Autoverkehr gab es nur wenig. Je näher ich meinem Ziel kam, desto deutlicher wurde mir, dass es eine wohlhabende Gegend sein musste. Es war ein wunderschöner



Das Haus in der Schottstrasse, um 1936.

Frühlingstag, und da ich ein bisschen zu früh dran war, stattete ich noch dem Haus der Familie Venzmer einen Besuch ab, ein Spaziergang von zwei Minuten, der mich zu einem weiss verputzten, erstaunlich modernen Gebäude führte.

Gleich um die Ecke, am Gähkopf, hatte Wilhelm Ströbel gewohnt, der SS-Kamerad Griesingers, der Gisela bescheinigt hatte, dass sie eine gute SS-Braut werden würde. Als ich vor dem Haus stand, fragte mich ein Nachbar, ob er mir helfen könne. Ich erklärte, dass ich mich für einen früheren Bewohner interessiere. Ob ich auf der Suche nach einer jüdischen Familie sei, fragte er. «Vor dem Krieg haben hier viele Juden gewohnt.» Ich erzählte ihm lieber nicht, dass ich auf der Suche nach dem Haus eines SS-Mannes war und ging weiter. Dank einer weitverbreiteten Initiative werden in vielen deutschen Städten die Bewohner regelmässig an die jüdischen Familien erinnert, die dort gelebt haben. Auch in Stuttgart gibt es überall «Stolpersteine», kleine Messingplatten im Boden, die daran erinnern, wo Juden gewohnt haben, ehe sie deportiert wurden. Darauf sind die Namen, das Datum der Deportation und die Orte verzeichnet, wo sie ermordet wurden. In der unmittelbaren Umgebung von Griesingers Haus gibt es 89 solcher Stolpersteine.⁷¹ Bei meinem Spaziergang sah ich ein halbes Dutzend davon.

Das Haus, in dem Griesinger gelebt hatte, umfasste drei in sich abgeschlossene Wohneinheiten. Zusammen mit dem Nachbarhaus, das ebenfalls von dem Architekten Ernst Wagner erbaut worden war, unterschied es sich deutlich von den Bauten in der Umgebung. Es war pfirsichfarben gestrichen und Mitte der Dreissigerjahre gebaut worden, deutlich später als die anderen Gebäude ringsherum. Es muss zu den letzten Häusern dieser Art gehört haben, die in der NS-Zeit gebaut wurden. Wagners moderne, umweltfreundliche Mehrfamilienhäuser, wie sie in den Zwanzigerjahren auch von kommunalen

Baugenossenschaften errichtet worden waren, gefielen den Ideologen des NS-Regimes gar nicht. Sie verkörperten in ihren Augen Kommunismus, Kollektivismus und dekadentes urbanes Wohnen. Stattdessen wurden Einfamilienhäuser gefördert. Dass Griesinger in die Schottstrasse zog, war ein Zeichen dafür, dass ihm die wohnungsbaupolitischen Vorstellungen des Regimes ziemlich egal waren.⁷²

Zur Fassadengestaltung der Häuser in der Schottstrasse gehörten auch Wandgemälde. Dabei wählte Wagner als Motiv «Die Sieben Schwaben», ein Märchen der Brüder Grimm. Im September 1936 erschien in der Zeitschrift ‚Moderne Bauformen‘ ein sieben Seiten langer Artikel über die beiden Häuser in der Schottstrasse, zu dem auch zwölf Fotos gehörten. Ausgerechnet das Haus, in dem die Griesingers wohnten, fand solche Beachtung. Die Innenaufnahmen zeigen unter anderem ein Möbelstück, das zwar etwas im Hintergrund steht, aber sofort meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es sah dem Sessel sehr ähnlich, in dem Roberts Dokumente versteckt waren.

Als ich das Haus erreichte, standen Herr und Frau Schulz schon vor der Tür und erwarteten mich. Die Aussicht von hier oben war herrlich, ganz Stuttgart liegt einem zu Füßen, aber die jetzigen Bewohner erklärten mir, sie hätten von Griesinger nie gehört. Ich fragte, ob es einen Keller oder einen Dachboden gäbe, indem vielleicht etwas zurückgeblieben sein könnte, was den früheren Mietern gehört habe, aber das wurde verneint.

Der Wohnbereich war auf zwei Stockwerke verteilt. Frau Schulz stellte gleich klar, dass ich auf keinen Fall ins obere Stockwerk dürfe, wo die Schlafzimmer waren, und erinnerte mich daran, dass ich keine Fotos machen dürfe.

In den 17 Jahren, die seit ihrem Einzug vergangen waren, hatte das Ehepaar das Haus wunderschön eingerichtet. Sie hatten ein paar Teppiche auf den Original-Dielenboden gelegt, und hier und da standen

alte Designermöbel. Auch von den beiden Wohnzimmerfenstern hatte man einen spektakulären Blick auf die Stadt. Wenn es 1937 eine Feier zur Geburt von Jutta gegeben hatte, dann hatte sie vermutlich hier stattgefunden. Bestimmt hatte Griesinger seine SS-Kameraden mit sehr viel Blumenschmuck begrüsst.⁷³ Bezeichnenderweise hatten nur in der Küche einige Umbauten stattgefunden, aber auch die hielten sich in Grenzen. Dank Herrn Schulz, der Architekt war, konnte ich mich über die Raumaufteilung in den Dreissigerjahren genau informieren; er hatte sich beim Kauf des Hauses Kopien der Originalbaupläne besorgt und jetzt für mich auf dem Esstisch ausgebreitet, der hinter einem gläsernen Raumteiler stand, der ebenfalls original war.

Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Häusern der Dreissigerjahre zeigten die Pläne, dass die Wohnungen schon damals mit Zentralheizung und einem modernen Elektroherd ausgestattet waren. Im Erdgeschoss befand sich eine Kammer, die vielleicht für ein Hausmädchen genutzt wurde. Neben zwei Schlafzimmern, einem Bad und einer Toilette gab es im oberen Stockwerk auch ein geräumiges Kinderzimmer. Insgesamt standen den Griesingers 150 Quadratmeter Wohnraum zur Verfügung. Es gab also Platz genug für eine wachsende Familie.

Als Frau Schulz merkte, dass mein Besuch doch länger als fünf Minuten dauern würde, ging sie hinaus, kehrte einen Augenblick später mit einer Flasche Trollinger zurück, die hier in der Gegend abgefüllt worden war, und bestand darauf, dass ich ein Glas akzeptierte. So sassen wir hinter dem gläsernen Raumteiler, an derselben Stelle, wo vor Jahrzehnten vielleicht auch Robert und Gisela mit ihren Gästen gesessen hatten. Als ich Frau Schulz fragte, ob sie irgendetwas über die früheren Bewohner des Hauses wüsste, gab sie zu, dass sie noch nie darüber nachgedacht hätte. Und im gleichen Augenblick



Helene und Fritz Rothschild, um 1930.

wurde mir klar, dass ich mich auch nie bemüht hatte, irgendetwas über die früheren Bewohner des Reihen-Eckhauses herauszufinden, in dem ich aufgewachsen bin. Wer von uns denkt schon über die Geschichte der Häuser nach, in denen wir wohnen? Es ist so einfach, die früheren Bewohner zu ignorieren; zu vergessen, dass wir dieselben

Wände anstarren, in denselben Küchen kochen und dieselben Geländer und Klinken berühren wie sie.

Es war noch hell, als Herr und Frau Schulz mich auf die kleine Terrasse hinter dem Haus führten. Es stand zwar ein Tisch mit zwei Stühlen da, aber Herr Schulz sagte, dort sässen sie selten, weil hier keine Sonne hinkäme. Um die frische Luft zu geniessen, musste man ein paar Meter den Abhang hinaufgehen. Ich stand mitten in dem schmalen Garten und schaute auf das Haus und das Panorama von Stuttgart hinunter. Zwischen den beiden Wagner-Häusern gab es eine etwa 30 Quadratmeter grosse Terrasse mit schönem Blick auf die Stadt. Man könne da im Sommer schöne Partys veranstalten, sagte Herr Schulz. Tatsächlich schien es ein perfekter Platz, um Cocktails zu trinken. Vielleicht hatten dort im Sommer 1936 auch Gisela und ihr Mann gefeiert. Ihre Töchter hatten mir erzählt, dass sie gern Gäste hatten.

Anfang Juni 1936 wurde Griesinger zu einer Wehrübung einberufen und musste sich in Ulm in der Kaserne im ehemaligen Benediktinerkloster Wiblingen einfinden.⁷⁴ Er war zu jung für den Ersten Weltkrieg gewesen und Mitte der Dreissigerjahre schon zu alt für den Wehrdienst, aber man erwartete, dass Männer seines Alters an solchen mehrwöchigen Wehrübungen teilnahmen. Es wurden dafür eigene Reserve-Divisionen gebildet.⁷⁵ Am 1. August kehrte Griesinger zurück: als Unterführeranwärter der Reserve beim Ergänzungsbatallion 11. Am gleichen Tag fand in Berlin die Eröffnungsfeier der Sommerolympiade statt.⁷⁶

In den folgenden zwei Wochen gewannen die deutschen Athleten 89 Medaillen, darunter 33 Goldmedaillen – mehr als jede andere Nation. Hitlers Vorstellung von einem neuen Deutschland auf internationaler Bühne war ein Triumph und das ganze Land erfüllt von Euphorie. Wenn im Hause Griesinger tatsächlich eine Party gefeiert

wurde, hatten sie das Geländer vermutlich mit Hakenkreuzfahnen und Wimpeln geschmückt, die man von der Strasse gut sehen konnte. Niemand wusste besser als Robert, dass die von der NSDAP beauftragten Blockwarte es registrierten, wenn jemand keine hinreichende Begeisterung für das neue Regime zeigte.⁷⁷

Beruflich und privat lief es zu dieser Zeit bestens für Griesinger. Von Jungverheirateten erwartete die SS erst innerhalb von zwei Jahren eine Schwangerschaft, bis dahin sollten die Paare sich kennenlernen.⁷⁸ Aber Gisela erfüllte ihre Pflicht als SS-Frau schon früher. Sie war bereits nach drei Monaten schwanger. Und am 1. August war auch Griesingers Ernennung zum Regierungsrat wirksam geworden. Das Leben war herrlich.

Als ich in den Bus stieg, um zurück in die Stadt zu fahren, war es dunkel. Meine Gedanken an den Abend beim Ehepaar Schulz aus der Schottstrasse wurden immer wieder unterbrochen, weil der Fahrer die steil abfallenden Kurven der Lenzhalde sehr schneidig nahm. Ständig mussten sich die Fahrgäste bei ihren Nachbarn entschuldigen, die sie immer wieder anrempelten. Ich stellte mir vor, wie Griesinger jeden Morgen mit seiner Aktentasche in so einem Bus gestanden und sich an eine Stange geklammert hatte, um halbwegs würdevoll seinen Arbeitsplatz bei der Gestapo zu erreichen.

In den nächsten Tagen hing ich allerdings anderen Gedanken nach. Die Griesingers und die Rothschilds hatten so dicht beieinander gelebt, nur durch eine einzige Wand getrennt. Ein bisschen Gips, ein paar Ziegelsteine und Holz. Die Eingangstüren zu ihren Wohneinheiten waren nur fünf Meter voneinander entfernt gewesen. Wenn die Rothschilds eine Mesusa gehabt hatten, jene kleine Schriftkapsel, die viele Juden an ihren rechten Türpfosten nageln, dann hatte der SS-

und Gestapomann das bestimmt gesehen. Und vielleicht hatte er an einem Freitagabend vom Garten aus auch beobachtet, wie die Rothschilds den Leuchter mit den Sabbatkerzen entzündeten.⁷⁹

Ich wollte mehr über die Familie auf der anderen Seite der Wand erfahren, die nach damaligen Gesetzen rassistisch unerwünscht war. Die Datenbank des Forschungszentrums Yad Vashem in Israel verzeichnete Fritz und Helene Rothschild in der Rubrik «Ermordet in der Shoah». Es war nicht auszuschliessen, dass die Griesingers eine Rolle beim Tod der Rothschilds gespielt hatten. Mithilfe verschiedener Stuttgarter Quellen gelang es mir schliesslich, das Leben des Paares zu rekonstruieren. Fritz, dessen Familie seit einhundert Jahren im südwestlichen Deutschland heimisch gewesen war, hatte den Ersten Weltkrieg als Soldat miterlebt.⁸⁰ Als junger Mann hatte er in der Firma Gebrüder Rothschild & Co. gearbeitet, die sich auf maschinengefertigte Trikotagen für Damen spezialisiert hatte. Helene Rosenthal hatte Fritz 1919 geheiratet, die im April 1922 ihren Sohn Hans Erich zur Welt brachte.⁸¹ Die Firma Rothschild, die Ende der Zwanzigerjahre von Fritz und seinem Vetter Oskar geleitet wurde, nachdem sich ihre Väter in den Ruhestand zurückgezogen hatten, war ein wichtiger Arbeitgeber. Die Textilfabrik mit ihren vier Stockwerken beschäftigte 150 Arbeiter und Arbeiterinnen.

Es gelang mir, Helga Rothschild, die Enkelin von Fritz und Helene, zu kontaktieren. Sie erzählte mir, dass die Rothschilds bekannte Persönlichkeiten in Stuttgart gewesen seien, die gern Gesellschaften für jüdische und nichtjüdische Freunde gaben. Das Paar mochte Sport und war auch an einer Theatergruppe beteiligt. Fritz hatte aktiv in der jüdischen Gemeinde mitgewirkt und der Glaube hatte eine grosse Rolle in der Familie gespielt. Robert und Gisela hatten also mit Sicherheit bemerkt, dass bei ihren Nachbarn gelegentlich jüdische Feste und Bräuche gefeiert wurden. Die Rothschilds hatten

eine Mesusa an ihrer Haustür angebracht und einen koscheren Haushalt geführt, was in der NS-Zeit sicher nicht einfach war.⁸²

Die «Machtergreifung» der Nazis muss die Rothschild-Familie entsetzt haben, und die Nürnberger Gesetze veranlassten die Schwester und die Eltern von Fritz 1936 zur Ausreise. Fritz, Helene und Hans, ihr mittlerweile 14-jähriger Sohn, blieben zurück, um das Ende des Nazi-Unwetters abzuwarten. Sicher war es Fritz nicht entgangen, dass Hitler bei einigen der seit 1933 erlassenen, gegen die Juden gerichteten Bestimmungen Ausnahmen zugunsten der jüdischen Teilnehmer am Ersten Weltkrieg erlaubt hatte. Diese Regelungen wurden aber nach Hindenburgs Tod 1934 nach und nach abgeschafft. Das in mancher Hinsicht zweideutige Verhalten des Regimes gegenüber den Juden und die mangelnde Bereitschaft vieler Nationen, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, führten sogar dazu, dass zu der Zeit, als die Griesingers neben der Familie Rothschild einzogen, die Zahl der Ausreisen leicht abgenommen hatte: Im Jahr 1934 verliessen 23'000 Juden das Reich, 1935 waren es nur 21'000.⁸³

Aber das Leben für die Rothschilds wurde nicht leichter. Ihre Welt begann zu zerbrechen. Eine Woche nach der Abschlusszeremonie der Olympischen Sommerspiele 1936 wurde Juden der Besuch der Freibäder und die Mitgliedschaft in den meisten Stuttgarter Clubs verboten.⁸⁴ Und am 9. November 1938, sechs Wochen, nachdem die Griesingers aus der Schottstrasse ausgezogen waren, kam es zur sogenannten «Kristallnacht». Fritz Rothschild, der Weltkriegsveteran, wurde von Griesingers ehemaligen Kollegen bei der Gestapo verhaftet und in ein KZ gebracht. In dieser Nacht wurden 878 Juden in Stuttgart festgenommen, fast die gesamte männliche jüdische Bevölkerung der Stadt. In ganz Deutschland wurden noch 30'000 Menschen inhaftiert, deren einziges Verbrechen ihr Judentum war.

Grund dafür, dass Fritz nach drei Tagen wieder freikam, war die

Tatsache, dass er Leiter einer Textilfabrik war, die einen wichtigen Baustein der Stuttgarter Wirtschaft bildete, weil sie Devisen einbrachte. Er kehrte als gebrochener Mann zu seiner Frau zurück. In den folgenden Wochen erhielt er so viele Drohungen, dass er seine Firma schliesslich «arisierte», das heisst er gab gezwungenermassen seine Stellung als Firmeninhaber auf. Nachdem es ihm nicht gelang, in die Vereinigten Staaten oder nach Südamerika auszuwandern, fuhren die Rothschilds im Sommer 1939 schliesslich nach Paris.⁸⁵

Ruhe fanden sie dort allerdings nicht. Innerhalb weniger Wochen nach ihrer Ankunft brach der Krieg aus. Der 18-jährige Hans schloss sich der französischen Fremdenlegion an und liess seine Eltern zurück. Nach der französischen Niederlage marschierte die Wehrmacht am 14. Juni 1940 in Paris ein. Fritz und Helene, die weder französische Staatsbürger waren noch die französische Sprache beherrschten, blieben trotzdem, bis sie im Mai 1944, zwei Wochen vor der alliierten Landung in der Normandie, verhaftet und nach Auschwitz gebracht wurden.⁸⁶

Dass sie so lange ausgehalten hatten, war darauf zurückzuführen, dass Fritz für die SODECO (Société d'Etude de Commerce extérieur) beim Reichskommissar für den Unilever-Konzern arbeitete, eine NS-Handelsorganisation, die ihren Sitz an den Champs-Élysées hatte und für die Einfuhr von Fetten und Ölen aus den französischen Kolonien zuständig war.⁸⁷ Wie im Ersten Weltkrieg wirkte sich die Blockade der britischen Royal Navy auch im Zweiten Weltkrieg katastrophal auf die Versorgung der deutschen Wirtschaft mit wichtigen Rohstoffen aus. Daher brauchte die Besatzungsmacht dringend erfahrene Geschäftsleute wie Fritz Rothschild, die dafür sorgten, dass Öle, Fette und andere Rohstoffe aus Nordafrika nach Frankreich und von dort so schnell wie möglich nach Deutschland gebracht wurden.⁸⁸ Seine Arbeit sorgte dafür, dass Familien in Deutschland wie die Griesingers

weiterhin Margarine, Öl und Seife kaufen konnten. Sie verschaffte auch den Männern in den SS-Uniformen und den Soldaten wie Griesinger das Fett, mit dem sie die Stiefel schmierten, damit das Leder nicht brach und die Nähte nicht aufplatzten.⁸⁹ Fritz Rothschilds Arbeit war so wichtig, dass er und Helene nicht einmal den gelben Judenstern tragen mussten. Solche Ausnahmen wurden nur äusserst selten gemacht. Nach Angaben von Heinz Röthke, dem Leiter des Judenamtes bei der deutschen Polizei in Paris, erhielten nur 26 Juden im besetzten Frankreich eine solche Ausnahmegenehmigung.⁹⁰ Als dieser Schutz im Februar 1944 wegfiel, versteckte sich das Paar in leerstehenden Büros in Paris. Im April 1944 gehörten sie dann zu den 250 Juden, die in der Stadt aufgespürt wurden.⁹¹

Am 20. Mai 1944 wurden 1'200 Juden im Sammellager Drancy in Viehwaggons verladen und abtransportiert. Es war der 74. Transport dieser Art, der Frankreich während der deutschen Besatzung verliess. Der Zug traf am Vormittag des 23. Mai im Lager Auschwitz-Birkenau ein. Nach 25 Jahren Ehe sahen Fritz und Helene sich dort zum letzten Mal; 61 Prozent der Juden an Bord von Transport 74 wurden innerhalb von wenigen Stunden nach ihrer Ankunft vergast. Darunter war auch der 57-jährige Fritz. Helene gehörte nicht dazu. Sie zählte zu den 247 Frauen und 221 Männern, die zur Arbeit im Lager eingeteilt wurden. Ein SS-Arzt hatte im Bruchteil einer Sekunde befunden, dass sie jünger und kräftiger wirkte als 49. Im Gegensatz zu dem, was in der Datenbank in Yad Vashem steht, wurde Helene nicht in Auschwitz ermordet. Sie hat den Holocaust überlebt.⁹²

Helenes linker Unterarm wurde von einer polnischen Gefangenen tätowiert. Aus Helene Rothschild wurde KZ-Häftling A 5604. Roberts und Giselas frühere Nachbarin verbrachte acht Monate in Birkenau. Die Frauen, die mit dem Transport 74 gekommen waren, mussten während ihrer Gefangenschaft sehr verschiedenen Tätigkei-

ten nachgehen.⁹³ Wer Glück hatte, konnte in der Krankenstation arbeiten oder die Kleider der Neuankömmlinge sortieren, andere mussten schwere körperliche Arbeit verrichten. Helene fiel in die letzte Kategorie. Sie musste auf Baustellen und auf den Feldern arbeiten. Monatlang musste sie ohne hinreichende Nahrung, Schuhe und Kleidung schwere Steine und Zement schleppen oder das Land mit Hacke und Schaufel aufbrechen.

Als die Rote Armee am 27. Januar 1945 das Lager Auschwitz befreite, war Helene krank und wog nur noch 32 Kilo.⁹⁴ Sie suchte nach einem neuen Anfang und zog nach dem Krieg mit ihrem Sohn Hans nach London. Ihren Enkelkindern erzählte sie nur wenig über ihr Leben in Frankreich und weigerte sich, über Auschwitz zu sprechen.⁹⁵ Gestorben ist sie 1983 in Wembley – im selben Jahr, als ich in diesem Stadtteil geboren wurde.

KAPITEL 7

«LEBENSRAUM»

Noch ehe das Novemberpogrom von 1938 Fritz und Helene Rothschild zum Verhängnis wurde, fassten Robert und Gisela Griesinger auf der anderen Seite der Hauswand in der Schottstrasse im Herbst 1937 einen Entschluss. Griesinger verliess das «Hotel Silber» und kehrte am 25. Oktober ins Innenministerium zurück. Angesichts seiner bisherigen Tätigkeit hätte man annehmen können, dass seine weitere Laufbahn ähnlich verlaufen wäre wie die seiner Juristenkollegen aus dem «Hotel Silber», die bei der Gestapo oder im SD rasch Karriere machten und zum Teil sogar ins Reichssicherheitshauptamt in Berlin versetzt wurden.¹ Stattdessen verbrachte er elf Monate im Württembergischen Innenministerium und wechselte dann am 1. Oktober 1938 einigermaßen überraschend als Dozent an die Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim.

Die «Landwirtschaftliche Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt Hohenheim» hatte eine 120-jährige Tradition.² Die Landwirtschaftsschulen waren traditionell stärker an der Praxis orientiert als die Universitäten. Hohenheim erhielt 1918 das Promotionsrecht und 1922 eine Rektoratsverfassung. Trotzdem existierte weiterhin ein erheblicher Statusunterschied zwischen Landwirtschaftsschulen und Universitäten.³

Am 30. September 1938, als die halbe Welt vor einem neuen Krieg zitterte und gespannt auf die Ergebnisse der Münchner Konferenz wartete, stand vor dem Haus in der Schottstrasse ein Umzugswagen. Während Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier über das Schicksal der Tschechoslowakei stritten, hatten die Griesingers ihren Haushalt zusammengepackt und fuhren hinaus aufs Land.⁴ Dieser Umzug nach Hohenheim erscheint als ziemlich eigenartiger Karriereschritt, denn mit Landwirtschaftsrecht hatte Griesinger sich bis dahin noch nie beschäftigt. Sein Lebenslauf lässt keine Gründe erkennen, die ihn veranlassten, sein behagliches Leben als Regierungsrat in Stuttgart und sein idyllisches Haus in der Schottstrasse aufzugeben, um einen Job von wenig erkennbarer Bedeutung an einer Landwirtschaftlichen Hochschule weit ausserhalb von Stuttgart anzunehmen.

Einen Tag, nachdem Jochen und Irmela mir die Tagebücher von Wally Griesinger anvertraut hatten, fuhr ich nach Hohenheim hinaus, um in den Archiven der Universität nach möglichen Motiven für Griesingers Umzug zu suchen. Dr. Ulrich Fellmeth, der Archivleiter, erwartete mich vor dem prächtigen Palast aus dem 18. Jahrhundert. Er schien kurz vor der Pensionierung zu stehen. Mit seinem weissen Haar, den kreisrunden Brillengläsern, dem gestutzten Bart und dem grauen Tweed-Jackett erinnerte er mich an einen Lehrer. Er war gern bereit, mich ins Archiv zu bringen, aber zunächst wollte er mir das Schloss zeigen und mir etwas über seine Geschichte erzählen. Als wir in den neu eingerichteten Seminarräumen und Hörsälen herumgingen, erklärte ich Fellmeth, dass ich mich für einen früheren Dozenten interessierte. Der Name Griesinger sagte ihm nichts, aber die Universitätsarchive von 1930 bis 1940 hätten den Bombenkrieg überlebt und er sei zuversichtlich, dass wir etwas finden würden.

Ihre Geschichte im «Dritten Reich» begann die Universität Hohenheim erst im März 2016 aufzuarbeiten, als es keine Mitglieder des Lehrkörpers oder Studenten mehr gab, die sich an die NS-Zeit erinnern konnten. Man erwartete, dass die Untersuchungen unter Leitung von Dr. Anja Waller etwa zwei Jahre dauern würden. Die Forscher hatten zwar vollen Zugang zum Archiv der Universität, aber wie ich bald feststellen sollte, war das nur von bedingtem Wert.⁵ Nach dem Krieg hatte man alle inkriminierenden Unterlagen über die NS-Zeit systematisch vernichtet.

Dr. Wallers Büro sah aus wie die Zentrale eines Ermittlerteams der Kriminalpolizei. An einer Steckwand hatte sie die Hauptakteure von damals versammelt. Auf DIN-A4-Blättern standen die Namen, Parteifunktionen und andere biografische Daten der 24 Lehrkräfte, die sie am meisten interessierten. Dabei erkannte ich etliche Namen von Professoren wieder, die ich zuvor bei meinem Rundgang mit Dr. Fellmeth an den Wänden der Universität gesehen hatte. In einem Teil des Schlosses, der für wichtige Gäste gedacht war, hing zum Beispiel ein Porträt von Percy Brigl mit der Unterschrift: «Professor der Chemie und Rektor der Hochschule Hohenheim». Und nur wenige Meter entfernt, im Büro von Dr. Waller standen unter demselben Namen in grellem Pink die Daten von Brigls Eintritt in die SA und in die NSDAP. Griesinger war an Dr. Wallers Wand nicht zu finden. Das musste nicht bedeuten, dass er mit den Aktivitäten der Partei in Hohenheim nichts zu tun hatte. Aber die Vernichtung der Archive und die Tatsache, dass er später nie angeklagt oder überprüft wurde, hatten wohl dazu geführt, dass er durch die Maschen geschlüpft war.

Griesingers Personalakte zeigt, dass er zur Leitung der Hochschule gehörte.⁶ Von 1938 bis 1943 war er nach dem Rektor und dem Pro-Rektor der drittichtigste Mann in der Verwaltung. Er war der

einflussreiche Vorsitzende des Hochschulrats,⁷ und es gefiel ihm sicher sehr, dass er eine eigene Sekretärin und sein eigenes Büro mit Blick auf den Botanischen Garten hatte.⁸ Obendrein sicherte ihm seine Position auch eine Dienstwohnung im Schloss, und das war vielleicht ein besonders überzeugendes Argument für den Umzug. Mit zwei kleinen Kindern und der Aussicht auf weiteren Nachwuchs war so ein Posten auf dem Land wahrscheinlich sehr reizvoll.

Griesingers Entscheidung hatte also nicht unbedingt damit zu tun, dass er die immer schärfere NS-Politik des Regimes nicht mehr unterstützen wollte. Die Versetzung nach Hohenheim erschien ihm wahrscheinlich als geeignetes Sprungbrett für eine erfolgreiche Karriere in der württembergischen Verwaltung. Griesinger wäre damit den Spuren anderer Juristen gefolgt, die sich in das Schloss auf den Fildern zurückgezogen hatten, bis sich eine Gelegenheit für einen Karrieresprung bot. Eduard Springer zum Beispiel, Mitglied der Burschenschaft «Germania Tübingen», war Regierungsassessor in Hohenheim gewesen, ehe er nach einer Reihe von Beförderungen 1937 als Präsident der Zentralstelle für Landwirtschaft im Wirtschaftsministerium mit 65 Jahren in Pension ging.

Trotz seiner privilegierten Stellung in der Verwaltung der Hochschule hatte Griesinger auch Lehrverpflichtungen gegenüber den 200 Studenten. Die Stundenpläne zeigen, dass Griesinger im Wintersemester 1938 dienstags und samstags jeweils zwei Stunden Deutsches Recht lehrte und im Sommersemester 1939 am Dienstag- und Mittwochvormittag Landwirtschaftsrecht unterrichtete.⁹ Aus seinem Studienbuch, den Stationen seiner Referendarzeit und seinen Rundschreiben bei der Gestapo ging hervor, dass er bisher keine besonderen Kenntnisse in Landwirtschaftsrecht erworben hatte. Ich fragte mich, was er den Studenten, die sich mit der Land- und Gartenbau-

wissenschaft und der Führung eines landwirtschaftlichen Betriebs durchaus schon beschäftigt hatten, wohl Nützliches beibringen konnte. Ich hatte den Eindruck, dass es kein Zufall war, dass Griesinger vor seiner Übersiedlung nach Hohenheim oft nicht mehr zum Dienst im Ministerium erschienen war. Am 16. September 1938 jedenfalls schickte er seinem Vorgesetzten dort eine Krankmeldung, die besagte, dass er wegen hohen Fiebers nicht zum Dienst kommen könne.¹⁰ Ich stellte mir vor, dass er nicht etwa strikte Bettruhe hielt, sondern zwischen den Umzugskartons in der Schottstrasse hastig Landwirtschaftsrecht büffelte, ehe die Vorlesungen angingen.

Bevor die NSDAP an die Macht kam, war Hohenheim in einer kritischen Lage gewesen. Der Verfall der Agrarwirtschaft in den Zwanzigerjahren hatte dazu geführt, dass die Zahl der Studenten innerhalb von zehn Jahren auf ein Viertel zusammengeschrumpft war. Die Weltwirtschaftskrise hatte die Zahl der Studenten erneut schrumpfen lassen, sodass die Hochschule von der Schliessung bedroht war. In der NS-Ideologie spielten Bauertum und Landwirtschaft allerdings eine bedeutende Rolle – statt die Landwirtschaftlichen Hochschulen zu schliessen, baute das Regime sogar neue. Dieses Interesse kam für Hohenheim gerade zur rechten Zeit: Innerhalb eines Jahres begannen die Studentenzahlen wieder zu wachsen und auch der Lehrkörper wurde erweitert.¹¹ Es ist daher nicht überraschend, dass die Unterstützung für den Nationalsozialismus in Hohenheim gross war. Hochschulen und Universitäten waren überhaupt ein fruchtbarer Boden für die NS-Ideologie. So wie in Tübingen neigte die Mehrheit der Hochschullehrer zum konservativen Nationalismus. Die Universitäten waren nicht, wie später behauptet wurde, von einer Handvoll NS-Fanatiker überrannt worden, welche die akademische Freiheit zerstört hatten.¹²

So pflegten denn auch etliche von Griesingers neuen Kollegen

schon lange feste Beziehungen zur NSDAP und ihren Gliederungen.¹³ Fast alle Professoren waren Parteimitglieder und viele waren schon seit den Zwanzigerjahren Mitglieder der SA. Manche waren auch in der SS. Sie ergänzten ihre Forschungsgebiete um biologische und nationalistische Elemente und kamen den rassistischen und kolonialen Bestrebungen des Regimes damit entgegen. Sie redeten gern vom «Lebensraum», den die Deutschen im Osten gewinnen müssten. In seiner Antrittsvorlesung als Rektor im April 1938 sprach der anerkannte Geologe und SS-Obersturmführer Professor Erhard Jung über «Die Bedeutung des Bodens bei der deutschen Wiederbesiedlung des Ostens».¹⁴ Die NSDAP begrüßte die neue Ausrichtung der Lehre in Hohenheim und sorgte für entsprechende finanzielle Förderung durch den Reichsnährstand.¹⁵

Im Gegensatz zu Stuttgart, wo die Mitglieder der SS auf das ganze Stadtgebiet verteilt waren, wohnten die SS-Leute in Hohenheim alle dicht beieinander und hatten daher viel mehr Kontakt. Das motivierte sehr wahrscheinlich auch Griesinger, sich stärker zu engagieren, vor allem im Hinblick auf seine Position im Kollegium. Während er es in Stuttgart nur bis zum «Scharführer» gebracht hatte, wurde er in der Ehrenliste zu Hitlers 50. Geburtstag im April 1939 bereits als «Untersturmführer» genannt. Und zwei Jahre später wurde er noch zum «Obersturmführer» befördert.¹⁶

Die Probe darauf, wie ernst es ihm mit seinem Engagement bei der SS war, kam schon sechs Wochen nach seiner Ernennung zum Dozenten in Hohenheim. Am Morgen seines 32. Geburtstages wachte er früh auf. Es war ein Mittwoch, da musste er seine Lehrveranstaltung abhalten. Aber weder die Griesingers noch andere in Hohenheim wussten, dass dieser Tag in brutale Gewalt münden und einen Wendepunkt in der Geschichte des «Dritten Reiches» bedeuten würde. Die verharmlosend als «Reichskristallnacht» bezeichneten

Ausschreitungen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 markierten den lange vorbereiteten Übergang vom politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Ausschluss der Juden zur Anwendung nackter Gewalt. In ganz Deutschland, und so auch in Württemberg, fielen SA, Parteimitglieder und auch Hitlerjungen über jüdische Geschäfte und Wohnungen her, zerschlugen Schaufenster, plünderten und zertrümmerten Möbel. Dutzende Synagogen wurden in Brand gesetzt, Juden geschlagen, getreten, verhaftet und mehrere Hundert ermordet. Im Hinblick auf Stuttgart schrieb der amerikanische Generalkonsul Samuel W. Honaker an die Botschaft in Berlin, es sei «gespenstisch» gewesen. Man habe «nicht mehr glauben können, in einem aufgeklärten Land zu leben». Die Stuttgarter Feuerwehr habe geholfen, die Synagoge in Brand zu setzen, und zugesehen, wie sie ausbrannte. Sie habe nur eingegriffen, wenn die Flammen die Nachbarhäuser bedrohten.¹⁷ Fritz Rothschild, eben noch Nachbar der Griesingers, und Hunderte andere Stuttgarter Juden wurden verhaftet und ins «Hotel Silber», in das «Schutzhaftlager» Welzheim 40 Kilometer östlich von Stuttgart oder nach Dachau verschleppt. Ausserhalb der Städte fuhren SA-Leute in Bussen und Lastwagen von einem Dorf zum anderen, um jüdische Einrichtungen zu zerstören. In Esslingen stürmten die Nazis das jüdische Waisenhaus jagten die Kinder auf die Strasse und zerschlugen das Mobiliar.

Wo Griesinger seinen Geburtstag verbracht hat, ist kaum zu ermitteln, aber viele SS-Mitglieder hatten sich zum Gedenken an den gescheiterten Novemberputsch von 1923 versammelt und nahmen anschliessend an den Ausschreitungen teil. In der württembergischen Bevölkerung sprach sich kaum jemand gegen die Gewalttaten aus, viele vertraten die Ansicht, die Juden seien selbst schuld an dem Pogrom.¹⁸

Es hat sehr lange gedauert, den Mythos zu zerstören, dass die Universitäten gegenüber der NS-Ideologie immun gewesen seien. Viele Professoren, die überzeugte Parteimitglieder gewesen waren oder dem Regime zumindest ihr Fachwissen uneingeschränkt zur Verfügung gestellt hatten, konnten ihre Karriere in der Bundesrepublik fortsetzen. Alle deutschen Universitäten wurden im Frühjahr 1945 bis auf Weiteres geschlossen und durften ihre Tore erst wieder öffnen, nachdem die Alliierten die Fakultätsmitglieder überprüft hatten. Aber die Entnazifizierung führte meistens nicht dazu, dass frühere Nazis ihres Amtes enthoben wurden, weshalb sie von manchen Historikern auch als Alibiveranstaltung bezeichnet wurde. Wie viele andere Deutsche erklärten auch die Professoren, dass die NS-Ideologie nur ein paar Fanatiker erfasst, aber keine breite Unterstützung gehabt hätte.¹⁹ In den Jahren kurz nach dem Krieg herrschte in den Hochschulen eine kollektive Amnesie. Die aus dem Krieg an die Universitäten zurückgekehrten ehemaligen Soldaten, die seit Jahren einer unbeschränkten NS-Propaganda ausgesetzt gewesen waren, blieben noch lange einem reaktionären Geist verhaftet.

Die Kollegen von SS-Obersturmführer Professor Erhard Jung (1902-1945), der gerade Rektor war, als Griesinger im Herbst 1938 nach Hohenheim kam, sagten aus, Jung sei ein wenig enthusiastisches NSDAP-Mitglied gewesen, er habe niemanden zum Eintritt bewegen wollen und seiner Kritik an einzelnen Aspekten der NS-Politik freien Lauf gelassen.²⁰ In meinem Fach, der Geschichtswissenschaft, wurde in ganz Deutschland nur 24 Professoren zeitweilig die Lehrerlaubnis entzogen.²¹

Auf dem Campus in Hohenheim zu wohnen, brachte eine ganz andere Lebensweise für Robert und Gisela mit sich, die bisher echte Stadtbewohner gewesen waren. Die Unterbringung war in den Dreissigerjahren noch recht spartanisch. Im Gegensatz zu der modernen Woh-

nung in der Schottstrasse gab es kein eigenes Bad mit Toilette. In seinen Erinnerungen bezeichnete Eduard Springer, der ein paar Jahre zuvor eine der Dienstwohnungen bewohnt hatte, die Unterkünfte als «primitiv».²² Es gibt keine Unterlagen darüber, in welchen Räumen des Schlosses die Griesingers gelebt haben, aber Dr. Fellmeth zeigte mir einige neu ausgestattete Büros, die früher Dienstwohnungen für wichtige Fakultätsmitglieder und ihre Familien gewesen waren.

Kaum hatten wir einen der Räume betreten, wusste ich, dass ich in Griesingers ehemaliger Wohnung war. Das Zimmer hatte etwas Vertrautes für mich. Ich setzte mich an einen der Schreibtische und klappte meinen Computer auf, um die Fotos von Jutta zu überprüfen, die ich eingescannt hatte. Auf einem davon sah man Jutta im Alter von nicht mehr als zwei Jahren mit ihrem etwa siebenjährigen Halbbruder Joachim. Die Kinder waren adrett gekleidet: Jutta trug ein weisses Kleid und ein weisses Haarband, Joachim ein helles Hemd mit Krawatte. Sie sassen auf einem Teppich mit einem grossen Spielzeughasen. Das Bild war wohl im Schlafzimmer entstanden, denn im Hintergrund sah man einen Morgenmantel, der an einem Haken neben einem gekippten Fenster hing. Der Winkel, in dem das Fenster gekippt war, die schräge Wand und die niedrige Decke waren mir im Gedächtnis geblieben. Jutta hatte nicht gewusst, wo das Foto gemacht worden war, aber je länger ich es anschaute, desto sicherer war ich mir, dass ich in Griesingers früherer Wohnung sass.

So weit draussen zu wohnen, waren die Griesingers genauso wenig gewohnt wie Diskussionen über landwirtschaftliche Themen. Nach Stuttgart zu fahren, war immer eine willkommene Abwechslung. Die vielen Fotos, die Jutta im Garten der Grosseltern zeigen, weisen darauf hin, dass die Griesingers sie recht gern dorthin brachten. Das waren dann vielleicht auch Gelegenheiten, bei denen sie



Jutta und Joachim in Griesingers Dienstwohnung
in Hohenheim, um 1939.

abends oder am Wochenende ihr ländliches Versteck mit der berühmten Zahnradbahn verlassen konnten, um in die Oper oder ins Kino zu gehen.²³

Einer der erfolgreichsten Filme im Herbst 1938 war ‚13 Stühle‘ mit dem beliebten Heinz Rühmann. Er spielte darin einen armen Friseur, der nach Wien fährt, um sich dort das Erbe seiner Tante Barbara aushändigen zu lassen, die kürzlich verstorben ist. Zu seiner Enttäuschung muss er allerdings feststellen, dass dieses Erbe lediglich aus 13 Biedermeier-Stühlen besteht, die er sogleich verkaufen muss, um

wenigstens die Rückfahrkarte bezahlen zu können. Nachdem er sich der Stühle bei einem Antiquitätenhändler entledigt hat, kehrt Felix in die Wohnung seiner Tante zurück und findet hinter einem Porträt einen Brief. Darin steht, dass die Tante ihr gesamtes Vermögen von 100'000 Mark im Polster von einem der Stühle versteckt hat. Aber als er wieder in den Laden zurückkehrt, teilt ihm der Händler mit, dass er alle 13 Stühle bereits verkauft hat – und zwar einzeln, an sehr verschiedene Käufer. Der Rest des Films besteht darin, dass Felix und der Antiquitätenhändler durch die ganze Stadt jagen, um den Stuhl mit dem Schatz wiederzufinden.

Nach der Premiere am 11. Oktober 1938 lief der Film zwei Wochen lang in den schicken Palast-Lichtspielen in Stuttgart, die auf dem Gelände des früheren Hauptbahnhofs errichtet worden waren.²⁴ Selbst wenn Robert und Gisela den Film nicht gesehen haben sollten, wurde er doch auf Plakaten und in Besprechungen so propagiert, dass Robert die Handlung mit Sicherheit kannte. Ich stellte mir vor, wie er sechs Jahre später während des Prager Aufstandes in Todesangst mit seinen Papieren in der Hand dastand und nach einem Versteck suchte, bis ihm plötzlich der Rühmann-Film einfiel. Es war eine absurde, aber sehr passende Vorstellung. Ich schob den Gedanken beiseite und wandte mich wieder den Akten zu.

Griesingers Ausstieg aus dem SD im Herbst 1937 sorgte dafür, dass seine ersten Kriegsjahre anders verliefen als bei seinen ehemaligen Stuttgarter Kameraden. Im Sommer 1939 wurden Stahlecker, Harster und Bilfinger zum Dienst im Holocaust rekrutiert. Als Mitglieder des SD waren sie verantwortlich für die Organisation der Verfolgung und den Mord an Hunderttausendenjuden. Griesingers Berufung nach Hohenheim sorgte dafür, dass er einen anderen Weg nahm. Obwohl er inzwischen als Untersturmführer den niedrigsten SS-Offi-

ziersrang erreicht hatte, war er nicht in der Waffen-SS, sondern wurde einer normalen Wehrmacht-Division zugeteilt.²⁵ Diese bescheidene Rolle mit wenig Aufstiegschancen musste dem ehrgeizigen jungen Juristen vorerst genügen.

KAPITEL 8

STAWYSCHTSCHJE

Nachdem ich Jutta bei unserer ersten Begegnung lange nach ihrer Familie ausgefragt hatte, war es schliesslich Zeit, dass ich ihr meinerseits ein paar Auskünfte gab. Sie hatte geduldig gewartet und ihren Teil unserer unausgesprochenen Vereinbarung eingehalten. Nun wollte sie wissen, was ich über das private und berufliche Leben ihres Vaters herausgefunden hatte. Eine Stunde lang erzählte ich ihr von meinen Entdeckungen, von den Vorfahren in New Orleans über Griesingers Eintritt in die SS bis zu seiner Tätigkeit in Prag. Jutta hörte mir gespannt zu und unterbrach mich nur, um eine Frage zu stellen oder ihr Bedauern darüber zu äussern, dass sie über ihren Vater so wenig wusste. Sie schien zufrieden, vielleicht sogar erleichtert, diese Einzelheiten jetzt zum ersten Mal zu hören. Mehr als einmal sagte sie, ich würde für sie die fehlenden Puzzleteile ihrer Vergangenheit zusammensetzen. Als ich ihr einen dienstlichen Brief zeigte, den ihr Vater geschrieben hatte, sagte sie, dass sie ihn darin kaum wiedererkenne, dass sie den Eindruck hätte, er sei «von einem Fremden geschrieben». Genau das hatte Barbara auch gesagt.

Sobald ich fertig war, begann Jutta, in einer Kommode auf der anderen Seite ihres Wohnzimmers herumzusuchen. Sie schien doch Überbleibsel ihrer Vergangenheit aufgehoben zu haben.

«Das ist alles, was ich von meinem Vater habe», sagte sie, als sie mit einem Fotoalbum zurückkam. Offenbar hatte sie die Bilder in den Fünfzigerjahren als Teenager auf die dicken, gelblichen Seiten des Albums geklebt. Unter den etwa 40 Schwarzweissfotos waren nur eine Handvoll, die ihren Vater zeigten. Vier davon waren Porträts, die Griesinger entweder in Wehrmachtsuniform oder einem adretten Anzug zeigten. Auf einem fünften Foto sieht man ihn auf einem schlammigen Feld stehen. Er trägt einen langen Militärmantel, schaut grimmig in die Kamera und hält ein Pferd am Zügel, während hinter ihm mehrere Pferdefuhrwerke mit Soldaten vorbeiziehen.

Im August 1939 wurde Griesinger als Wachtmeister – das entspricht dem heutigen Feldwebel – zur 25. Infanterie-Division eingezogen, die zum grössten Teil aus Wehrpflichtigen aus dem Umkreis von Stuttgart bestand. Einige seiner Kameraden kannte er bereits seit 1936 von den Wehrübungen in der Kaserne Wiblingen. Dass er besonders kriegsbegeistert war, ist nicht anzunehmen – die meisten Deutschen blickten dem Krieg mit Sorge entgegen –, aber es blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als sich an Hitlers Kampf um «Lebensraum» zu beteiligen. Seine Division wurde zunächst in die Saarpfalz verlegt, zur Sicherung der sogenannten Siegfried-Linie.

Hier, an der deutsch-französischen Grenze blieb es vollkommen ruhig, obwohl Frankreich und Grossbritannien dem Deutschen Reich am 3. September 1939 den Krieg erklärt hatten, nachdem Hitlers Truppen am 1. September 1939 in Polen einmarschiert waren. Die Wehrmacht führte einen brutalen Angriffskrieg gegen Polen, aber im Westen geschah nur sehr wenig. In den ersten neun Monaten des Krieges war die 25. Infanterie-Division lediglich mit Übungen, Marschieren und Warten beschäftigt. Abgesehen von gelegentlichen Artillerieduellen gab es keine konkreten Kampfhandlungen. Griesinger



Robert Griesinger (r.) als Soldat mit einem der Pferde der 25. Infanterie-Division, um 1939.

langweilte sich, er vermisste die gewohnte Umgebung und seine Familie. Die Unterlagen weisen darauf hin, dass er dringend eine Versetzung anstrebte und sich auch mit seiner Rolle als Wachtmeister nur ungern zufriedengab. «Ich warte immer noch darauf, dass der Krieg für mich anfängt», schrieb er im März 1940.¹

Während Robert wartete, wohnte Gisela weiter mit Jutta und Joachim in der Dienstwohnung in Hohenheim. Der grösste Teil ihrer neuen Schwangerschaft verlief in ungewohnten Verhältnissen, und dass es keinen Kindergarten gab, machte die Sache nicht einfacher. Ihre Schwester Ingeborg, die ihr mit den Kindern hätte helfen können, wohnte nicht mehr so nah wie in der Schottstrasse. Glücklicherweise konnten die Kinder sich aber mit den Hühnern, Schafen, Schweinen und sonstigen Tieren beschäftigen, die es auf dem Hochschulgelände gab.

Auch Barbara hatte ein paar Fotos von ihrem Vater in Uniform,

die sie für mich herausuchte, als ich mit ihr sprach. Giselas Wehen bei ihrer Geburt im Dezember 1939 hatten einige Wochen zu früh eingesetzt. Als Griesinger das erfuhr, gelang es ihm, ein paar Tage Urlaub zu nehmen und nach Stuttgart zu fahren. Er kam gerade rechtzeitig. «Er konnte nicht lange bleiben», sagte Barbara, «aber er hat mich gesehen, und ich habe ihn gesehen.»

Hitlers Befehl, im Mai 1940 in Frankreich einzumarschieren, setzte Griesingers Hoffnungen, die Front verlassen zu können, ein Ende. Deutsche gegen Franzosen – das Spiel, das er als Kind gespielt hatte, war jetzt Realität geworden. Der Feldzug wurde traumatisch für Griesinger und seine Kameraden. Überall dominierten Tod und Zerstörung. Berichte der 25. Infanterie-Division erwähnen abgeschlachtete Pferde, die noch im Geschirr hingen und die Soldaten mit ihrem Verwesungsgeruch anekelten. Sie erhielten Befehl, die Lastkarren selbst zu schieben, bis die verbliebenen Pferde wieder zu Kräften gekommen waren.²

Zu Griesingers Glück dauerte der Feldzug nicht lange. Die Deutschen umgingen die vermeintlich unüberwindliche Maginot-Linie, und nach fünf Wochen musste die französische Armee aufgeben. Aus Furcht vor den Deutschen flüchteten Millionen Franzosen Richtung Süden. Die deutschen Soldaten plünderten rücksichtslos. Sie durchsuchten die Häuser vom Keller bis zum Dachboden nach Wertsachen, Kleidung und Lebensmitteln. Ein Soldat der 25. Infanterie-Division schrieb nach Hause, manchmal sei der Tisch gedeckt und das Essen noch warm gewesen, als sie durch die Tür kamen.³

Als am 22. Juni 1940 der Waffenstillstand in Kraft trat, lagerte Griesinger mit seinen Leuten auf dem Grundstück eines konfiszierten Herrenhauses in der Nähe von Bourges fast genau in der Mitte von Frankreich. «Hoffentlich geht es in den nächsten Tagen nach England weiter», schrieb einer seiner Kameraden am 27. Juni nach Hause. Ein



Robert Griesinger in Wehrmachtuniform, um 1939.

Sieg über England war den Männern sehr wichtig. «Darauf haben wir die ganze Zeit gewartet.»⁴ Viele der täglichen Übungen, die sie jetzt unternahmen, fanden am Ufer der Loire und an den Kanälen in der Umgebung statt. Der Deckname für die geplante Landung in England lautete «Unternehmen Seelöwe».⁵

Während sie auf das Signal zur Invasion in England warteten, liessen es sich die Männer von der 25. Infanterie-Division an der Loire gutgehen. Die Plünderungen, euphemistisch als «Organisieren» bezeichnet, hörten nicht auf. Während das Regime die französische In-

dustrie und Wirtschaft auspresste, bis fast eine Hungersnot ausbrach, versuchten etliche Soldaten, ihre Diebstähle damit zu rechtfertigen, Frankreich sei einfach «reif» gewesen. Das Regime ermutigte die Soldaten aber auch, in den Läden einzukaufen und Waren nach Hause zu schicken, um dort die Moral zu stärken.⁶

Die Wirkung auf die Soldaten blieb nicht aus. Erich N. zum Beispiel schrieb, erst seit sie in Bourges seien, habe er so recht verstanden, was «leben wie Gott in Frankreich» tatsächlich bedeute. Die Männer hatten immer genug zu essen und zu trinken, und in den Läden fanden sie Seife, Kaffee, Öl und andere Waren, die in Deutschland bereits sehr knapp waren. Ein Mann behauptete sogar, man könne sich «mit Champagner» rasieren oder das Geschirr damit spülen. Andere kauften seidene Unterwäsche, Wolle und schöne Stoffe für ihre Mütter, Frauen und Freundinnen in der Heimat. Für manche waren diese Einkäufe sogar das erste Erlebnis dieser Art, da der Einkauf sonst fest in weiblicher Hand lag.⁷ Um sich die Zeit zu vertreiben, lasen die Männer Bücher, schrieben Briefe und spielten Schach. Auch ein Besuch im Bordell von Bourges war eine beliebte Abwechslung. Die Zahl der Prostituierten war allerdings so gering, dass die Besuchszeiten auf zehn Minuten beschränkt werden mussten.⁸

Zur allgemeinen Überraschung traf der Befehl zum Angriff auf England dann doch nicht ein. Für ein erfolgreiches Landeunternehmen hätten die Deutschen ihre Truppen, Pferde und sonstige Ausrüstung über den vierzig Kilometer breiten Kanal bringen müssen, und dazu wäre die Lufthoheit nötig gewesen. Die Versuche der deutschen Luftwaffe, die Royal Air Force im August 1940 über dem Kanal und Südengland auszuschalten, scheiterten allerdings kläglich. Am 17. September verschob Hitler die Invasion auf unbestimmte Zeit.

Schon wenige Tage darauf trat Griesingers Division den Rück-



marsch nach Stuttgart an. Im Frühjahr 1940 hatten deutsche Truppen die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Frankreich besetzt, und die Rückkehr der Soldaten erschien den meisten als Grund zu feiern. Aber die Lage an der Heimatfront war nicht gut. Seit 1939 gab es wieder eine Rationierung mit Lebensmittel- und Kleidermarken. Der Mangel an Fleisch, Milch, Eiern und Butter drückte auf die Stimmung und weckte Erinnerungen an Hunger und Krankheit im Ersten Weltkrieg. Die Deutschen mussten sich von Brot, Kartoffeln und Eingemachtem ernähren und den Juden ging es noch schlechter.⁹ Im Oktober 1940 traf Griesingers Einheit in Stuttgart ein. Die Strassen waren geschmückt und voller jubelnder Menschen. Die Soldaten wurden mit Blumen und kleinen Geschenken beworfen. Erich N. zählte 678 Zigaretten in seinem Fahrzeug.¹⁰ Am 21. Oktober wurde

Griesinger aus der Wehrmacht entlassen und kehrte eilig nach Hohenheim zurück, um seine Stelle als Dozent wieder einzunehmen, auf der ihn sein Kollege Dr. Otterbach vertreten hatte.¹¹

Deutschland hatte im August 1939 einen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion geschlossen, und war nach einer Serie von Blitzsiegen jetzt unbestrittener Herr über Mitteleuropa. Viele Deutsche glaubten, auch England würde über kurz oder lang eine Friedensregelung anstreben. Angesichts der Ausdehnung des deutschen Machtbereiches war Griesinger nicht länger zufrieden im ländlichen Hohenheim. Eine Position in einem der besetzten Gebiete versprach schnellere Beförderungen, und besonders Prag erschien Griesinger reizvoll.

Das «Protektorat Böhmen und Mähren» im Herzen Europas war seit März 1939 in deutscher Hand und schien ein fester Bestandteil des «Tausendjährigen Reiches» zu werden. Ausserdem hatte Griesinger dort gute Beziehungen. Der offizielle «Reichsprotektor» war der schon 66-jährige ehemalige Aussenminister Konstantin von Neurath, der aus einer bekannten schwäbischen Familie stammte und zu den prominentesten Mitgliedern des «Corps Suevia Tübingen» zählte, dem auch Griesinger angehörte. Von Neurath hatte in seine Dienststelle systematisch Angehörige der Korps und andere Vertraute aus seiner Heimat geholt. Zum Leiter der Wirtschaftsabteilung in Prag ernannte er zum Beispiel Walter Bertsch (1900-1952), der zur Verbindung «Normannia» gehörte und in Tübingen zum Dr. iur. promoviert worden war.¹²

Im Herbst 1940 bemühte sich Griesinger intensiv um eine Versetzung nach Prag, und Bertsch hatte ihm versichert, dass er ihm eine Stellung in der Wirtschaftsabteilung verschaffen würde.¹³ Diese Abteilung hatte die Verfügungsgewalt über Lebensmittel, Arbeitskräfte, Landwirtschaft und Preise in Tschechien und war damit beschäftigt,

die gesamte tschechische Wirtschaftskraft in den Dienst des Deutschen Reiches zu stellen. Daneben war sie aber auch damit beauftragt, die Juden aus der Wirtschaft auszuschliessen. Bertsch hielt Vorträge darüber, dass die Juden keinerlei Einfluss auf das Wirtschaftsleben im Protektorat haben dürften. Seine Beamten sorgten dafür, dass jüdische Unternehmer enteignet wurden und ihr Besitz in deutsche Hände gelangte.¹⁴ Bei seiner Bewerbung wusste Griesinger also ziemlich genau, worin seine Arbeit in Prag bestehen würde. Dass die Liquidierung jüdischen Eigentums dazu gehören würde, musste ihm klar sein. Und bei der Umsetzung der anti-jüdischen Gesetze von 1933 und 1935 im «Hotel Silber» hatte er ja schon gezeigt, dass er in dieser Hinsicht befähigt war.

Die Universität Hohenheim und das Innenministerium von Württemberg hatten gegen Griesingers Versetzung nichts einzuwenden.¹⁵ Aber am 26. November 1940 informierte ihn sein Korpsbruder Hans von Watter (1903-1945), Oberlandrat des Verwaltungsbezirkes Prag, dass Konstantin von Neurath bis auf Weiteres keine Stellen im Protektorat mehr besetzen würde.¹⁶ Damit war die Aussicht auf eine Versetzung nach Prag erst einmal erledigt, und Griesinger konnte nichts dagegen tun. Seine Pläne waren zerplatzt. Statt in der aufregenden Metropole Prag verbrachten er und Gisela den Winter 1940/41 in Hohenheim, kamen ihren alltäglichen Verpflichtungen nach und feierten die Geburtstage ihrer kleinen Töchter Jutta und Barbara.

Dass Griesinger bei den grandiosen Plänen des Regimes zur Erlangung der Weltherrschaft nicht gebraucht wurde, war offensichtlich. Er trug also weiter zur Verwaltung der Hochschule bei und hielt zweimal wöchentlich seine Lehrveranstaltung zum Landwirtschaftsrecht ab.¹⁷ Auch andere Mitglieder des Lehrkörpers waren aus dem aktiven Militärdienst zurückgekehrt, darunter einige engagierte SS-Mitglieder. Griesinger nahm also seine Bemühungen in diesem Be-

reich wieder auf, vielleicht in der Hoffnung, dass ihm ein höherer Rang in der SS die Versetzung nach Prag doch noch ermöglichen könnte. Tatsächlich wurde er aus Anlass des achten Jahrestags der Machtergreifung zum Obersturmführer befördert.¹⁸

In diesen Monaten fanden bei der 25. Infanterie-Division entscheidende Veränderungen statt. Die Pferdewagen wurden durch Kraftfahrzeuge ersetzt, und aus der 25. Infanterie-Division wurde die 25. Infanterie-Division (mot.). Diese motorisierten Divisionen sollten die deutschen Angriffsarmeen aktiv unterstützen und die Panzerdivisionen bei ihren Vorstössen absichern. In der ersten Hälfte des Jahres 1941 musste Griesinger daher ständig an Wehrübungen teilnehmen, um sich mit dem neuen Gerät vertraut zu machen.¹⁹

Anfang Juni 1941, sieben Monate nach ihrer Rückkehr in die Heimat, wurde die 25. Infanterie-Division (mot.) mobilisiert, und Griesinger musste sich am Bahnhof in Stuttgart melden. Die Gerüchteküche brodelte, manche Soldaten glaubten, sie sollten über den Khyber-Pass in Britisch-Indien einfallen. Einige waren so überzeugt von dieser Idee, dass sie sogar Sprachführer für Arabisch und Farsi kauften. Ein Angriff auf die Sowjetunion kam ihnen nicht in den Sinn.²⁰ Aufgrund des Nichtangriffspakts zwischen Hitler und Stalin glaubten viele, das «Dritte Reich» und die Sowjetunion könnten friedlich nebeneinander bestehen.

Schliesslich verliess Griesinger zusammen mit der 25. Infanterie-Division (mot.) Stuttgart am 8. Juni 1941 in Richtung Osten. Die Soldaten erreichten Lublin, eine Grossstadt mit 100'000 Einwohnern im «Generalgouvernement Polen», fast an der Grenze zum russisch besetzten Teil Polens. Die Division blieb zehn Tage lang in der Umgebung der Stadt. In ihren Briefen schrieben die Soldaten von Gersten- und Weizenfeldern, singenden Vögeln und stillen Wäldern. Manche

gingen zur Messe, andere spielten Harmonika, die meisten schliefen viel in der Junihitze, während sie warteten.²¹

Seit den Sechzigerjahren haben viele Familien von ehemaligen Wehrmachtangehörigen Tausende von Briefen, die ihre Söhne und Väter von der Front nach Hause schickten, der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart übergeben. Das Material der Feldpostsammlung ist nach militärischen Einheiten geordnet, und so war es nicht schwer für mich, die Schachteln mit den Briefen von Soldaten der 25. Infanterie-Division (mot.) ausfindig zu machen. Die Probleme begannen erst, nachdem ich die erste Schachtel geöffnet hatte, die bis zum Rand mit ausgefranst und zerknitterten Briefen gefüllt war. Die Briefe waren in der Sütterlin-Schrift geschrieben, die heute kaum noch jemand lesen kann. Zum Glück war die freundliche Archivarin Irina Renz bereit, mir zu helfen, und entzifferte einen Brief nach dem anderen für mich. Oft musste sie das Papier erst einmal glätten und gegen das Licht halten, weil ein Vergrößerungsglas nicht genügte.

Während sie in Lublin waren, hatten die Soldaten Gelegenheit, sich auch einen Eindruck vom Leben der 34'000 Juden zu machen, die seit dem Einmarsch der Deutschen im Ghetto zusammengepfercht worden waren. Sie mussten eine weisse Armbinde mit einem blauen Davidstern tragen und litten seit Monaten unter Unterernährung und Typhus in dem völlig überfüllten alten Wohnviertel.²² In der NS-Propaganda wurde die Einrichtung solcher Ghettos als vorsorgliche Massnahme gegen jüdische Kriminalität und Seuchen dargestellt.²³ Dementsprechend weckten die Bewohner wenig Sympathie bei Griesingers Kameraden. In den Feldpostbriefen wurden die Juden als Krankheitsüberträger und Parasiten geschildert. «Viele Juden, viel Dreck», schrieb Walter K. in einem Brief an seinen Pfarrer in Württemberg. Der Sanitäter Hans S. aus Griesingers Division schilderte seiner Mut-

ter verstörende Eindrücke. Es «wimble» von dreckigen Juden in Lublin, und sie brauchten gar keine Armbinden, «weil man sie schon an ihren Gesichtern erkennt». Der Brief war offensichtlich sehr oft gelesen worden, was man daran erkennen konnte, dass er sich fast aufgelöst hatte. Hans wusste wohl, dass seine Mutter über seine abfälligen Bemerkungen nicht weiter erstaunt sein würde. «Du kannst Dir bestimmt vorstellen, wie es hier aussieht», schrieb er süffisant. Die Juden versuchten selbst jetzt noch, Schwarzmarktgeschäfte zu betreiben. Sie wären wie «bettelnde Hyänen».²⁴

Bei ihrem Aufenthalt in Lublin hatten die Männer von Griesingers Division also ihre antisemitischen Vorurteile dahingehend gefestigt, dass sie Juden für moralisch degeneriert hielten. Die Propaganda setzte Juden auch immer wieder mit «Partisanen» gleich, die alles tun würden, um der Wehrmacht zu schaden.²⁵ So bildeten die Feldpostbriefe eine psychologische Blaupause zu den Ereignissen, die alsbald stattfinden sollten. Obwohl die Bevölkerung in Polen zu diesem Zeitpunkt nicht von der Wehrmacht, sondern von NS-Polizeibehörden kontrolliert wurde, fanden die Morde an Juden oft vor den Augen der Soldaten statt. Manchmal wurde die SS bei den Exekutionen auch von Wehrmachtseinheiten gesichert.²⁶

Einige Tage vor dem Überfall wussten die Männer allerdings immer noch nicht, warum sie so dicht am sowjetisch besetzten Gebiet stationiert waren. Wieder kursierten Gerüchte. Einige Männer glaubten, die Sowjetunion habe Deutschland freien Durchmarsch durch die Ukraine gestattet, um auf diese Weise einen Angriff der Wehrmacht auf die Briten in Palästina oder Ägypten zu ermöglichen. Aber ihre neu erworbenen Kenntnisse orientalischer Sprachen wurden dann doch nicht benötigt. Am 19. Juni 1941 erreichte die deutschen Armeen die Information, dass der bevorstehende Angriff der Sowjetunion galt, und in den frühen Morgenstunden des 22. Juni (einem

Sonntag) überraschte Hitler die Welt mit seinem beispiellosen Bruch des Hitler-Stalin-Pakts von 1939. Auf einer Breite von mehr als 2'000 Kilometern rückten über 120 deutsche Divisionen gegen die Russen vor. Um diesen Plan geheim zu halten, hatte das Regime sogar die Arbeiter gefangengesetzt, die 30 Millionen Flugblätter in russischer Sprache gedruckt hatten, die nach dem Einmarsch verteilt werden sollten.²⁷

Am «Unternehmen Barbarossa» waren 3 Millionen deutsche Soldaten, unterstützt von 600'000 Kraftfahrzeugen, 3'648 Panzern und 7'146 Geschützen beteiligt.²⁸ Die deutsche Luftwaffe zerstörte gleich am ersten Tag 1'200 sowjetische Maschinen am Boden. Die 25. Infanterie-Division (mot.) gehörte zur Armee-Gruppe Süd, die den Auftrag hatte, durch die Ukraine vorzustossen und Kiew zu besetzen. Hinter den Panzern sollte die 25. Infanterie-Division (mot.) vorrücken, um die Flanken und das Hinterland abzusichern.²⁹ Griesingers Division hatte kaum den Bug überschritten, als sie in heftige Kämpfe verwickelt wurde. In der bis dahin grössten Panzerschlacht der Geschichte bei Dubno-Luzk-Riwne vom 23. bis 29. Juni blieben die deutschen Truppen letztlich zwar siegreich, gerieten aber bei sowjetischen Gegenangriffen tagelang in die Defensive. Sie reagierten mit nackter Brutalität, benutzten Zivilisten als menschliche Schilde oder ermordeten sie und schlachteten Gefangene ab, die sich bereits ergeben hatten. Besonders Frauen, die in den Reihen der Roten Armee kämpften, wurden als «Flintenweiber» barbarisch getötet.³⁰ In den Kriegsgefangenenlagern herrschte der Hunger. Anfang 1942 waren schon 2 Millionen Russen in Gefangenschaft gestorben. Trotz ihrer schweren Verluste machte aber auch die Rote Armee deutsche Gefangene. Bei ihrem Vormarsch sahen Griesinger und seine Männer, dass einige von ihnen erschossen und verstümmelt, gelegentlich auch kastriert worden waren.³¹

Es dauerte nur einige Tage, bis Griesingers Einheit Luzk und Riwne erreichte, die ersten Städte auf dem Weg nach Kiew. In den wenigen Stunden, die sie in Riwne zubrachten, erschossen Männer aus Griesingers Einheit 150 Juden und verbrannten ihre Häuser – als Vergeltung dafür, dass ein deutscher Offizier im jüdischen Viertel ums Leben gekommen war. Sie wollten noch weiter morden, wurden aber durch Befehle von höherer Stelle daran gehindert.³² Auch unabhängig von den Erschiessungen nahmen die Männer an Handlungen teil, die darauf abzielten, die jüdische Bevölkerung zu demütigen und zu vernichten. In einem Fall wurde ein Jude gezwungen, den kaputten Kopf einer Lenin-Statue durch eine Ansammlung von johlenden Soldaten der 25. Infanterie-Division (mot.) zu tragen, von denen einige mit Knüppeln bewaffnet waren.³³

Innerhalb weniger Tage hatten sich einige Männer in Griesingers Einheit aus schwäbischen Wehrpflichtigen in kaum kontrollierbare Killer verwandelt. Sie ahnten, dass man sie nicht bestrafen würde, wenn sie Juden umbrachten. Nach dem zunächst streng geheimen «Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtbarkeit im Gebiet Barbarossa» vom 13. Mai 1941 mussten Straftaten von Wehrmachtsangehörigen gegen Zivilisten nicht mehr strafrechtlich verfolgt werden. Die bis zum Überfall auf die Sowjetunion nur höchsten Kommandostellen bekannten «Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Russland» vom 19. Mai 1941, die von der Truppe «rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden» verlangten, waren ebenfalls durchgesickert.³⁴ Einer der Hintergründe war die Wahnvorstellung vom «jüdischen Bolschewismus», die in den Köpfen herumgeisterte. «Der Bolschewismus muss vernichtet werden», schrieb Helmut D. nach den Erschiessungen in Riwne in einem Feldpostbrief. Ein paar Wochen spä-

ter liess Hans S. seine Mutter wissen: «Es gibt hier unbehagliche Situationen, über die man lieber nicht nachdenken sollte.»³⁵

Als Offizier der SS und ehemaliger Gestapomann brauchte Griesinger nicht lange überzeugt zu werden, dass die Juden gefährliche Feinde des deutschen Volkes seien. Aber was er in Polen und in der Sowjetunion erlebte, hatte eine ganz andere Qualität als alles, was er bisher in Deutschland gesehen hatte. Es konnte ihm nicht entgehen, dass die Verfolgung der Juden, die bisher diskriminierend und gewalttätig, aber nur gelegentlich auch mörderisch gewesen war, hier auf den Tod von Tausenden abzielte. Die Einsatzrichtlinien gaben praktisch jedem gewöhnlichen Soldaten das Recht zu töten.

Wenn Griesinger im Sommer 1941 noch kein Mörder war, dann machte er doch die Erfahrung, sich in der Gesellschaft von Massenmördern zu bewegen. Die Ermordung von jüdischen Zivilisten durch Wehrmachtsangehörige gehört zu den am wenigsten bekannten Aspekten des Holocaust. Noch Jahrzehnte nach dem Krieg glaubten die deutsche Öffentlichkeit und auch viele Historiker, die an der Front kämpfenden Divisionen hätten die Zivilbevölkerung, einschliesslich der Juden, grundsätzlich gut behandelt und heldenhaft gegen die Rote Armee gekämpft.³⁶ Die Schuld an den Massentötungen wurde den Einsatzgruppen und Sonderkommandos gegeben, die sich über die Städte und Dörfer hermachten, wenn die Wehrmacht längst weitergezogen war. Und die Einsatzkommandos der Polizei und die Sicherheitstruppen hätten lediglich Partisanen und Saboteure bekämpft, um der Wehrmacht den Rücken freizuhalten. Aber dieser Unterschied verschwand beim Vormarsch nach Osten allmählich.³⁷ Der konventionelle Krieg wurde immer deutlicher zu einem Vernichtungskrieg. Die Einsatzkommandos und Sonderkommandos wurden immer häufiger in die Kampfzonen dicht an der Front gerufen und vermischten sich mit den Wehrmachtstruppen. Berichte der Einsatzgruppe C, die Grie-

singers Division folgte, erwähnen sogar das zunehmende Interesse der Wehrmachtssoldaten an den Erschiessungen.³⁸ Walter Stahlecker, Griesingers früherer Vorgesetzter bei der Stuttgarter Gestapo, führte die mobile Einsatzgruppe A und berichtete, die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht sei ausserordentlich eng und freundschaftlich.³⁹ Auch wenn sie die Dinge meist nicht selbst in die Hand nahmen, leisteten die Wehrmachtseinheiten doch entscheidende Beihilfe zum Massenmord. Sie nahmen die Juden gefangen und hielten sie für die Erschiessungskommandos fest, sicherten die Einsatzgruppen militärisch, während diese die Erschiessungen durchführten, versorgten sie mit Nachschub und kümmerten sich um administrative Angelegenheiten.⁴⁰

Als mir auf Grund der militärischen Quellen klar wurde, dass Griesingers Division schon Tage nach dem Einmarsch in die Sowjetunion an Erschiessungen von Juden teilgenommen hatte, besorgte ich mir eine grosse Karte der Ukraine und legte sie auf meinen Esstisch. Mit farbigen Stecknadeln markierte ich die Route, auf der die 25. Infanterie-Division (mot.) im Juli 1941 nach Kiew vorgerückt war: Riwne, Nowograd-Wolynskij, Schitomir. Ich hatte ein ganz bestimmtes Interesse an dieser Marschrouten, und sogar einen Namen im Hinterkopf: Stawyschtsche. So hiess ein kleines, von mehreren Seen umgebenes Shtetl, in dem Israel Pougatch, der Grossvater meiner Mutter, 1903 geboren wurde.

Es müssen einige Generationen meiner Familie in Stawyschtsche gelebt haben. Ihr Dasein war von religiöser Erziehung, politischer Unterdrückung, regelmässigen Pogromen und erbärmlicher Armut geprägt. 1907 wanderte Israels Vater Tsudik aus. Er zog mit seiner jungen Familie ins Londoner East End. Seine Eltern Chaim und Chana und drei jüngere Geschwister, Raisa, Selman und Moise, liess

er in der Ukraine zurück.⁴¹ Er hat seine Familie nie wiedergesehen. Seine Mutter Chana fiel dem schweren Pogrom von 1919 in Taraschtscha zum Opfer. Die Lebenswege der anderen blieben unbekannt. Es war mir nie in den Sinn gekommen, nach dem Schicksal der Familie Pougatch zu fragen, die in Stawyschtsche zurückblieb, als mein Ur-Ur-Grossvater Tsudik dort wegging.

Ähnlich wie Jutta und Barbara sich nie nach ihrer Familie erkundigt hatten, war ich den Fragen nach meiner Familie stets ausgewichen. Die Familien anderer Leute waren viel interessanter gewesen und ihre Geschichten nicht so belastend für mich. Aber jetzt gab es einen Grund für Nachforschungen. Ich stellte zum ersten Mal Fragen nach der Familie Pougatch, weil ich etwas über Griesinger erfahren wollte. Das redete ich mir jedenfalls ein.

Ich rief meine Grossmutter an und fragte, ob sie etwas über die Schwester und die beiden Brüder ihres Grossvaters wüsste. Das war nur bedingt der Fall. «Ich kann mich noch gut erinnern, wie es gewesen ist, wenn wir den *zeyde* besucht haben», erzählte sie. «Ich erinnere mich, dass er immer Briefe in die Ukraine geschrieben hat. Und die Antworten habe ich auch in der Hand gehabt. Das war das einzige Mal, dass ich etwas in jiddischer Handschrift gesehen habe.» Meist sei es in diesen Briefen darum gegangen, den Verwandten irgendwie zu helfen. «Die Familie bat immer wieder um Geld, und er hat geschickt, was er konnte. Der Krieg hat dann alle Verbindungen abreißen lassen. Danach sind keine Briefe mehr gekommen», sagte sie und betrachtete ein altes Foto. Sie wusste aber mehr, als sie glaubte. Ich hatte jetzt immerhin die Bestätigung, dass die Verwandten in der Ukraine geblieben waren.

Als sie Schitomir am 18. Juli verliess, lag vor der 25. Infanterie-Division (mot.) eine direkte Strasse nach Kiew, und beim Studium der Karte hatte ich angenommen, dass Griesingers Einheit an Sta-

wyschtsche vorbeimarschieren würde, das 130 Kilometer südlich von Kiew liegt. Aber als sie den Stadtrand von Schitomir erreichte, bog die Division plötzlich nach Süden ab. Bald konnte es keinen Zweifel mehr geben: In der letzten Juliwoche 1941 marschierte Griesingers Einheit durch den Bezirk Taraschtscha mit einer Handvoll Dörfern und Shtetln, zu denen auch Stawyschtsche am Ufer des Gniloi Tikitsch gehörte, und in den Tagen nach der Eroberung des Gebiets durch die Wehrmacht trafen Mordkommandos ein, die alle Juden erschossen.

Einen kurzen Augenblick lang hat Griesinger also am Ufer des Tikitsch gestanden und dieselben Dinge gesehen und gehört, die jahrhundertlang den Alltag meiner Familie bestimmt hatten.⁴² Während über ihnen schwere Gewitter tobten und die Maschinen der Luftwaffe donnerten, marschierten die Männer der 25. Division durch die kleinen Dörfer mit niedrigen Häusern und die riesigen Kaefern- und Eichenwälder, in denen die Kinder Beeren gepflückt und sich versteckt hatten.⁴³ Sie kamen an den üppigen Fliederbüschen am Eingang der Dörfer vorbei und liessen ihre Blicke über die vielen Seen und Teiche schweifen, in denen meine Vorfahren gebadet und ihre Kleider gewaschen hatten. Jedesmal, wenn Griesingers Männer sich einem neuen Dorf näherten, wurden die Karren der Bewohner beiseitegeschoben. Die Division verbrachte mehrere Tage im Distrikt Taraschtscha und bereitete sich auf die nächste Schlacht vor. Sie konnte nicht so schnell vorrücken wie geplant, unter anderem weil die Strassen von den Regengüssen vollkommen aufgeweicht waren. Die Feldpostbriefe, die in die Heimat geschickt wurden, waren offenbar häufig nass geworden, und die verlaufene Tinte machte sie nahezu unleserlich.⁴⁴

Selbst wenn Griesinger meine Verwandten und andere Juden nicht persönlich zusammentrieb und ermordete, befand er sich doch ganz in der Nähe der Mörder. Wenn er ihre Namen nicht kannte, dann hat-

te er doch ihre Gesichter gesehen. In Schitomir war die 25. Division am selben Tag eingetroffen wie das Sonderkommando 4a. Als das Sonderkommando dann Anfang August auf dem Marktplatz über 400 Juden erhängte, sahen Hunderte von Wehrmachtsangehörigen und Ukrainern zu. Es wird berichtet, dass die Soldaten «Langsamer, langsamer!» schrien, um in Ruhe Fotos von dem grausamen Schauspiel machen zu können. Viele dieser «Hinrichtungstouristen» schickten ihre Filme zum Entwickeln nach Hause, sodass nicht nur die Ehefrauen, sondern auch die Angestellten der Fotogeschäfte Gelegenheit hatten, die Bilder zu sehen.⁴⁵ Wenn die Mitglieder der Familie Pougatch im Juni 1941 noch in Stawyschtsche waren, als die Deutschen die Sowjetunion überfielen, dann hatten sie nur noch wenige Monate – oder Wochen – zu leben gehabt.

Der Holocaust in Taraschtscha begann mit der deutschen Besatzung. Juden wurden gezwungen, in speziellen Gebäuden zu wohnen und weisse Armbinden mit dem Davidstern zu tragen. Die Wehrmacht führte Zwangsarbeit ein und verbot den Juden, auf dem Markt einzukaufen.⁴⁶ Im Sommer 1941 wurden 1'000 Juden auf Karren in den nahen Wald gebracht und von deutschen Mordkommandos und ukrainischen Komplizen getötet. Es waren nicht einfach nur «Juden», es waren Nachbarn und Freunde meiner Familie, Leute, mit denen sie als Kinder gelernt und gespielt hatten. Es kann gut sein, dass einige sogar Verwandte waren. Jahre später erinnerte sich ein ukrainischer Zeuge daran, dass nicht alle sofort getötet, sondern manchmal noch lebend in die Gruben gestossen wurden. Auch nachdem die Gruben wieder zugeschüttet worden waren, «bewegte sich die Erde noch tagelang».⁴⁷ Es lässt sich nicht überprüfen, ob Griesinger an diesen Gräueltaten beteiligt war, aber er war – wie die Mehrzahl der drei Millionen Soldaten, die in die Sowjetunion einmarschiert waren – wohl nahe genug, um zu wissen, was vorging. Dieses Wissen um die

Massenmorde in der Ukraine, im Baltikum und in Teilen von Russland begleitete sie ein Leben lang und das Schweigen darüber vergiftete ihre Familien, als sie wieder zurückkamen.

Nach der Kesselschlacht von Uman (15. Juli bis 8. August) und der Überquerung des Dnjepr konnte die 25. Division ihren Marsch fortsetzen. Sie näherte sich der Stadt Kiew jetzt aus Südosten. Das Wetter war trocken, und die überlieferte Feldpost sah besser aus. Als wir in der Bibliothek für Zeitgeschichte sassen, blätterte Irina Renz mit Leichtigkeit durch die Briefe aus dem August. Das Vergrößerungsglas wurde nicht mehr gebraucht. Die Handschrift der ausgehauenen und gut ernährten Männer war leicht zu lesen. Die Rote Armee hatte schwere Verluste erlitten und zog sich zurück. In den ukrainischen Städten und Dörfern wurden die Deutschen oft als Befreier vom bolschewistischen Joch empfunden und manchmal sogar mit Brot und Salz begrüsst.⁴⁸ Vor allem die etwa 400'000 Volksdeutschen, die schon seit Generationen in der Ukraine lebten, hiessen die Soldaten willkommen und brachten den Männern von Griesingers Division in grosse Blätter gehüllten Käse und andere Geschenke.⁴⁹

Für die 25. Division gab es im August 1941 während der grossen Panzerschlachten bei Uman nur relativ leichte Gefechte mit grossen Pausen dazwischen. «Wir verdienen nicht mal unseren Sold», schrieb Willy F. nach Hause. «Die Situation ist nicht halb so gefährlich, wie Ihr vielleicht denkt.»⁵⁰ Die Männer lagen herum, wuschen ihre Kleidung und warteten darauf, dass es weiterging. Hans S. schrieb über die Lieder, die er auf dem Klavier spielte. Andere versuchten sich an den Mandolinen, Banduras und anderen traditionellen Zupfinstrumenten, die von den Bewohnern bei ihrer Flucht in den Häusern zurückgelassen worden waren. Es fand sich sogar Gelegenheit zu einem

Fussball-Match gegen die ungarischen Truppen, die beim Kessel von Uman an der Seite ihrer deutschen Verbündeten gekämpft hatten.⁵¹

Ausnahmslos alle Briefe enthielten Berichte über die Verpflegung. Während des Vormarsches im Juli wurde darüber geklagt, dass es kaum frische Lebensmittel gab. Im August, als sie zum Dnjepr weiterzogen, hatten die Soldaten Gelegenheit, selbst zu kochen – meist mit geraubten oder gestohlenen Zutaten. Sie schrieben von echtem Kaffee, japanischem Thunfisch und Tee mit Zitrone. Noch dreissig Jahre später erzählten sie vom August 1941 als einer Art «Paradies». Da ist von einer Woche auf einer Insel im Dnjepr die Rede, wo es Pflaumen und Honig gab, sie erinnerten sich, Aprikosen gepflückt zu haben und durch Melonenfelder gefahren zu sein. All das geschah in der Ukraine, die Hitler unbedingt zu Deutschlands Brotkorb machen wollte. Der August 1941 war eine Zeit der männlichen Rituale und Kameradschaft, in der die Soldaten schwimmen und mit Handgranaten Fische fangen konnten. Es war so heiss «wie in Afrika», und sie schliefen gern draussen in ihren Zelten.⁵²

Obwohl die Korrespondenz zwischen Robert und Gisela aus dieser Zeit nicht erhalten ist, kann man wohl davon ausgehen, dass seine Briefe ähnlich geklungen haben. Giselas Leben war durch die Abwesenheit Roberts nicht einfacher geworden. Schon wegen der drei Kinder musste sie sich meist in Hohenheim aufhalten. Im August 1941 fuhr sie ins nahegelegene Esslingen, um sich einen neuen Führerschein ausstellen zu lassen.⁵³ Zu diesem Anlass kleidete sie sich besonders sorgfältig. Sie zog ihre Ohrringe, eine Perlenkette und eine weisse Spitzenbluse an. Darüber trug sie eine elegante dunkle Kostümjacke mit hellen Punkten. Vielleicht hat sie das Foto Robert sogar an die Ostfront geschickt. Am selben Tag, als sie ihre Fingerabdrücke



Giselas Führerschein, 1941.

auf das Dokument setzte, war Walter Stahlecker in Riga, wo er die mobile Einsatzgruppe A leitete. Hier verfasste Griesingers ehemaliger Kollege am 6. August eine Denkschrift, in der er darlegte, dass ihm die willkürlichen Erschiessungen und die Ghettoisierung der Juden noch nicht genügten. Er plädierte für eine «radikale» Lösung: die vollständige Ausrottung der Juden in der UdSSR.⁵⁴

Die Euphorie der 25. Division endete mit dem Vormarsch auf Kiew, der am 12. September 1941 mit dem Überschreiten des Dnjepr begann. Die deutschen Truppen trafen auf heftigen Widerstand. Für Griesinger war die Woche vom 12. bis 19. September wohl die blutigste, die er bisher erlebt hatte. Er selbst wurde schwer verwundet, als Kiew am 19. September schliesslich kapitulierte, war auch er unter den Tausenden Verwundeten.⁵⁵ Man brachte ihn in ein provisori-

sches Lazarett. Als die Sanitäter ihm die blutgetränkte Uniformhose vom Leib schnitten, wurde deutlich, dass er am rechten Oberschenkel getroffen worden war. Wahrscheinlich erhielt er eine Morphiumspritze, als die Ärzte die Kugel herausschnitten, die den Knochen zerschlugen und die Muskeln zerrissen hatte. Die Verletzung war so schwer, dass sein Einsatz an der Ostfront damit beendet war. Es sollte Monate dauern, bis er sich erholte.

Noch in Kiew hörte Griesinger wahrscheinlich vom Massaker von Babi Jar. Am 29. und 30. September hatten die Einsatzgruppe C der SS und das Sonderkommando 4a des SD unter dem Schutz und mit Zustimmung der Wehrmacht das grösste einzelne Massaker des Zweiten Weltkrieges angerichtet. 36 Stunden lang wurden Gruppen von Juden aus der Stadt zur Schlucht von Babi Jar hinausgeführt. Die kurze Strecke wurde von Wehrmachtssoldaten und ukrainischen Helfern bewacht, sodass es kein Entkommen gab. Die Opfer mussten sich entkleiden und die Wertsachen abgeben, die sie hatten mitbringen müssen. Dann wurden sie mit Maschinenpistolen und -gewehren von hinten erschossen und nackt in die Grube gestossen. Insgesamt wurden 33771 Juden getötet. Die Nachricht von dem Massaker verbreitete sich sehr schnell innerhalb der Wehrmacht und in der Stadt. Die Soldaten schrieben in ihren Briefen darüber, und so wurde das Blutbad auch in der Heimat bekannt. Es war kein Geheimnis.⁵⁶

Trotz der anfänglichen Frustration an der deutsch-französischen Grenze und der schweren Verwundung war seine Zeit bei der Wehrmacht keine Katastrophe für Griesinger. Immerhin war er nicht gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Stattdessen kam er in ein Militärkrankenhaus nach Stuttgart und war durchaus stolz auf das, was er geleistet hatte. Er war im Laufe des Feldzuges vom Wachtmeister zum Leutnant befördert worden und hatte das Verwundetenabzeichen



sowie das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse erhalten, für Tapferkeit vor dem Feind. Auch für das Infanterie-Sturmabzeichen war er von seinen Vorgesetzten empfohlen worden.⁵⁷

Griesinger war vor dem Beginn des Winters von der Ostfront zurückgekehrt, der sich als der kälteste des 20. Jahrhunderts erweisen sollte. Bei Temperaturen weit unter Null konnten die deutschen Truppen ihre Angriffe gegen die Sowjetunion nicht lange fortsetzen, und der erhoffte schnelle Sieg blieb aus. Stattdessen folgten drei furchtbare Kriegsjahre. Als Griesinger verwundet wurde, war das noch nicht abzusehen. Die Amerikaner waren noch nicht in den Krieg eingetreten, und als er nach Stuttgart zurückkam, glaubte er wahrscheinlich fest, dass der Sieg nur eine Frage der Zeit wäre.

In den folgenden Monaten konzentrierte sich Griesinger darauf,

nicht an die Front zurückzumüssen. Seine Orden schienen ihm ein hinreichendes Fundament für die Berufung auf einen attraktiven Bürojob im «Dritten Reich». Noch ehe er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, bemühte er sich um eine Versetzung auf einen Verwaltungsposten in den von Deutschland besetzten Gebieten.⁵⁸ Trotz seiner Verwundung hatte er seinen beruflichen Ehrgeiz nicht aufgegeben. Die Bewerbungen konnte er mittlerweile auf seinem eigenen, geprägten Briefpapier schreiben.

Eile schien jetzt geboten: Die erste Bewerbung schickte Griesinger nur wenige Tage nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und Hitlers Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten ab. Ob er bei der Vorbereitung seiner Bewerbung an seine amerikanischen Verwandten gedacht hat? Dunbar Christ, der ganz in der Nähe von New Orleans lebte, war nur ein paar Jahre älter als Griesinger und hatte drei kleine Töchter. Dunbars Grossmutter Mathilde und Griesingers Grossmutter Lina waren Schwestern gewesen.

Während der Weihnachtstage 1941 und darüber hinaus wartete Griesinger mit wachsender Sorge auf Antwort aus Berlin. Für die Deutschen war es inzwischen der dritte Kriegswinter. Das Regime hatte auf einen kurzen Feldzug in Russland gesetzt, und die Lebensmittelvorräte waren im Januar 1942 schon wieder bedenklich geschrumpft. Die Rationierung wurde verschärft, sodass jetzt 90 Prozent der täglichen Kalorienzufuhr aus Kartoffeln und Brot bestanden. Immer länger mussten die Frauen Schlange stehen, um Brot zu kaufen, dessen mangelnde Qualität ernsthafte Verdauungsbeschwerden verursachte. Erinnerungen an den «Steckrübenwinter» von 1916/17 wurden wach, und in seinen «Meldungen aus dem Reich» berichtete der SD dem Regime, dass die Verschärfung der Rationierung die Stimmung in der Bevölkerung dramatisch verschlechtert hatte.⁵⁹

In diesen düsteren Monaten stiess Griesingers Mutter auf ihr Tagebuch aus dem Ersten Weltkrieg. Wally war inzwischen 58 Jahre alt, und als sie las, was sie als junge Mutter mit zwei kleinen Kindern notiert hatte, deren Vater an der Front in Frankreich kämpfte, griff sie am 18. Januar noch einmal zur Feder. Sie blätterte die Seite um, auf der ihr letzter Eintrag vom 11. Januar 1920 stand, und schrieb in blauer Tinte mitten auf die nächste Seite: «II. Weltkrieg. 1939 – ». In drei kurzen Absätzen machte sie klar, wo sie stand: «Wir sind im 2. Weltkrieg u. mir scheint, die Würfel sind bereits gefallen. In Russland. Hätten wir die letzten 8 Wochen nie erlebt. Dieses unheimliche, nicht einzukalkulierende Land. Dieser Winter. Der deutsche Soldat, unbesiegbar, erliegt bei 35° minus der furchtbaren Gewalt. Wie 1815 [gemeint ist wohl Napoleons Russlandfeldzug 1812/13] das gleiche Schicksal. Warum auch musste es sein? Wollen wir Hr. Hitler denn nach Indien [folgen]?» Im Januar 1942 waren das lebensgefährliche Gedanken. Zweifel am «Endsieg» wurden als «Wehrkraftzersetzung» gewertet und konnten mit dem Tode bestraft werden. So erstaunt es nicht weiter, dass die letzten neun Seiten des Tagebuches irgendwann herausgeschnitten wurden und nicht mehr auffindbar sind.⁶⁰

Wallys Sorge galt natürlich ihren beiden Söhnen. Robert war jetzt in Hohenheim im Lazarett, der jüngere Albert hatte «schon vor 1 Jahr seine schwere Herzsache» und war deshalb bis auf Weiteres nicht kriegstauglich. «So weiss ich sie Beide wohl unter Dach», schrieb Wally zuletzt. «Aber in 2-3 Wochen wird Robert wieder gesund sein u. als Lt. an die Front gehen.»

Tatsächlich nahm Robert seine Tätigkeit in Hohenheim nicht wieder auf, als er aus dem Lazarett entlassen wurde. Aber er ging nicht zurück an die Front, sondern verbrachte den grössten Teil des Jahres mit der Wiederherstellung seiner Gesundheit und wartete auf eine Versetzung. Bei der SS scheint er sich nicht weiter engagiert zu ha-

ben und wurde auch nicht mehr befördert. Der örtliche SS-Sturm kam ohnehin nur noch selten zusammen. Seit Beginn des Unternehmens Barbarossa waren viele Kameraden nicht mehr an die Universität zurückgekehrt. In manchen Fällen waren die Vertretungen der Dozenten und Verwaltungsbeamten nicht einmal Parteimitglieder.⁶¹

Gegen Ende 1942 war Griesinger wieder halbwegs einsatzfähig. Und im «Protektorat Böhmen und Mähren» war eine Stelle frei. Die Versetzung, nach der sich Robert gesehnt hatte, war endlich erfolgt – und besiegelte sein Schicksal. Er kehrte nicht mehr aus Prag zurück.

KAPITEL 9

BIERFLASCHEN

Als Griesinger am 8. März 1943 in der Stadt der hundert Türme eintraf, war er vermutlich voller Optimismus. Er wusste, welche Aufgabe ihn im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit erwartete, das die tschechische Industrie zur Werkbank des Deutschen Reiches gemacht hatte. Gisela blieb zunächst noch mit den Kindern in Hohenheim, um den Umzug zu organisieren. Sie kam drei Wochen später nach.

Schon bei meinem ersten Besuch, als ich vormittags die Archive nach Dokumenten durchsucht und die Nachmittage mit der Befragung von Antiquitäten- und Möbelhändlern verbracht hatte, versuchte ich mir vorzustellen, wie Griesinger in Prag gelebt haben mochte. Im Gegensatz zu Deutschland, wo gegen Ende des Krieges viele Aktenbestände vernichtet oder bei Bombenangriffen zerstört wurden, gibt es im Tschechischen Nationalarchiv noch den gesamten Bestand des Reichsministeriums für Wirtschaft und Arbeit. Das Archiv besitzt sogar noch die Rechnung, welche die «Internationale Spedition Gustav von Maur» damals für die Beförderung der Möbel Griesingers von Hohenheim in die tschechische Hauptstadt gestellt hat. Nachdem 33 Umzugskisten gepackt und die grösseren Stücke in einen Möbelwagen geladen worden waren, zeichnete Gisela die In-

ventarliste ab und erteilte den Auftrag, alles per Bahn nach Prag zu befördern. Einige Gläser gingen beim Transport zu Bruch, und Robert musste später noch einen Antrag auf Schadensersatz bei der Spedition stellen.¹

Die dreistöckige Villa, die Griesinger gemietet hatte, war ein herrschaftliches Haus in einer wohlhabenden Gegend. Die Familie zog am 9. April ein. Es war nicht schwer gewesen, eine Wohnung zu finden. Viele Tschechen, die sich ihre Häuser unter den veränderten Umständen nicht mehr leisten konnten, vermieteten gern an die jetzt ins Land kommenden deutschen Beamten mit ihren relativ hohen Einkünften, um auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu sichern. Griesinger hatte sich für den wohlhabenden Vorort Bubenec und das Haus 749 in der Zitekstrasse (heute Goetheo) entschieden, das auf dem linken Moldauufer hinter dem Hradschin lag.² In dieser Gegend hatte zuvor eine jüdische Gemeinde von Angehörigen der Mittel- und Oberschicht gelebt, die es jetzt nicht mehr gab.

Griesinger wollte sich auf Dauer hier niederlassen. 1943 wohnten viele deutsche Beamte mit ihren Familien in Bubenec. Markante Villen aus den Zwanziger- und Dreissigerjahren mit grossen Gärten standen zurückgesetzt von den baumbestandenen Strassen, die von eleganten Boutiquen, weitläufigen Parks und Cafés geprägt waren. Heute wohnen in dieser ruhigen Gegend vor allem Diplomaten mit ihren Familien. Als ich mir Griesingers Villa ansehen wollte, war niemand zu Hause. Ich hinterliess eine Nachricht im Briefkasten mit der Frage, ob ich bei anderer Gelegenheit kommen dürfte. Die gegenwärtigen Besitzer lehnten das ab. Die Begründung war dieselbe, die ich schon früher gehört hatte: Sie wollten nichts mit den Nazis zu tun haben.

Griesinger kannte sicher viele der deutschen Beamten, die damals in Bubenec wohnten. Sein früherer Chef bei der Gestapo in Stuttgart, Walter Stahlecker, war ein Jahr lang Befehlshaber der Sicherheitspo-

izei und des SD im «Protektorat Böhmen und Mähren» gewesen. Als er im Mai 1940 nach Oslo geschickt wurde, blieb seine Frau Luise-Gabriele mit ihren vier Kindern in Prag zurück. Stahlecker war nach seiner Position als Leiter der Einsatzgruppe A, die im Baltikum 250'000 Juden ermordet hatte, zum «Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD im Reichskommissariat Ostland» ernannt worden. Am 22. März 1942 wurde er in der Nähe seines Hauptquartiers in Krasnogwardeisk bei einem Partisanenangriff am Oberschenkel verletzt und starb auf dem Flug nach Prag, wo er feierlich beigesetzt wurde. Die Totenrede hatte Reinhard Heydrich gehalten, der mittlerweile auch tot war. Aber die Witwe Stahleckers und seine Kinder wohnten immer noch am Kastanienplatz, nur zwei Strassen entfernt von der Familie Griesinger.

Auch einige neue Kollegen und Bekannte Griesingers lebten in Bubeneč. Walter Bertsch, der Griesinger nach Prag geholt hatte, wohnte mit seiner Frau Margot und zwei Söhnen in der Bubentscher Strasse 22, gleich um die Ecke. Hanns Martin Schleyer, der 1977 von der Roten Armee Fraktion entführt und ermordet wurde, wohnte mit seiner Frau Waltrude ebenfalls in der Bubentscher Strasse. Schleyer (Jahrgang 1915), Jurist, Mitglied im «Corps Suevia» Heidelberg und hoher SS-Offizier, war schon seit Mai 1941 in Prag, wo er die Leitung des Studentenwerkes der Deutschen Karls-Universität innehatte. Am 1. April 1943 trat er in den Zentralverband der Industrie für Böhmen und Mähren ein, der die tschechische Wirtschaft im Sinne des Deutschen Reiches beaufsichtigte. Dadurch hatte er praktisch täglich mit Griesingers Ministerium zu tun.³

Griesinger hätte auch Adolf Eichmann in Bubeneč treffen können, denn dessen Frau Vera wohnte mit ihren drei Söhnen in einer luxuriösen Villa auf der anderen Seite des Stadtteils, und ihr Mann kam oft aus Berlin zu Besuch. Griesinger und Eichmann hatten nicht nur das

Geburtsjahr gemeinsam, sondern auch die freundschaftliche Beziehung zu Walter Stahlecker, der 1938 in Wien Eichmanns Vorgesetzter in der Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Österreich gewesen war. Allerdings stand Eichmann inzwischen deutlich höher auf der Karriereleiter des «Dritten Reiches» als der Neuankömmling Griesinger, und im Gegensatz zu dem Haus, das Griesinger von Dr. Karel Brabenec, einem hohen tschechischen Regierungsbeamten gemietet hatte, war die Eichmann-Villa in der Molischstrasse 22 ihrem jüdischen Besitzer namens Rudolf Fiser weggenommen worden. Eichmann hielt sie für seinen Besitz.

Für die Griesingers war Prag eine friedliche, sichere Idylle, weit entfernt von den alliierten Bomben, die jetzt regelmässig über Deutschland niedergingen. Auch Stuttgart war relativ lange verschont geblieben, doch in der Nacht vom 11./12. März 1943, drei Tage nachdem Griesinger in Richtung Prag aufgebrochen war, hatten britische Bomber eine Stunde lang die südlichen Stadtteile angegriffen und in den Ruinen über 100 Tote und fast 400 Verletzte zurückgelassen.⁴

Die Ruhe in Prag war vor allem darauf zurückzuführen, dass die deutschen Polizeibehörden unter Walter Stahlecker seit 1939 einen sehr effizienten Unterdrückungsapparat aufgebaut hatten, der jeden Widerstand ausserordentlich schwer machte. Die Bevölkerung wurde aber zumindest anfangs nicht so brutal unterdrückt wie etwa in Polen. Man versuchte vielmehr, den Anschein einer gewissen tschechischen «Unabhängigkeit» und der «Zusammenarbeit» zu wahren.⁵ Die Ordnung, so das Kalkül, sollte von tschechischen Polizisten und der deutschen Schutzpolizei aufrechterhalten werden, während zahllose zivile Gestapobeamte und Spitzel Augen und Ohren offenhielten, um jede Opposition im Keim zu ersticken. Illegale Gruppen und Widerstandszellen wurden wie schon in Stuttgart systematisch unterwan-

dert und brutal zerschlagen. So wie das «Hotel Silber» hatte auch das Prager Petschek-Palais, in dem die 1'000 Mitarbeiter der Gestapo ihren Sitz hatten, zahlreiche Folterzellen im Keller. Leiter der Gestapo in Prag war von 1939 bis 1942 Hans-Ulrich Geschke, der ebenso wie Griesinger sein Jurastudium 1925 in Tübingen begonnen hatte.

Zu einer ersten schweren Auseinandersetzung mit der Prager Bevölkerung war es allerdings schon im Oktober 1939 gekommen, als verschiedene Flugblätter unbekannter Herkunft zum passiven Widerstand gegen die deutsche Besatzung aufriefen. Am tschechischen Nationalfeiertag, dem 28. Oktober, kam es zu Zusammenstößen zwischen tschechischen Demonstranten und bewaffneten deutschen Einsatzkräften. Ein Demonstrant kam dabei zu Tode.

Zwei Wochen später, am 11. November erlag dann Jan Opletal, ein tschechischer Medizinstudent, der am 28. Oktober auf dem Wenzelsplatz einen Bauchschuss erlitten hatte, seinen Verletzungen. Tausende Kommilitonen gaben seinem Sarg das Geleit. Der Reichsprotektor Konstantin von Neurath, sein Staatssekretär Karl Hermann Frank und der Befehlshaber der Wehrmacht in Prag wurden zum Rapport nach Berlin bestellt und von einem tobenden Hitler persönlich beschimpft. Auf direkten Befehl des Führers wurden am 17. November sämtliche tschechischen Hochschulen besetzt und für drei Jahre geschlossen. Bereits am Abend zuvor war eine Vorstandssitzung der tschechischen Studentenschaft von 15 Gestapoleuten gestürmt und alle Anwesenden in das Petschek-Palais gebracht worden. Neun von ihnen wurden auf Anordnung von Staatssekretär Frank in einer Kaserne erschossen. Am selben Tag umstellte die deutsche «Schutzpolizei» die grössten Prager Studentenheime und verhafteten sämtliche Bewohnerinnen und Bewohner, von denen anschliessend 1250 ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht wurden.⁶ Der 17. No-

vember ist zur Erinnerung an diese Opfer zum Weltstudententag erklärt worden. Nach dem Tod zweier deutscher Zollbeamter in Domažlice im März 1940 wurden 100 willkürlich herausgegriffene Bewohner der Stadt verhaftet und in deutsche Lager verschleppt.⁷

Am 27. September 1941 trat Reinhard Heydrich das Amt des Stellvertretenden Reichsprotektors an. Konstantin von Neurath, der schon zuvor kaum mehr als eine Repräsentationsfigur gewesen war, wurde «aus Gesundheitsgründen» auf Dauer beurlaubt, und eine brutale Gewaltherrschaft begann. Heydrich war entschlossen, den Willen des tschechischen Volkes zu brechen. Er verhängte das Kriegsrecht über das ganze Land und gab strenge Strafen für das Abhören von ausländischen Rundfunksendern und für Schwarzmarktgeschäfte bekannt. Demonstrationen wie 1939 gab es zwar schon lange nicht mehr, aber im Sommer 1941 war der Widerstand deutlich stärker geworden. Im Juni hatten kommunistische Widerstandszellen 377 Flugblätter verteilt, im Oktober, vor dem tschechischen Nationalfeiertag, war diese Zahl auf 10·727 angewachsen.⁸ Heydrichs Schreckensherrschaft setzte auf Terror und Einschüchterung. Schon drei Tage nach seiner Ankunft verhängten die Standgerichte 92 Todesurteile und schickten Hunderte Tschechen in die Gestapogefängnisse. Im Winter 1941/42 wurden diese und andere Gefangene in Konzentrationslager gebracht, wo sie unter grausamen Bedingungen Zwangsarbeit leisten mussten. Hunger, Schläge und Angst beherrschten das Leben dieser Menschen drei Jahre lang.⁹ Der Schwarzmarkt wurde als Gefahr für die Wirtschaft gebrandmarkt. Tschechen, die beim illegalen Verkauf von Lebensmitteln ertappt wurden, landeten ebenfalls in Konzentrationslagern. Ende 1941 wurden in Brünn zwei Männer, die illegal zwei Schweine verkauft hatten, sogar zum Tode verurteilt.¹⁰

Am 27. Mai 1942 warteten zwei in England ausgebildete Fall-

schirmspringer an einer Prager Strassenbahnhaltestelle auf Heydrich. Der Tscheche Jan Kubis und der Slowake Jozef Gabcik waren mit einer Maschinenpistole und einer Handgranate bewaffnet. Als Heydrichs Fahrer den Mercedes in der scharfen Kurve abbremsen musste, feuerte Gabcik in den offenen Wagen, aber seine Maschinenpistole hatte Ladehemmung. Auch die von Kubis geworfene Handgranate traf nur den Radkasten, aber Heydrich wurde von Splittern in den Rücken getroffen und starb eine Woche später im Krankenhaus an einer Sepsis. Das erfolgreiche Attentat führte zu brutalen Vergeltungsmassnahmen. Bei Razzien an 5'000 Orten wurden 3'180 Menschen verhaftet und 1'344 zum Tode verurteilt.¹¹ In dem Dorf Lidice, dessen Bewohner fälschlich mit dem Attentat in Verbindung gebracht worden waren, wurden alle Männer erschossen, die Frauen in Konzentrationslager verbracht, auch die Kinder bis auf diejenigen, die als «rassisch wertvoll» zur «Germanisierung» nach Deutschland verschleppt wurden. Am 24. Oktober 1942 wurden im Konzentrationslager Mauthausen 135 tschechischen Frauen, die den Fallschirmspringern angeblich geholfen hatten, die Köpfe geschoren, dann wurden sie durch den Schnee in einen Keller geführt und geschlagen. Man sagte ihnen, es stünde ihnen eine medizinische Untersuchung bevor, und liess sie in einer Reihe antreten. In Abständen von zwei Minuten betraten die Frauen das «Untersuchungszimmer» und wurden einzeln erschossen.¹² Von den 1'299 Tschechen, die in das Konzentrationslager Mauthausen in Österreich geschickt worden waren, wurden Hunderte von der SS hingerichtet. Nur vier Prozent kehrten lebend in ihre Heimat zurück.¹³

Verantwortlich für die Vergeltungsmassnahmen nach dem Attentat und die Ermordung der Häftlinge war die SS, die auch für die Sicherheit der Deutschen in Prag zuständig war. Heydrich hatte die Anzahl und die Befugnisse der SS im Protektorat stark ausgeweitet, und

als Griesinger im März 1943 dort eintraf, war sie längst viel stärker als die Wehrmachts-Garnison. Allein in Prag waren 7'000 hauptamtliche SS-Männer stationiert, sowohl im Stadtzentrum als auch an der Peripherie. Als Hauptquartier in der Stadtmitte hatte Himmlers Truppe die juristische Fakultät der Universität (ein düsteres Gebäude am Moldau-Ufer) requiriert. Das Hauptquartier der Waffen-SS, die im gesamten Protektorat eine Stärke von knapp 20'000 Mann hatte, befand sich in der Adolf-Hitler-Kaserne auf dem Hradschin (dem heutigen Innenministerium).¹⁴ Für die Bürger von Prag war es unmöglich, an einem bedeutenden Gebäude in der Stadt vorbeizugehen, ohne dass dort eine SS-Wache stand. Obwohl die heftigsten Vergeltungsmassnahmen im Frühjahr 1943 ihr Ende gefunden hatten, waren die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen endgültig zerrüttet, und die SS unter Dr. Erwin Weinmann, der ebenfalls aus Tübingen kam und im SD in Stuttgart Karriere gemacht hatte, erschoss immer noch 150 Menschen pro Woche.¹⁵

Griesinger hat sicher schnell gemerkt, dass die SS nicht nur auf der Strasse präsent war, sondern den gesamten Verwaltungsapparat des Protektorats vollkommen durchdrungen hatte. Nach Aussagen von Zeugen waren die leitenden Beamten im Ministerium alle Befürworter des NS-Regimes und nur allzu gern bereit, tschechische Kollegen zu denunzieren.¹⁶ Die meisten von ihnen waren SS-Mitglieder. Den höchsten Rang in Griesingers unmittelbarer Umgebung hatte Minister Bertsch als SS-Brigadeführer.¹⁷ Gustav von Schmöller, der als Jurist einer von Griesingers engsten Kollegen war, gehörte ebenfalls zur SS. Für ihn blieb dies nach dem Krieg allerdings lange Zeit ohne Folgen. Er machte eine glanzvolle Karriere im diplomatischen Dienst und wurde erst 1968 als deutscher Botschafter in Stockholm abberufen, nachdem schwedische Zeitungen seine Rolle in Prag publik gemacht hatten.¹⁸

Ohne die Zugehörigkeit zur SS wäre Griesinger wahrscheinlich kaum in die Besatzungsverwaltung versetzt worden, aber danach wurde er nicht mehr befördert, sondern blieb Obersturmführer. Seine Arbeit füllte ihn offenbar vollkommen aus – und war schlimm genug. Nicht seine Mitgliedschaft in der SS, sondern seine Tätigkeit als Beamter im Ministerium machte ihn zu einem NS-Täter.

Den Partei- und SS-Mitgliedern wurde ein umfangreiches politisches, gesellschaftliches und kulturelles Programm in Prag geboten. Der ‚Prager Abend‘ und ‚Der Neue Tag‘ veröffentlichten täglich neue Listen mit geplanten Veranstaltungen. Bei vielen davon, wie zum Beispiel Filmvorführungen, war die Teilnahme freiwillig, bei anderen wiederum war sie Pflicht.¹⁹ Griesinger spielte bei alledem wohl keine besondere Rolle, er musste sich um seine Arbeit kümmern. Aus seinem Pass geht auch hervor, dass er oft für längere Zeit unterwegs war.

Bei alledem war das Leben in Prag natürlich viel angenehmer als auf vergleichbaren Dienststellen in Litauen, Weissrussland oder in der Ukraine. Das lag auch daran, dass die Geschichte der Stadt eng mit der deutschen Geschichte verflochten war.²⁰ Allein schon die Architektur war den Griesingers sicher vertraut. Daran anknüpfend bemühte man sich, Böhmen und Mähren zu germanisieren und die tschechische und jüdische Kultur zurückzudrängen oder ganz zu beseitigen. Die seit 1939 alljährlich im Frühsommer stattfindende «Deutsche Kulturwoche» sollte Prag mit Kunst-, Literatur- und Musikveranstaltungen zu einer deutschen Kulturhauptstadt machen. Heydrich hatte sogar den Ehrgeiz, Prag mit neuen Strassen und Bauten zum Tor des neuen NS-Reiches in die besetzten Ostgebiete und auf den Balkan zu machen.²¹

Kurz vor seinem Tod hatte Heydrich Walter Bertsch zum Minister für Wirtschaft und Arbeit in der nominell unabhängigen Protektorats-

regierung gemacht. Bertsch konnte kein Tschechisch, deshalb mussten die Beratungen von nun an auf Deutsch geführt werden, was den Anschein der Selbständigkeit endgültig unglaubwürdig machte. Daneben hatte Heydrich zwei seiner wichtigsten Gefolgsleute – Ministerialrat Erich von Wedelstädt und Ministerialrat Dr. Wilhelm Dennler – zu Abteilungsleitern ernannt. Das Ministerium, in dem Griesinger arbeiten sollte, war eindeutig von den Vorstellungen Heydrichs geprägt. Die 25 führenden Beamten, zu denen auch Griesinger gehörte, waren alle Mitte 30 und hatten an den renommiertesten deutschen Universitäten studiert.²² Griesinger war endlich in einer Machtposition, die seine bisherigen Verwaltungstätigkeiten in Württemberg klar übertraf.

Mit seiner gut ausgebildeten Bevölkerung, seinen Rohstoffen und seiner Schwerindustrie bildete das Protektorat in den Monaten des «totalen Krieges» eine wichtige Stütze der Kriegswirtschaft. Das Ministerium für Wirtschaft und Arbeit hatte die Aufgabe, die tschechische Industrie vollständig für das Deutsche Reich zu mobilisieren. Zu seinen Befugnissen gehörte die konsequente Umstellung der Produktion in einzelnen Betrieben. Die Fabriken des Schuhherstellers Bata in Zlin beispielsweise mussten Reifen für die Wehrmacht produzieren.²³ Im Ministerium arbeiteten zum Zeitpunkt von Griesingers Ankunft 1'741 Beschäftigte. 125 davon waren Deutsche, die meisten nachgeordneten Beschäftigten Tschechen.

Ausserdem konnte sich das Ministerium auf die Zusammenarbeit mit der Gestapo verlassen, die für die nötige Disziplin sorgte. Oberregierungsrat und SS-Obersturmbannführer Ernst Gerke, der im September 1942 Hans-Ulrich Geschke als Leiter der Gestapo abgelöst hatte, wurde der «Henker» genannt, weil er gnadenlos alle aufspüren und hinrichten liess, von denen er glaubte, dass sie den Produktions-

ablauf störten. Als eine Gruppe von 14 Bergarbeitern aus Tlučná eines Sonntags nicht zur Arbeit in der Kohlenmine Krimich erschien, liess Gerke einen von ihnen erschiessen und die anderen zu 49 Jahren Zwangsarbeit verurteilen. Im August 1943, vier Monate nach Griesingers Ankunft, traten 400 Arbeiter der Böhmisches-Mährischen Maschinenfabrik in Streik, die den leichten Panzerkampfwagen 38(t) baute. Innerhalb von drei Stunden hatte die Gestapo vier Streikführer exekutiert und 14 andere in ein Zwangsarbeitslager verbracht. Die Arbeit in der Fabrik wurde daraufhin wieder aufgenommen.²⁴

Das Ministerium für Wirtschaft und Arbeit war in einem prächtigen Gebäude am Moldau-Ufer neben der heutigen Stefânikûv-Brücke untergebracht, nur zweieinhalb Kilometer von Griesingers Haus entfernt. Der mittlerweile 36-jährige Familienvater musste sich mit juristischen Fragen bei der Produktion von Glas, Eisen, Buntmetall, Steinen, Gummiwaren, Leder und Tabak beschäftigen.²⁵ Bei der Durchsicht der Akten des Ministeriums versuchte ich, mir einen Eindruck von seiner Tätigkeit zu verschaffen. Ein Teil seiner Arbeit bestand darin, die neuen Dekrete und Befehle aus Berlin zu verfolgen, die im ‚Deutschen Reichsanzeiger und Preussischen Staatsanzeiger‘ veröffentlicht wurden. Jeden Morgen musste er prüfen, ob es neue Bestimmungen gab, die seine Tätigkeit betrafen, und wie er sie umsetzen konnte. Dafür war er viel unterwegs. Oft liess er Gisela und die Kinder allein, um mit Wirtschaftsführern, Unternehmern und Fabrikleitern im ganzen Land zu verhandeln. Da es sich meist um kriegswichtige Betriebe handelte, war dort fast immer auch SS stationiert.²⁶

Manches Problem, das auf seinem Schreibtisch landete, erscheint vielleicht überraschend, gehörte aber genauso zur Kriegswirtschaft wie Fragen zu Panzern und Reifen. So stiess ich auf etliche Briefe aus dem Februar 1944, die sich mit der Nutzung von Mehrwegfla-

schen für böhmisches Bier befassten. Die Brauereien, die unter anderem die Wehrmacht und die Waffen-SS mit Bier versorgten, hatten nicht genug Leergut. Bei einer Besprechung im Februar 1944 erfuhr Griesinger, dass es im ganzen Protektorat nur noch ungefähr 6 bis 7 Millionen Bierflaschen gab. Das war alles, was von den 20 Millionen Flaschen übrig war, die 1939 in Umlauf gewesen waren. Seit Kriegsbeginn war die Glasproduktion fast komplett auf die Rüstungsindustrie ausgerichtet worden. Um die Versorgung der Truppen mit Bier zu sichern, musste Griesinger erreichen, dass alle Flaschen in die Brauereien zurückkehrten, auch die ins Ausland gelieferten. Deshalb mussten Strafen gegen Betriebe und Einzelpersonen verhängt werden, die das Leergut nicht wieder zurückgaben. Bulgarien ärgerte ihn besonders – das einzige Land, aus dem nach Angaben Griesingers überhaupt keine Flaschen zurückkamen. In den ersten Monaten des Jahres 1944 war Griesinger völlig mit den Flaschen, ihrem Gewicht, den Transportkosten und den Vertriebswegen beschäftigt und füllte mehrere Aktenordner mit Berichten über Besprechungen mit den Geschäftsführern von Brauereien, Lagerhallen und Glasfabriken.²⁷ Im Prinzip war er mit ganz ähnlichen Aufgaben befasst wie sein früherer jüdischer Nachbar Fritz Rothschild, der sich in Paris um Öle und Fette für das Reich kümmern musste.

Die Deutschen nahmen vor allem die billigen tschechischen Arbeitskräfte in Anspruch. Als Bürger des Reichsprotektorates standen die Tschechen zwar nicht auf einer Stufe mit ausländischen Zwangsarbeitern, etwa polnischen, russischen oder sonstigen «Ostarbeitern», und wurden nicht ganz so brutal behandelt. Aber ihre Anwerbung unter dem Stichwort «Totaleinsatz» erfolgte letztlich doch unter Zwang. Viele Betriebe wurden geschlossen, und Arbeitslosen wurde die Unterstützung gestrichen, wenn sie nicht bereit waren, nach Österreich

oder Deutschland zu gehen. 1941 gab es bereits 140'000 tschechische Arbeiterinnen und Arbeiter in Deutschland und Österreich.²⁸ Je mehr Deutsche zum Dienst in der Wehrmacht eingezogen und an die Fronten geschickt wurden, desto dringender war die Nachfrage nach Arbeitskräften. Am Ende des Krieges waren fast 500'000 tschechische Arbeiterinnen und Arbeiter aus ihren Familien gerissen und ins Reich geschickt worden. Im Mai 1942 erging der erste Regierungserlass, wonach jeder erwerbstätige Tscheche zum Dienst im Reich verpflichtet werden konnte. Im November 1942, vier Monate ehe Griesinger in Prag eintraf, folgte ein weiterer Erlass, mit dem alle zwischen 1918 und 1920 geborenen tschechischen Männer gezwungen wurden, in der deutschen Rüstungsindustrie zu arbeiten.

Griesingers Ministerium war dafür verantwortlich, die Arbeitskräfte nach Deutschland und Österreich zu schicken. In seinem ersten Jahr war Griesinger daran beteiligt, dass sich 75'000 tschechische Arbeiterinnen und Arbeiter den Hunderttausenden Fremdarbeitern anschliessen mussten, die schon in Deutschland im Einsatz waren.²⁹ Diejenigen aus den slawischen Ländern wurden erheblich schlechter behandelt als die in Italien, Frankreich oder anderen westlichen Ländern Angeworbenen.³⁰ Meist lebten sie in Barackenlagern, litten unter mangelhafter Ernährung und mussten täglich mindestens zehn Stunden schwere körperliche Arbeit in der Metallindustrie, beim Strassenbau und in der Landwirtschaft verrichten.

Für die Bedienung der Maschinen waren die Zwangsarbeiter meist nicht hinreichend ausgebildet und erlitten oft schwere Unfälle. Immer wieder lagen schreiende, blutende Menschen in den Fabriken, denen Gliedmassen amputiert werden mussten. Hinzu kam die ständige Angst vor dem Terror der Aufseher. Wer seine Pausen überzog, wurde ins Straflager geschickt, Kontakt zu Deutschen war untersagt.

So kamen beispielsweise Tschechen, die mit deutschen Frauen fraternisierten, vor Gericht und wurden zu hohen Strafen verurteilt.³¹ In den Steyr-Werken in Linz wurden «faule» tschechische Arbeiter regelmässig von Vorarbeitern geschlagen und dann als «warnendes Beispiel» durch die Hallen geschleift.³² Als von einer tschechischen Arbeiterin in einem Rüstungsbetrieb nahe Berlin eine defätistische Bemerkung mitgehört wurde, hatte sie solche Angst vor der unvermeidlichen Bestrafung, dass sie Selbstmord beging.³³

Die Nächte waren besonders schlimm. Die Arbeiter wussten, dass jederzeit ein alliierter Bombenangriff auf die Fabriken drohte, durften aber nicht in die Schutzräume. Dafür mussten sie nach den Luftangriffen den Schutt wegräumen.³⁴ Insgesamt starben mehr als 3'000 tschechische Arbeiter in Deutschland, und viele andere erlitten schwere Traumata und Verletzungen.³⁵

Als Griesinger nach Prag kam, hatte der Arbeitskräftemangel in Deutschland seinen Höhepunkt erreicht. Zu seinen Aufgaben gehörte es, die Schliessung bestimmter tschechischer Betriebe zu empfehlen, oft genug mit der Absicht, die Arbeiter anschliessend nach Deutschland zu schicken. Im Sommer 1944 richtete er sein Augenmerk auf die Phosphorit-Industrie; er hoffte, dort Arbeiter freistellen zu können, die von der «Organisation Todt» dann zum Bau des Atlantikwalls eingesetzt werden sollten.³⁶ Die Art und Weise, wie er mit ihren Firmen umging, machte Griesinger bei den Tschechen sehr unbeliebt. Das Nationalarchiv in Prag enthält viele Klagen über die rücksichtslosen Methoden, mit denen er Betriebe liquidierte. Anton Beran, der Besitzer eines Grafitwerkes in Prag, war so wütend über Griesingers Methoden, dass er im Mai 1944 sogar eine Beschwerde an Staatssekretär Karl Hermann Frank richtete, die höchste Autorität im Protektorat. Nach Ansicht von Beran war Griesinger nichts als ein Betrüger,

der einfach falsche Angaben über die Grafitproduktion seiner Minen gemacht hatte, um den Betrieb schliessen zu können, für dessen Aufbau er zehn Jahre gebraucht hatte.³⁷

Schon 1940, als er sich zum ersten Mal um eine Versetzung nach Prag bemüht hatte, wusste Griesinger, dass ein Teil seiner Aufgabe darin bestehen würde, Juden zu diskriminieren und zu enteignen. Als er schliesslich 1943 ins Protektorat kam, war das jüdische Leben dort praktisch erloschen. Das Land, das Gustav Mahler und Franz Kafka hervorgebracht hatte, gab es nicht mehr. So wie überall im besetzten Europa wurden jüdische Familien, die seit Jahrhunderten in Böhmen und Mähren gelebt hatten, verfolgt und gedemütigt. Grundbesitz und bestimmte Berufe wurden ihnen genauso verboten wie das Betreten öffentlicher Plätze und Einrichtungen. Die Lebensmittel- und Kleiderzuteilungen waren noch geringer als für den Rest der Bevölkerung. Verängstigte, frierende und hungernde Juden versuchten, sich irgendwie durchzuschlagen, während sich die Schlinge um sie immer enger zog.

Anfang 1941 wurden arbeitslose Juden im ganzen Protektorat zur Zwangsarbeit eingezogen; sie wurden noch schlechter behandelt als ihre tschechischen Leidensgenossen. Auch die Verteilung der jüdischen Zwangsarbeiter gehörte seit April 1941 zu den Aufgaben des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit. Dessen Leiter Walter Bertsch hatte diese Aufgabe bewusst an sich gezogen, weil er fürchtete, dass die jüdischen Gemeinden den Zuteilungsprozess sabotieren könnten.³⁸

Von September 1941 an mussten die Juden im Protektorat den gelben Stern tragen.³⁹ Im November 1941 wurde in Theresienstadt, 60 Kilometer nördlich von Prag, ein Sammellager zunächst nur für die Juden des Protektorates (später für Juden aus dem Reich und dem besetzten Europa) eingerichtet, aus dem sie in die Vernichtungslager

deportiert wurden. In ihren letzten Monaten auf tschechischem Boden lebten sie unter erbärmlichen Umständen. Hunger und Krankheiten trieben die Sterberaten auf die gleiche Höhe wie in Dachau und Buchenwald. Das Rattern der Karren, die mit den Särgen der Toten über das Kopfsteinpflaster rollten, wurde fester Bestandteil des Lagerlebens.⁴⁰ Das tschechische Judentum wurde rücksichtslos zerstört. 1939 lebten 118'310 Juden im Protektorat. Von diesen war es 26'000 gelungen zu emigrieren, 72'000 wurden deportiert. Ende 1944 gab es nur noch 6'795.⁴¹

So wie 1936 in Stuttgart waren die Griesingers in ein Stadtviertel gezogen, in dem es kurz zuvor noch eine lebendige jüdische Gemeinde gegeben hatte. Als sie 1943 in Prag eintrafen, waren die meisten derjenigen Juden, die noch ausserhalb von Theresienstadt lebten, mit Nichtjuden verheiratet. Diese nicht internierten Menschen müssten Griesinger interessiert haben: 64,9 Prozent von ihnen waren Zwangsarbeiter, die beim Strassenbau, in Bergwerken oder in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, um die deutsche Kriegswirtschaft in Gang zu halten. 1944 war ihre Zahl auf 83,3 Prozent gestiegen.⁴² Einige Juden versteckten sich mit Hilfe der tschechischen Bevölkerung ausserhalb der Ghettos, doch wer ihnen half, schwebte in Todesgefahr. Am 8. Oktober 1943 wurde die Sängerin Marianne Golz, die Juden mit falschen Ausreisepapieren versorgt hatte, im Prager Gestapogefängnis Pankrac geköpft.⁴³

Auch wenn er erst nach der Deportation der meisten Juden in Prag eintraf, war Griesinger als Beamter des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit, das bis 1945 die Verteilung von jüdischen Zwangsarbeitern organisierte, direkt am Holocaust in Böhmen und Mähren beteiligt. So gehörte zu seinen Aufgaben die Aufsicht über die Zement- und Ziegelproduktion und er war auch für das Schicksal der dort ein-

gesetzten jüdischen Arbeitskräfte verantwortlich. Ohne seine Genehmigung konnte dort kein Zwangsarbeiter abgezogen werden. Im September 1944 erhielt er zum Beispiel Anweisung, eine Gruppe von jüdischen Arbeitern freizustellen, die offensichtlich nach Theresienstadt deportiert werden sollten.⁴⁴ Es gibt keinen Hinweis, dass er diesen Anordnungen widersprach. Auf diese Weise entschied er über das Leben der jüdischen Zwangsarbeiter in den Fabriken und Ziegeleien, obwohl er weit weg in seinem Büro in Prag sass.

Während ich im Prager Nationalarchiv ein Schriftstück nach dem anderen las, gewann ich den Eindruck, dass er seinen Job im Ministerium und die damit verbundene Verantwortung liebte. Seine Beschäftigung mit Einzelheiten grenzte an Pedanterie. Er genoss den Respekt, den ihm seine Stellung verschaffte. Prag hatte seinem Leben eine Richtung gegeben. Sein Eifer und seine Professionalität wurden von seinen Vorgesetzten auch durchaus bemerkt. Im Jahr 1944 übertraf die industrielle Produktion im Protektorat bereits die des Reiches.⁴⁵ Hier konnte Griesinger endlich das Lob ernten, das ihm bisher versagt worden war. Er wurde als «guter und loyaler Mitarbeiter» bezeichnet und im Dezember 1944 von Minister Bertsch für das begehrte Kriegsverdienstkreuz (II. Klasse ohne Schwerter) vorgeschlagen. Zwei Monate später versuchte Bertsch noch, Griesinger innerhalb des Ministeriums höherzustufen, aber der Kriegsverlauf verhinderte diese Beförderung.⁴⁶

Griesingers Tochter Jutta, die im Januar 1937 geboren wurde, war schon weit über 70, als wir uns das erste Mal trafen. Über ihr Leben in Stuttgart und Hohenheim konnte sie kaum etwas Konkretes sagen. Eine ihrer frühesten Erinnerungen war das Bild, wie ihre kleine Schwester sich im Zug nach Prag in die Arme von Gisela schmiegte. Sie war sich ganz sicher, dass ihr damals zehnjähriger Halbbruder Joachim nicht mit im Zug gewesen war. Die schriftlichen Quellen in

den tschechischen Archiven zeigen allerdings, dass Joachim durchaus mitgefahren ist und Robert auch für seine dreijährige Tochter Barbara eine eigene Fahrkarte gekauft hatte, damit sie nicht ständig bei ihrer Mutter auf dem Schoss sitzen musste.⁴⁷

Ich bat Jutta, mir etwas über das Haus in der Zitekstrasse zu erzählen. Sie erinnerte sich noch an die drei Stockwerke, an den Garten, der relativ steil zur Strasse abfiel, und an den Lärm der Züge im nahegelegenen Bahnhof. Bald kamen ihr noch mehr Erinnerungen. «Es gab zwei Leute im Haus, die sich um uns gekümmert haben», erzählte Jutta und freute sich, dass sie sich etwas ins Gedächtnis rufen konnte, was sie längst vergessen glaubte. «Ein Mann, der sowohl Chauffeur als auch Gärtner war, und ein Hausmädchen, das für uns kochte und mit dem wir viel Zeit verbracht haben.» Abends gingen ihre Eltern oft aus, und dann assen die Kinder mit der Haushälterin in der Küche.

Nach dem Abendessen rauchte Gisela immer eine Zigarette und ihr Vater legte eine Schallplatte auf, um sich bei klassischer Musik zu entspannen. Ihre Eltern hatten oft Verdi gehört, und dann musste sie still sein. Es klingt ein bisschen ungewöhnlich, dass eine Siebenjährige Verdi von anderer Musik unterscheiden und sich Jahrzehnte später noch daran erinnern konnte, aber ich glaubte ihr. Herbert, ihr Ehemann, hatte früher beim Orchester der Tonhalle Zürich Violine gespielt. «Ich kenne alles von Verdi», sagte sie selbstbewusst.

Angesichts ihrer grossbürgerlichen Herkunft war es nicht weiter erstaunlich, dass Juttas Eltern Hauspersonal hatten. «Ich habe meinen Vater nie in der Küche gesehen, und meine Mutter konnte nicht kochen.» Ihre Eltern hätten gern Abendgesellschaften in ihrer Villa gegeben. Jutta erinnerte sich noch gut an die schönen Kleider der Damen und Herren, die grundsätzlich in Zivil kamen. Die Namen der Gäste konnte sie allerdings nicht nennen. Die Kinder durften am



Joachim, Jutta, Gisela, Robert und Barbara in Prag, 1943.

Auf dem Foto ist auch der Familienhund zu sehen.

Abendessen mit den Gästen nicht teilnehmen, aber ihr Auftritt war durchaus vorgesehen. In einer ausgefeilten Choreografie mussten Joachim, Jutta und Barbara ihren Eltern und den Gästen gute Nacht sagen, ehe sie von der Haushälterin wieder nach oben geführt wurden. «Es war immer ein grosses Getue, ganz schrecklich», Jutta schüttelte sich bei der Erinnerung. «Wie bei Jane Austen.»

Als ich fragte, ob sie sich an irgendwelche Familienfeste erinnern könne, bei denen ihr Vater anwesend war, dachte Jutta einen Augenblick nach. «Ich erinnere mich an Weihnachten. Das muss 1943 oder 1944 gewesen sein.» Sie hatte ein Foto, auf dem Griesinger neben einem grossen Weihnachtsbaum mit Kerzen stand. Darunter lagen Geschenke. Sie wusste noch, dass er seinen beiden Töchtern jeweils

ein Geschenk aus Stuttgart überreicht hatte. «Unsere Grossmutter hatte uns je eine Puppe geschenkt. Meine war sehr schön und gross, Barbaras war viel kleiner und nur halb so schön. Aber meine interessierte mich überhaupt nicht, ich wollte unbedingt die von Barbara.» Solche Dinge seien immer wieder vorgekommen. Oma Wally habe sie stets bevorzugt, weil sie die Ältere war und wie eine «richtige Griesinger» aussah: gross und schlank, mit schwarzem Haar und dunklen Augen, während Barbara helleres Haar hatte und mehr ihrer Mutter ähnelte. «Es war immer dasselbe. Ich kriegte die schöneren, teuren Geschenke. Ich konnte gar nicht verstehen, warum ich etwas Besseres sein sollte als meine Schwester. Ich habe das immer gehasst.»

Es bedurfte nur noch einiger behutsamer Nachfragen, um weitere Einzelheiten zu erfahren. Jutta erzählte, dass ihr Vater oft Nasenbluten hatte. Deshalb sah sie ihn auch ein Mal in Unterwäsche. «In meiner ganzen Kindheit war er immer sehr adrett gekleidet. Ich habe ihn nie ohne Krawatte gesehen. Aber in diesem Fall kam er aus dem Bad und hat nach meiner Mutter gerufen. Ich habe zugesehen, wie sie ihm kalte Tücher in den Nacken gelegt hat.» An dieser Stelle fragte ich, ob ihre Eltern sich denn geliebt hätten. Ihr Elternhaus sei voller Zuneigung gewesen, meinte sie. Sie hätte immer nur das englische Wort «darling» gehört, wenn ihre Eltern sich riefen. Auch ihre Kosenamen füreinander – «Gisi» und «Robi» – hätten sehr zärtlich geklungen.

Ihr Vater sei auch sehr tierlieb gewesen und habe immer einen Hund gehabt. Jutta erinnerte sich an eine Szene, die einen tiefen Einblick in Roberts Charakter gibt. An einem heissen Sommertag im Jahr 1943 oder 1944 hätten sie einen Spaziergang gemacht, und ihr kleiner Schnauzer, an dessen Namen sie sich nicht erinnern könne, sei plötzlich auf einen Hund zugerannt, der auf der anderen Strassen- seite entlanglief. Er war auf die Fahrbahn gesprungen, und ein Auto

hatte ihn überfahren. Er lag auf der Strasse und blutete heftig. Während der Rest der Familie voller Entsetzen heulte und schrie, hatte Juttas Vater seine Jacke abgestreift, war auf die Fahrbahn gerannt und hatte das Tier aufgehoben. Dann waren sie alle zusammen zum Tierarzt gegangen. Als sie dort ankamen, war die helle Leinenjacke ihres Vaters durch und durch blutgetränkt. Solche Spontaneität sei typisch für ihn gewesen. «So war er. Wenn er etwas für richtig hielt, dann gab es kein Halten. Er hat nicht erst meine Mutter gefragt. Er hat es einfach gemacht.»

Während die Partei und die SS an Bedeutung für ihn verloren, besann sich Griesinger immer mehr auf seine schwäbische Herkunft und die Zeit in Tübingen, um seine gesellschaftliche Stellung zu festigen. Als Reichsprotektor in Prag hatte Konstantin von Neurath bewusst Absolventen der Universität Tübingen für die Verwaltung des Protektorates ausgewählt. 18 Schwaben wurden auf Posten berufen, die er für wichtig hielt.⁴⁸ Diese schwäbische Diaspora machte es für Griesinger leicht, sich in Prag einzuleben. Und die Angehörigen der verschiedenen Studentenverbindungen bildeten ein Netzwerk, in dem er sich wohlfühlte. Aufgrund seiner Rolle als Vorsitzender, Sekretär und Kassenwart des «Corps Suevia Tübingen» gegen Ende der Zwanzigerjahre hatte er viele Bekannte und Freunde in Prag, auf die er sich verlassen konnte, obwohl die Verbindungen von den Nationalsozialisten «suspendiert» worden waren.

Von der tschechischen Bevölkerung dagegen waren die Griesingers schon durch die Sprache vollkommen separiert. Sie gehörten zum deutschen Bevölkerungsteil, der vom NS-Regime mit einem üppigen Angebot von Musik- und Theateraufführungen verwöhnt wurde. Im Hinblick auf das Unterhaltungsangebot konnte in den von der Wehrmacht besetzten europäischen Ländern nur Paris mit Prag kon-



Barbara (3 v. l.) und Jutta (4. v. l.) als Schülerinnen in Prag, um 1944.

kurrieren. Besonders beliebt war das Kino. Die in Prager Filmtheater erlebten eine regelrechte Blüte in der Besatzungszeit. Ständig kamen neue deutsche Filme und die Besucherzahlen verdoppelten sich.⁴⁹ Goebbels war der Ansicht, dass Theater, Konzerte und Filme ein wesentliches Instrument zur Aufrechterhaltung der deutschen Kampf-moral waren und gab dafür mehr Geld aus als für Propaganda.⁵⁰

Die Griesingers profitierten im Alltag auch von den Massnahmen zur Stärkung des Deutschtums im Protektorat. 1941 und 1942 wurden neun Millionen Reichsmark speziell in den Bau deutscher Kindergärten, Schulen und Bibliotheken investiert. Robert und Gisela brauchten nicht zu kämpfen, um eine gute Betreuung ihrer Kinder sicherzustellen, und es bestand auch keine Gefahr, dass sie dabei mit tschechischen Kindern zusammenkamen. Die Zahl der deutschsprachigen Grundschulen erhöhte sich während der Besatzungszeit von 130 auf 333.⁵¹

Sein Alltagsleben in Prag schilderte Griesinger in Briefen an seine Eltern. Er teilte ihnen mit, dass alle gesund und wohlgenährt seien. Bis Ende 1944 gab es immer genug zu essen, und Griesinger war in der Lage, seinen Eltern Pakete mit Lebensmitteln nach Stuttgart zu schicken.⁵² Im März 1945 brachte er sogar noch Batterien für ihre Taschenlampen zur Post. Die deutschen Bewohner hatten auch beim Einkaufen Vorrang gegenüber den Tschechen. Sie konnten die frischen Waren als Erste prüfen, ehe die Läden um zehn für die Tschechen geöffnet wurden. Ausserdem erhielten sie häufig Extra-Zuteilungen. So ist es nicht weiter erstaunlich, dass sie das Protektorat als «Land des Lächelns» bezeichneten. Die Tschechen dagegen nutzten inzwischen öffentliche Parks und sogar Friedhöfe für den Anbau von Gemüse und Kartoffeln, um ihre spärlichen Zuteilungen aufzubessern.⁵³

Kontakt mit der tschechischen Bevölkerung hatten die Griesingers allerdings über das Hauspersonal. Mich interessierte vor allem die Haushälterin, die Jutta erwähnt hatte. Jemand, der sich mit Näharbeiten gut auskannte, hatte die Dokumente, die in Amsterdam gefunden worden waren, so geschickt im Polster des Sessels eingenäht, dass sie erst 70 Jahre später entdeckt worden waren. Das Hausmädchen schien mir dafür die wahrscheinlichste Kandidatin. Nach einer energischen Suche in den tschechischen Archiven gelang es mir, ihren Namen herauszufinden. Schon vor dem Krieg führte die tschechische Polizei genaue Melderegister, in denen verzeichnet war, wer wo wie lange gewohnt hatte. Das Nationalarchiv in Prag besitzt Millionen von Verzeichnissen dieser Art. Oben auf den Bögen steht die Adresse des Hauses und darunter werden in chronologischer Reihenfolge alle Personen aufgeführt, die dort gemeldet waren. Aufgrund der Datenschutzgesetze sind diese Meldebögen für die Forschung nicht zugänglich. Nachdem ich von ihrer Existenz erfahren hatte, bat ich die

Archivarinnen trotzdem, mir Einsicht in den Meldebogen für die Griesinger-Villa zu geben. Meine Bitten wurden lange ignoriert, aber schliesslich hatte ich doch Erfolg.

Am Tag als die Griesingers in Bubenec eintrafen, zog eine 28-jährige Haushälterin namens Maria N. aus Pilsen gemeinsam mit der Familie ein. Sie behielt ihre Stellung aber nicht lange. Nach drei Monaten, am 6. Juli 1943, verliess sie das Haus wieder. Noch am selben Tag wurde sie durch Anna K. ersetzt, eine 31-jährige Frau aus dem Dorf Stfilky in Mähren.⁵⁴ Die Griesingers hatten sie offenbar über eine Stellenanzeige gefunden. ‚Der Neue Tag‘, eine der deutschen Tageszeitungen in Prag, druckte auf der Rückseite regelmässig Anzeigen dieser Art ab, und zwei Wochen vor Annas Ankunft war dort mit einer Chiffre-Anzeige ein «Hausmädchen» gesucht worden, das auch kochen konnte.⁵⁵ Offenbar sprach Anna genügend Deutsch, um den Ansprüchen der Griesingers zu genügen.

Für Anna war die Anstellung vermutlich ein Glücksfall. Auf diese Weise entging sie dem Schicksal, «dienstverpflichtet» und womöglich nach Deutschland in eine Fabrik geschickt zu werden, wie Tausende andere tschechische Frauen. Sie blieb bis zum 16. Mai 1945 im Haus der Griesingers, elf Tage nach dem Beginn des Aufstandes gegen die deutsche Besatzung und acht Tage nach der deutschen Kapitulation.⁵⁶ Ich war fest überzeugt, dass sie vielleicht mehr als jeder andere über das Geheimnis der versteckten Dokumente wusste.

Anna war Mitte 30 und unverheiratet, als sie aus der Villa in Bubenec auszog. Drei Wochen nach der Befreiung Prags durch die Rote Armee heiratete sie den Friseur Josef K. und drei Monate später schenkte sie Mitte August einem kleinen Mädchen das Leben, das auf den Namen Magdalena getauft wurde. Anna war also seit November 1944 schwanger gewesen, was den Griesingers wohl kaum verborgen geblieben war, da sie ja unter ihrem Dach wohnte und täglich mit ih-

nen zu tun hatte. 1950 bekam Anna dann noch ein zweites Kind, einen Sohn namens Miloslav.⁵⁷

Von 1950 bis 1983 wohnten Anna und Josef in der Dlouha Strasse, nur ein paar Minuten von dem Trödeladen entfernt, in dem Jana den Polstersessel mit den Dokumenten entdeckt hatte.⁵⁸ Danach verlor sich ihre Spur. Als ich mich auf den Weg zur Dlouha machte, fand ich den Namen der Familie K. auf einem der Türschilder. Ein paar Tage später hatte ich Annas Tochter Magdalena am Telefon. Sie war misstrauisch. Sie konnte sich nicht vorstellen, warum sich jemand für das Leben eines Hausmädchens interessierte. Das Gespräch wurde erst einfacher, als ich ihr den Zusammenhang erklärt hatte. An einem Foto des Sessels war sie nicht interessiert. «Was soll ich darüber schon wissen?», fragte sie und lachte, als ich sagte, er hätte vielleicht bei ihr zu Hause gestanden.

Magdalena sagte, sie wüsste kaum etwas über das Leben ihrer Mutter im Krieg. Sie wusste, dass sie als Kindermädchen gearbeitet hatte, einmal auch für eine jüdische Familie. Dass ihre Mutter für eine deutsche Familie gearbeitet hatte, sei ihr nicht bekannt. Dennoch erfuhr ich ein paar wichtige Dinge. Anna hatte sehr gut Deutsch gesprochen, sie hatte auf die Kinder aufgepasst, gekocht und die Wäsche gewaschen. «Nähen war nicht ihre Stärke.» Es erschien also unwahrscheinlich, dass sie die Dokumente im Polster des Sessels eingenäht hatte. Wenn sie es versucht hätte, wären die Nähte wahrscheinlich bald wieder aufgegangen. Magdalena erinnerte sich nicht an die Schlaflieder, die ihre Mutter ihr vorsang, und so erfuhr ich auch nicht, was Jutta und Barbara abends hörten, wenn sie in Prag ins Bett gebracht wurden.

Als wir über die Kriegszeit sprachen, betonte Magdalena, dass ihr Vater ein patriotischer Tscheche gewesen sei, der die deutschen Be-

satzer gehasst und verachtet hätte. Ich fragte mich, wie er wohl darauf reagiert hatte, dass seine Freundin im Haus eines NS-Beamten arbeitete, der auch noch dafür verantwortlich war, das tschechische Arbeiter nach Deutschland geschickt wurden. Genau in diesem Moment sagte Magdalena plötzlich, dass sie auflegen müsse, weil sie in der Küche noch etwas auf dem Herd stehen hätte. Das Gespräch blieb unser einziger Kontakt.

Im Sommer und Herbst 1944 begann die Befreiung Europas von der deutschen Besatzung, und am Ende des Jahres war die Wehrmacht überall auf dem Rückzug. Nur in Prag ging das relativ friedliche Leben der Griesingers nahezu ungestört weiter. Merkten sie überhaupt, dass es mit dem «Dritten Reich» zu Ende ging? Wenn Griesinger etwas vorausschauender gewesen wäre, hätte er sich vielleicht besser auf die Zeit nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft vorbereitet, vielleicht sogar seinen Besitz bei den Verwandten in Liechtenstein in Sicherheit gebracht. Die Gelegenheit dazu hatte er. Die Stempel in seinem Pass zeigen, dass die ganze Familie am 21. Juli 1944, sechs Wochen nach der Landung der Westalliierten in der Normandie und einen Tag nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf Adolf Hitler, Giselas Eltern in Liechtenstein besuchte. Als sie Prag verliessen, wussten Robert und Gisela mit Sicherheit von dem Attentatsversuch in der Wolfsschanze. Noch am Abend des 20. Juli war im Radio darüber berichtet worden.

Am Morgen des 21. Juli hatte Hitler sich persönlich an das deutsche Volk gewendet und den bereits erschossenen Claus von Stauffenberg, einen Freund der Familie Griesinger seit Kindertagen, als den Attentäter benannt. Im ganzen Reich kam es zu Verhaftungen, die auch führende Militärs in Prag betrafen, die gemäss dem Umsturzplan wichtige SS- und Parteimitglieder hätten festsetzen sollen. Claus von Stauffenbergs Mutter, Caroline, eine alte Freundin von

Wally Griesinger, war verhaftet worden und blieb nach drei Monaten im Gefängnis bis zum Ende des Krieges unter Hausarrest.⁵⁹

Die fehlgeschlagene Verschwörung zeigte nicht nur, dass Hitler immer noch auf die Unterstützung hoher Militärs vertrauen konnte, sondern verstärkte den Eindruck, dass der Diktator nicht besiegt werden könne. Es setzte eine heftige Propaganda ein, die der Bevölkerung einzureden versuchte, die Front im Osten sei stabil und neue Wunderwaffen würden eine Kriegswende herbeiführen. Die Vergeltungsmassnahmen des Regimes einerseits und die Angst vor dem bolschewistischen Terror andererseits führten dazu, dass viele Deutsche entschlossen waren, bis zum Ende zu kämpfen. Auch 1945 verschlossen sie die Augen vor der bitteren Wahrheit und klammerten sich an Hoffnungen, die von der Partei beschworen wurden. Anfang 1945 machte sich eine ältere Dame während eines Bombenangriffs in Königsberg auf den Weg durch die Stadt ins Lazarett, wo sie sich wegen ihrer Krampfadern operieren lassen wollte. Als sie dort ankam, erklärte ihr das Personal, sie solle lieber schleunigst aus der Stadt flüchten. Ihre Antwort: «Unterm Russ' lässt uns der Führer nicht fallen, da vergast er uns lieber.» Selbst Leute, die der Propaganda misstrauten, konnten sich eine Niederlage nicht vorstellen und versuchten, einfach weiterzumachen, in der Hoffnung, das Unvermeidliche liesse sich noch irgendwie abwenden.⁶⁰

Wenn Griesinger geahnt hätte, dass der Zusammenbruch des Reiches so nahe bevorstand, hätte er vielleicht in Liechtenstein bei seinen reichen Schwiegereltern Zuflucht gesucht oder zumindest seine Familie dort lassen können. Aber stattdessen kehrten alle im Sommer 1944 nach Prag zurück. Bis zum Frühjahr 1945, als plötzlich alles zusammenbrach, scheint Griesinger nicht bereit gewesen zu sein, dass Ende ins Auge zu fassen.

«Als ich diese Stempel gesehen habe, konnte ich es einfach nicht begreifen», sagte Jutta und starrte in den Pass ihres Vaters. Sie verstand nicht, warum die Familie die Sicherheit Liechtensteins wieder verliess. Ihr Leben wäre grundsätzlich anders verlaufen, wenn sie geblieben wären. Wir erörterten mögliche Gründe für die Rückkehr nach Prag. Hatte ihr Vater geglaubt, dass Deutschland den Krieg noch gewinnen könnte? War Prag ihm sicher erschienen? War es der Stolz auf seine Position in der Protektoratsverwaltung? Aber ich merkte, dass Jutta nicht überzeugt war.

Auch Barbara konnte sich nur schwer damit abfinden, dass die Familie im Sommer 1944 nach Prag zurückgekehrt war. «Warum ist er nicht geblieben? Warum ist er nicht geblieben?», murmelte sie immer wieder. Diese Entscheidung, über die Griesinger damals vielleicht gar nicht gross nachgedacht hatte, schien Barbara mehr als alles andere zu schaffen zu machen, als wir darüber sprachen. Wenn sie in Liechtenstein geblieben wären, hätte sie nicht als Halbwaise aufwachsen müssen. Der Tod ihres Vaters im Jahre 1945 und die unglückliche Kindheit in der Schweiz wären ihr erspart geblieben.

An dieser Stelle fragte ich Barbara, ob sie unser Gespräch vielleicht abbrechen wolle. Wir hatten seit Stunden geredet. Es war ein heisser Sommertag, und wir waren beide erschöpft. «Nein, gehen Sie noch nicht. Ich finde das alles sehr interessant», sagte sie leise. «Ich kann mich an das alles so gar nicht erinnern. Es ist wie ein Märchen oder wie ein Geschichtsbuch.»

KAPITEL 10

DER MANN AUF DER BAHNHOFSTRASSE

Anfang 1945 hatten sich die Lebensbedingungen in Prag erheblich verschlechtert. Während die Alliierten den letzten Schlag führten, war auch im Protektorat die Zeit des Wohlbefindens zu Ende. Die Restaurants hatten nichts mehr zu bieten, und die Schaufenster waren leer. Die Einwohner der Stadt, die jetzt seit sechs Jahren unter dem Hakenkreuz lebten, sassen in bitterkalten Wohnungen, weil Kohle-, Gas- und Stromversorgung stark eingeschränkt waren. Musik- und Theateraufführungen wurden im November 1944 beendet, weil die Bühnenarbeiter und Schauspieler zur Arbeit in der Rüstungsindustrie gebraucht wurden. Während die Post bis zum letzten Tag funktionierte (die achtjährige Jutta schrieb ihren Grosseltern am 17. März 1945 noch einen Brief), lösten andere Sicherheiten sich einfach auf. Abgesehen vom Hunger, von der Wirrnis und der Zukunftsangst, waren die Griesingers wohl auch dem Gestank des Mülls ausgesetzt, der sich in den Strassen anhäufte, weil die Müllmänner anderswo eingesetzt wurden.¹

Am 14. Februar 1945 warfen 60 B-17-Bomber der US-Airforce 152 Tonnen Sprengstoff über Prag ab, was später mit einem Naviga-

tionsfehler erklärt wurde. Die amerikanischen Piloten sagten, ihr eigentliches Ziel sei Dresden gewesen. Es war der erste grössere Luftangriff auf die Stadt. Über 700 Menschen, alle Zivilisten, wurden getötet. Prag war so unvorbereitet, dass die Menschen in Keller flüchteten, die über ihnen zusammenbrachen, als die Bomben fielen. In manchen Stadtteilen wurden noch in den Siebzigerjahren Opfer gefunden.² Jutta wurde von dem Angriff überrascht, als sie auf dem Heimweg von der Schule war. Die Sirenen gingen kurz vor Mittag los, aber der Weg nach Hause war nur kurz, und es hatte schon sehr oft Alarm gegeben, ohne dass etwas passiert war. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass es diesmal anders sein könnte. Als sie am Bahnhof vorbeikam, hörte sie Motorendonnern, schaute nach oben und sah ein riesiges Flugzeug. «Es flog so niedrig, dass ich dachte, ich könnte es anfassen. Als die Bomben fielen, fühlte ich mich wie gelähmt, wie die Maus vor einem Elefanten.» Reglos sah sie zu, wie Güterzüge getroffen wurden, deren Ladung mit Stroh geschützt war, das sofort in Flammen aufging. Glücklicherweise entdeckte sie ein Mann, der am Fenster gestanden hatte, rannte auf die Strasse und trug sie ins Haus. «Ich erinnere mich immer noch an das rot karierte Hemd, das er trug.» Sie habe heute noch Angst vor Feuer, sagte Jutta. Es sei eins der wenigen Dinge, die Kindheitserinnerungen bei ihr wachriefen.

Während die Alliierten täglich näher rückten, griff das Regime zu letzten verzweifelten Abwehrmitteln. Griesinger wurde mit alten Männern und Schuljungen zum «Volkssturm» eingezogen und sollte als Richtkanonier tätig werdend Als die Rote Armee Anfang April zum Angriff auf Bratislava antrat, begann schliesslich die Evakuierung der Deutschen aus dem Protektorat. Die Rückführung nach Deutschland betraf allerdings nur Sudetendeutsche, Frauen und Kinder. Männer wie Griesinger mussten auf ihrem Posten bleiben, bis sie

einen Marschbefehl Richtung Heimat erhielten. Alles andere war Fahnenflucht und konnte mit dem Tod bestraft werden.

Das wollte Griesinger nicht riskieren. Er bestellte also nur einen Lastwagen, der seine Familie ins Haus seiner Schwiegereltern in Liechtenstein bringen sollte. Gisela und die Kinder gehörten jetzt zu den Millionen Deutschen, die vor der Roten Armee nach Westen flüchteten. Wahrscheinlich brachen sie zur selben Zeit auf wie Margot Bertsch mit ihren zwei Kindern, die Prag am 4. April 1945 verliess, um in Stuttgart bei ihrer Schwägerin Zuflucht zu finden.⁴ Vor der Abfahrt überlegten Robert und Gisela noch, was zu tun sei, falls der Lastwagen von Partisanen oder alliierten Tieffliegern unter Beschuss genommen würde.

Jutta erschien die Flucht aus Prag in der Erinnerung wie eine Art Abenteuer. «Sie haben uns grüne Umhänge übergestreift», berichtete sie. «Wenn der Lastwagen plötzlich anhielt, sollten wir rausspringen und uns hinter Bäumen verstecken. Wir sollten so tun, als wären wir selbst Bäume.» Bei der ganzen Aufregung dachte sie gar nicht daran, dass sie ihren Vater womöglich nie wiedersehen würde. Im April 1945 glaubten die deutschen Kinder in Prag immer noch an den Endsieg, auch wenn ihre Eltern die Hoffnung schon aufgegeben hatten.⁵ Joachim, Jutta und Barbara gingen wahrscheinlich davon aus, es wäre nur eine Frage der Zeit, bis die Familie wieder vereint sein würde.

Ich hörte schweigend zu, als Jutta erzählte, wie sie von ihrem Vater am unteren Ende des Gartens Abschied genommen hatte und er sie auf den Lastwagen hob. Ihre Erinnerungen waren die eines achtjährigen Kindes, aufgeregt und voller Angst, ein Abenteuer, das sie vielleicht nicht ertragen hätte, wenn sie gewusst hätte, worum es wirklich ging.

Die Fahrt zu ihren Grosseltern in Vaduz hätte eigentlich nur ein paar Tage dauern sollen. Stattdessen waren sie sechs Monate unter-

wegs, und wären fast an verschiedenen Krankheiten und Unterernährung gestorben. In den ersten Tagen stellte der Fahrer den Lastwagen nachts immer im Wald ab, und die Familie schlief im Freien auf der Ladefläche, während es sich der Fahrer in der Kabine bequem machte. Jutta erinnerte sich noch gut an die Flugzeuge, die über sie hinwegflogen, wenn sie zu schlafen versuchte. Die letzten drei Monate des Krieges bildeten den Höhepunkt des alliierten Bombenkrieges, bei dem täglich 1'000 Menschen getötet wurden.⁶ Die Air Force der Amerikaner überflog immer wieder Tschechien und Süddeutschland. Im Februar benötigten die Alliierten nur etwa 20 Minuten, um bei einem Angriff auf Pforzheim 1'825 Tonnen Sprengstoff abzuwerfen und damit einen Feuersturm auszulösen, der 17'600 Menschen das Leben kostete.⁷ Für Gisela und die Kinder gab es keine Möglichkeit, diesen Luftangriffen auszuweichen, wenn sie nach Liechtenstein wollten.

Trotzdem schien zunächst alles nach Plan zu verlaufen. Der Lastwagen erreichte deutsches Gebiet und fuhr Richtung Süden. Aber irgendwo im Bayerischen Wald weigerte der Fahrer sich plötzlich weiterzufahren. Es sei zu gefährlich für ihn. Jutta erinnerte sich, dass er sie einfach am Strassenrand absetzte. Gisela sass mit ihren drei Kindern fest. Da sie nicht mit einer langen Reise gerechnet hatte, waren die Vorräte knapp bemessen und mussten von nun an streng rationiert werden. Ihr erstes Lager schlugen sie an einem Waldrand auf.

Jutta erinnerte sich noch genau an diese Nacht. Sie hatte zu nahe am Feuer gespielt und den kleinen Gaskocher umgekippt, auf dem ihre Mutter Spätzle zu kochen versuchte. Alles fiel auf den Boden. Sie mussten die Spätzle einzeln vom Boden aufsammeln und den Schmutz abkratzen, um sie noch essen zu können. Diese Episode hat Jutta bis ins Alter verfolgt. «Jedes Mal, wenn ich Hörnli koche, sehe

ich die Szene vor mir, als wäre es gestern gewesen», sagte sie. «Wir mussten sie aufsammeln. Wir hatten nichts anderes zu essen.»

Die Griesingers waren nur eine von Millionen deutschen Familien, die im März und April 1945 vor den Luftangriffen und vor der Roten Armee auf der Flucht waren. Die Bomben der Alliierten hatten die historischen deutschen Städte in Trümmerhaufen verwandelt, Eisenbahnen und Brücken zerstört. Die Stromleitungen waren gekappt, ebenso Telefon- und Telegrafleitungen, und die Postbeförderung war in weiten Teilen zum Erliegen gekommen. Während der NS-Staat zusammenbrach, mussten Gisela, Joachim, Jutta und Barbara sich zu Fuss auf den Weg in Richtung der Schweizer Grenze machen, eine Strecke von weit über 400 Kilometern, auf denen sie Tausenden von kranken, erschöpften und hungrigen Menschen begegneten. So wie vor Jahren die Juden trugen sie alles, was sie besaßen, in einem einzigen Koffer mit sich. Nachdem sie sich tagelang über Feldwege vorwärtsgeschleppt hatten, wurde Gisela klar, dass sie so nicht weitermachen konnten. Jutta und Barbara husteten. Sie hatten Tuberkulose, und wie Tausenden anderen Flüchtlingen fehlte ihnen Medizin. Mitte April hatten sie es gerade bis nach Aschau im Chiemgau geschafft, wo eine Familie sie auf dem Dachboden schlafen liess.

Die Monate in Aschau waren für Gisela die schwierigsten in ihrem Leben. Die meisten Kinder in der Gegend hatten Würmer und Läuse, und ohne Lebensmittel und Medizin bestand die Gefahr, dass ihre tuberkulosekranken Töchter starben.⁸ Ausserdem war sie von aller Welt abgeschnitten. Sie konnte weder mit Robert Kontakt aufnehmen noch mit ihren Eltern in Liechtenstein. Es war eine verstörende, verzweifelte Situation. «Wir hatten jede Menge Geld», sagte Jutta. «Aber man konnte nichts dafür kaufen.»

Am 18. April und in den beiden folgenden Nächten wurde das na-

hegelegene Rosenheim bombardiert. Die Gleisanlagen wurden völlig zerstört, Dutzende von Einwohnern getötet und Hunderte obdachlos. Der Regisseur Werner Herzog, damals noch ein Kind, hatte Zuflucht in der Nähe von Aschau gefunden. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehört der rot-orange leuchtende Himmel über Rosenheim.⁹ Aber die Bomben waren nicht die einzige Gefahr. Überall gab es noch fanatische Nazis und SS-Kämpfer, die an die «Alpenfestung» glaubten und den Widerstand gegen die heranrückenden Amerikaner zu organisieren versuchten. Gisela und die Kinder mussten den Eindruck aufrechterhalten, dass sie weiter an den Endsieg glaubten.

Als Aschau Anfang Mai von den Amerikanern befreit wurde, ging es der Familie schnell besser. Jutta erinnert sich noch an den Jubel, der sie erfasste, als die Gis ihr Bananen und Kaugummi schenkten. Wie zahllose andere europäische Kinder staunte sie, als sie zum ersten Mal einen Schwarzen sah. Entscheidend für das Überleben der Familie war die Tatsache, dass Gisela fliessend Englisch sprach. Gebildete deutsche Frauen, die Englisch konnten, wurden dringend gebraucht von der US-Armee. Innerhalb weniger Tage hatte Gisela einen Job als Übersetzerin, der ihr ganz neue Privilegien verschaffte. Als eine der 25'000 deutschen Zivilangestellten der US-Armee im Jahre 1945 erhielt sie regelmässige Mahlzeiten und eine Lebensmittelkarte.¹⁰ Da sie in der Kantine ass, konnte sie die Marken gegen Medizin für die Kinder, Seife, Kaffee, Nylons und Zigaretten eintauschen. Sie sorgte dafür, dass sie immer genug Zigaretten zum Tauschen hatte, und wenn es nicht genug zu essen gab, kriegten die Kinder ebenfalls Zigaretten. «Das ist der Grund, warum ich rauche», sagte Jutta verlegen. «Wir hatten nicht genug zu essen, deshalb hat meine Mutter uns Zigaretten gegeben.»

Als in Aschau bekannt wurde, dass die Rote Armee in Prag einmarschiert war, muss sich Gisela grosse Sorgen um Robert gemacht

haben. Vielleicht hatte er sich verstecken können. Vielleicht war er längst auf dem Weg nach Liechtenstein oder Stuttgart. Vielleicht war er gefangengenommen worden und sass irgendwo fest. Aber es gab auch ganz andere Möglichkeiten, an die sie wohl lieber nicht denken mochte.

Während der Frühling zum Sommer wurde, liess Gisela ihre Kinder jeden Tag auf dem Dachboden zurück und ging zum amerikanischen Armeekommando in Aschau. Die Amerikaner brauchten Dolmetscher umso dringender, je mehr die Flüchtlingsproblematik ausser Kontrolle geriet. Ausser den Deutschen aus dem Osten irrten auch noch Zigtausende hungrige und traumatisierte ehemalige Zwangsarbeiter und Häftlinge durch Bayern und suchten nach Nahrung und Unterkunft. Sie wurden «Displaced Persons» genannt. Allein in Bayern mussten die amerikanische Besatzungsmacht und die Behörden 1,5 Millionen Menschen unterbringen, schon die bürokratische Erfassung war ein gewaltiges Unternehmen.¹¹

Ausserdem waren die Amerikaner auch noch damit beschäftigt, versprengte deutsche Armeeingehörige, SS-Verbände und sogenannte «Werwölfe» einzufangen und zu identifizieren. Einige dieser Leute wollten nicht aufgeben, sondern hielten sich für Partisanen, andere tauchten unter und versteckten sich bei der Zivilbevölkerung. Die US-Armee suchte systematisch die Dörfer, Bauernhöfe und Wälder ab, um sie zu fassen. Manche der Flüchtigen griffen zu extremen Massnahmen, um nicht identifiziert werden zu können. Einige Mitglieder der Waffen-SS zwangen Ärzte mit vorgehaltener Waffe, die Blutgruppentätowierung zu entfernen, die ursprünglich dazu dienen sollte, eine Bluttransfusion zu erleichtern. Im August, drei Monate nach der bedingungslosen Kapitulation, waren immer noch 10'000 bis 15'000 SS-Mitglieder in Bayern auf freiem Fuss.¹² Wenn sie gefasst wurden, brauchte man Leute wie Gisela, um sie verhören zu können.¹³

Als ich mit Jutta über die Zeit in Aschau redete, stellte ich fest, dass die Arbeit als Dolmetscherin im Jahre 1945 die einzige Berufstätigkeit war, die Gisela jemals ausgeübt hat. Ich hatte dem Archivmaterial entnommen, dass sie vor dem Krieg nicht gearbeitet hatte, aber ich hatte vermutet, dass sie später als alleinerziehende Mutter vielleicht eine Stelle angenommen hätte. «Meine Mutter war ein schwieriger Mensch», erklärte Jutta. Nach vielen Andeutungen und Hinweisen von anderer Seite war ich erleichtert, dass Jutta das bestätigte.

Im Frühsommer 1945 gelang es Gisela, mit ihren Eltern in Vaduz Kontakt aufzunehmen und ihnen mitzuteilen, unter welchen Umständen sie sich in Aschau auf hielt. Ihr Vater schickte sofort einen Wagen, um sie und die Kinder zu holen. Allerdings scheiterte das Vorhaben daran, dass Jutta und Barbara krank waren. Jutta war praktisch blind und Barbara konnte ihre Arme nicht bewegen. Trotz ihrer Vorräte an Zigaretten und Nylons war es Gisela nicht gelungen, die nötige ärztliche Versorgung für ihre Kinder zu sichern. Weil sie ihre Töchter für zu schwach hielt, um die Fahrt anzutreten, schickte sie nur den 13-jährigen Joachim mit dem Chauffeur zurück, und blieb mit Barbara und Jutta in Aschau. Sie setzte ihre Arbeit bei den Amerikanern fort, während ihre Töchter allmählich gesund wurden. Als sie wieder etwas munterer waren, konnten sie den Dachboden verlassen und mit den anderen Flüchtlingskindern auf den Strassen von Aschau spielen.

Im September 1945 holte der Chauffeur ihres Vaters Gisela und die beiden Mädchen ab und sie trafen einige Tage später in Vaduz ein. Von Robert gab es weiterhin keine Nachricht.

Im September 1944 hatte das NS-Regime feierlich erklärt, dass Deutschland das «Reichsprotectorat Böhmen und Mähren» nie wieder hergeben wolle, und noch am 30. April 1945 wurde verkündet,

dass jeder Aufstandsversuch «in einem Meer von Blut ertränkt» werden würde.¹⁴ Tatsächlich blieb Prag als eine von wenigen europäischen Hauptstädten bis in die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges unter deutscher Besatzung. Obwohl die Deutschen ihre Familien schon evakuiert hatten und die Russen kurz vor der Stadt standen, ging in Prag am 4. Mai noch alles seinen normalen Gang. Die tschechische Bevölkerung schien ruhig zu bleiben. Dementsprechend erschienen auch die deutschen Beamten am 5. Mai befehlsgemäss zum Dienst. Aber dann brach plötzlich das Chaos aus.

Die Deutschen wurden vollkommen überrascht. Im Lauf des Vormittags besetzten tschechische Widerstandskämpfer das Rundfunkgebäude und kurz nach Mittag riefen sie die Bewohner der Stadt zum Kampf auf. Das war der Beginn des Prager Aufstandes, der drei Tage andauerte. «Tötet die Deutschen, wo immer ihr auf sie trifft!», forderten die Aufständischen. In den Stunden und Tagen, die folgten, geschah vielfach genau das. Nach sechs Jahren grausamer und demütigender Unterdrückung, in denen das NS-Regime zwischen 36'000 und 55'000 Tschechen, 77'000 Juden und 7'000 Roma ermordet hatten, waren viele Tschechen vom Bedürfnis nach Rache erfüllt.

Grosse Menschenmengen versammelten sich auf den Strassen und machten Jagd auf deutsche Soldaten, Beamte und Zivilisten. Die Gefangenen wurden in Kinos, Schulen und andere öffentliche Räume gesperrt. Die Vergeltung nahm verschiedene Formen an, sie reichte von Beschimpfungen und Schlägen bis zu Tötungen. Solche Szenen wurden von der tschechischen Exilregierung, die es darauf angelegt hatte, dass die Deutschen so schnell wie möglich aus Böhmen verschwanden, nicht nur gebilligt, sondern auch geplant und gefördert.¹⁵ Manche Tschechen steckten deshalb Häuser und anderes Eigentum von Deutschen in Brand. Auch Möbel fielen solchen Exzessen zum

Opfer, und es war blosser Zufall, dass Griesingers Sessel den Aufstand unbeschadet überstand.

In dieser Zeit der Gesetzlosigkeit wurden 6'000 Deutsche getötet, weitere 5'000 nahmen sich das Leben und 50'000 erlitten Verletzungen.¹⁶ Um ihre Opfer zusätzlich zu demütigen, malten die Tschechen Hakenkreuze auf ihre Leichen und Kleider. Einige der Deutschen versuchten, sich als Tschechen auszugeben. Das gelang den Sudeten-deutschen meist besser, aber die Reichsdeutschen beherrschten die Sprache nicht, obwohl sie schon seit Jahren im Land lebten.

In all dem Chaos bildeten die Aufständischen einen «Tschechischen Nationalrat», der die Ordnung wiederherstellen sollte. Aber der Erfolg dieser Massnahme war begrenzt; während die Aufständischen die Deutschen in Kasernen und anderen Gebäuden einsperrten, kam es bereits zu Massakern.¹⁷

Im Jahre 2010 wurde ein Schmalfilm entdeckt, der bei einer der vielen Exekutionen gedreht worden war. Der Amateurfilmer Jiri Chmelnicek hatte aufgezeichnet, wie etwa 40 Deutsche, darunter mindestens eine Frau, aus einem Kino geholt, an die Wand gestellt und erschossen wurden. Nach dem Krieg verlangte die kommunistische Polizei, er solle den Film herausgeben, aber Chmelnicek hatte ihn gut versteckt. Als ich mir das Video auf YouTube ansah, hielt ich es jedes Mal an, wenn man ein Gesicht erkennen konnte, aber Griesinger war nicht dabei.¹⁸

Während die Aufständischen gegen die Truppen der Waffen-SS kämpften, versuchten einige Deutsche sofort, sich zu verstecken. Manche Tschechen erlaubten deutschen Freunden, über Nacht bei ihnen zu bleiben, aber die Aufständischen machten sehr klar, wie gefährlich das war. Nach dem 6. Mai wagte es sogar das Rote Kreuz nicht mehr, Deutsche bei sich aufzunehmen.¹⁹ Doch manchen von Griesingers Kollegen wie Hanns Martin Schleyer gelang es, unmerklich aus der Stadt zu entkommen. Die Flucht von Griesingers

Korpsbruder Hans von Watter war hingegen weniger erfolgreich. Er wurde getötet. Es waren ohnehin nur wenige, die zu flüchten versuchten. Die meisten Deutschen blieben in der Stadt, weil sie glaubten, es sei nicht schlimmer, von den Tschechen verhaftet zu werden, als in die Hände der Roten Armee zu fallen.²⁰

Griesingers Spur verliert sich in dem Augenblick, als die Gewalt einsetzte. Als die Tschechen am ersten Tag des Aufstands nach ihm suchten, trafen sie ihn zu Hause nicht an. «Aufenthaltsort unbekannt» ist auf seiner Meldekarte der Polizei vermerkt.²¹ Wir wissen, dass Griesinger im Gegensatz zu vielen anderen Deutschen seine Personaldokumente nicht vernichtet hat, um eine neue Identität anzunehmen.²² Es ist auch unwahrscheinlich, dass er tschechische Freunde gehabt hat, die ihr Leben für ihn riskiert hätten. Er war nicht lange genug in Prag gewesen, um solche Beziehungen zu knüpfen, und er konnte kein Tschechisch. Und bei seiner Tätigkeit im Ministerium hatte er sich unter den tschechischen Unternehmern bestimmt keine Freunde gemacht. Viel zu oft hatte er ihre Betriebe requiriert oder geschlossen und die Beschäftigten in die Zwangsarbeit geschickt. Da gab es sicher einige, die wollten, dass er bestraft wurde. Die tschechischen Mitarbeiter im Ministerium konnten ihm ebenfalls nicht helfen. Ganz im Gegenteil: Sie hatten wahrscheinlich genügend eigene Probleme.²³ Kollaborateure wurden besonders gejagt.

In höchster Not hatte Griesinger sich vielleicht an Anna gewendet, das Hausmädchen. Sie war im sechsten Monat schwanger und wohnte nach wie vor bei den Griesingers in der Zitekstrasse. Dennoch ist es unwahrscheinlich, dass er versucht hat, in Bubeneč mit ihr Kontakt aufzunehmen, wo die Häuser systematisch nach Deutschen durchsucht wurden. Auf jeden Fall hatte Anna in diesen Tagen wohl andere Prioritäten, als ihrem Arbeitgeber zu helfen. Josef, ihr Verlobter, ge-

hörte zu den Aufständischen und war seit drei Tagen an den Kämpfen um das Alte Rathaus beteiligt. Anna wusste nicht, ob er sein ungebohenes Kind jemals sehen würde. Als Josef wiederkam, zog sie in seine Wohnung.²⁴

Im September 1945 lag Griesinger in einem Prager Krankenhaus, was darauf hinweist, dass er sich während des Aufstandes nicht weit von der Hauptstadt entfernt hatte. Ob er allein oder zusammen mit seiner Volkssturmeinheit gefangengenommen wurde, ist nicht mehr feststellbar. Statt sich zu verstecken oder bis zum Letzten zu kämpfen, hat er sich vielleicht freiwillig ergeben – in der Hoffnung, statt in tschechische oder russische Hände in die der Amerikaner zu fallen, die in einige Vororte der Stadt vorgedrungen waren. Im Chaos der neuen Verhältnisse prüften viele Tschechen nicht lange, ob die Deutschen, die sie gefangen nahmen, tatsächlich Nazis waren. Griesingers Vergangenheit als Beamter oder SS-Mitglied war irrelevant. Es genügte, dass er deutsch aussah und dass er Deutsch sprach. Wo immer Griesinger in diesen schicksalhaften Tagen gewesen ist: Er wusste, dass dies das Ende war.

Fünf Monate nach dem Aufstand war Griesinger tot. Der Totenschein, den seine Mutter erhielt, nennt als Todesursache «Amöbenruhr». Aber was war in der Zwischenzeit geschehen? Das Dokument besagt, Griesinger sei am 27. September 1945 in der Salmovska gestorben, einer kleinen Strasse im Zentrum von Prag, wo es eine Krankenstation für Deutsche mit Infektionskrankheiten gab. Tatsächlich konnte das Jutta bestätigen.

Als wir eine Weile über das Krankenhaus gesprochen hatten, sagte sie plötzlich: «Mir fällt gerade ein, dass ich mal jemanden getroffen habe, der meinen Vater gekannt hat. Das muss zehn oder zwölf Jahre nach dem Krieg gewesen sein. Ich war damals 18 und habe als Sekretärin in Zürich gearbeitet.»

Sie hatte gerade Mittagspause gemacht und stand vor einem Schaufenster in der Bahnhofstrasse, als sie einen untersetzten, kahlköpfigen Mann bemerkte, der sie anstarrte wie hypnotisiert. Sie wollte sich eilig entfernen, aber als sie sich umdrehte, fragte sie der Mann plötzlich, ob ihr Nachname Griesinger sei – sie hatte ihrem Vater schon immer sehr ähnlich gesehen. Nicht nur ihre Gesichtszüge glichen sich; sie hatte auch seine schlanke Gestalt und die dunklen Haare geerbt. Den Mann hatte Jutta noch nie zuvor gesehen. Er war ungefähr 50, also in etwa so alt wie ihr Vater, aber seine Augen wirkten viel älter. Während links und rechts die Passanten an ihnen vorbeiströmten, bestätigte Jutta dem Fremden, dass sie tatsächlich Griesinger hiess.

«Er hat gesagt, er hätte meinen Vater im Krankenhaus in Prag kennengelernt, ehe er starb», erzählte sie. Sie hatte offensichtlich Schwierigkeiten, die zufällige Begegnung vor 60 Jahren zu rekonstruieren. Die Worte lösten sich nur sehr langsam von ihren Lippen. Sie erinnerte sich, wie unangenehm ihr die Sache gewesen war. Es war eine sehr quälende und befremdliche Situation für sie als 18-jähriges Mädchen. Da sie nicht in Stuttgart aufgewachsen war, hatte sie nur ein paar Familienmitglieder, die ihren Vater gekannt hatten. Andere Menschen, die ihm begegnet waren, hatte sie nie getroffen.

«Wissen Sie vielleicht sonst noch etwas über den Mann?», fragte ich vorsichtig. «Hat er sich vorgestellt?»

Jutta dachte einen Augenblick nach. «Nein, und ich habe ihn auch nicht gefragt. Es ging alles so schnell.» Es tat ihr offensichtlich leid, dass sie die Gelegenheit versäumt hatte, etwas mehr über die letzten Tage ihres Vaters in Erfahrung zu bringen.

«Haben Sie die Begegnung Ihrer Mutter gegenüber erwähnt?», fragte ich.

«Damals war sie nicht bereit, über meinen Vater zu reden», erwiderte Jutta. «Es hätte keinen Sinn gehabt, ihr etwas zu sagen.»

Diese Zufallsbegegnung war allerdings ein Beweis, dass Griesingers Aufenthalt im Krankenhaus keine Erfindung war, mit der die tschechischen Behörden seine Ermordung vertuschen wollten. Er war also nicht woanders gestorben oder in einem Gefängnis gewesen. Die Prager Gefängnisse, in denen Frank, Bertsch und andere führende Beamte der Deutschen einsassen, hatten eigene Krankenstationen. Die Gefangenen brauchten das Gefängnis für eine Behandlung nicht zu verlassen. Also war Griesinger vermutlich in einem Internierungslager gewesen, wo es keine medizinische Versorgung gab. Wenn Deutsche aus den Prager Lagern wegen Ruhr behandelt wurden, brachte man sie normalerweise in die Salmovska. Es war allerdings nicht feststellbar, in welchem Lager Griesinger den Sommer 1945 verbracht hat, ehe er in das Hospital eingeliefert wurde, da es keine umfassenden Listen der internierten Deutschen für diese Zeit gibt.²⁵

Nach dem Ende des Aufstandes wurden die Deutschen, die in öffentlichen Gebäuden festgehalten wurden, zusammengetrieben und mussten in improvisierte Internierungslager marschieren. Davon gab es 37 in Prag und der unmittelbaren Umgebung. Andere lagen weiter weg. Das grösste davon war Theresienstadt, das in der Besatzungszeit als Durchgangslager für die Juden gedient hatte, die in die Vernichtungslager im Osten gebracht worden waren.²⁶

Wenn er sie noch bei sich hatte, musste Griesinger bei der Ankunft im Lager seine Uhr, seine Brieftasche und andere Wertsachen abgeben. Dann folgten Verhöre. Die Deutschen waren oft blutüberströmt, wenn sie den Verhörraum verliessen.²⁷ Die tschechischen Revolutionsgardien und die Russen wollten auf jeden Fall alle Wehrmachtsangehörigen, alle Beamten der Protektoratsverwaltung und vor allem die SS- und Gestapomitglieder identifizieren. Zivilisten und Sudeten-deutsche mussten Zwangsarbeit leisten und wurden später aus der

Tschechoslowakei vertrieben, aber den Funktionsträgern der Besatzungszeit drohten Prozesse und summarische Erschiessungen.

Als er ins Lager kam, scheint es Griesinger gelungen zu sein, seine SS-Vergangenheit zu verschleiern. Noch vor dem ersten Verhör hatte man ihm wahrscheinlich das Hemd weggenommen und nach der Blutgruppentätowierung gesucht, die alle Angehörigen der Waffen-SS trugen. Beim Verhör hatte er vermutlich abgestritten, in der SS gewesen zu sein, denn ein solches Geständnis war in der aufgeheizten Atmosphäre häufig ein Todesurteil. Das hiess natürlich noch lange nicht, dass seine SS-Mitgliedschaft nicht innerhalb des Lagers noch aufgedeckt wurde. Dies konnte dazu führen, dass man verprügelt oder gar totgeschlagen wurde.²⁸

Auch wenn Griesinger sich als unwichtigen Beamten der Protektorsverwaltung ausgegeben hatte, war das keinesfalls eine Garantie für seine Sicherheit. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1945 machten Tschechen und Russen keine grossen Unterschiede, wenn es um Deutsche ging. In ihren Augen waren alle deutschen Lagerinsassen potenzielle Zielscheiben für ihre Rache. Auch Monate nach der Befreiung ging die Gewalt jeden Tag weiter. Das Ausmass der Grausamkeit war nur davon abhängig, wer das Kommando hatte. Der Lagerleiter in Kolin ermutigte die Wachen, den Gefangenen die Zähne auszuschlagen und ihnen auf den Händen und Köpfen herumzu trampeln. Frauen wurden besonderen Misshandlungen ausgesetzt; Vergewaltigungen und sexuelle Demütigungen waren allgegenwärtig. Manchmal nahmen die Wachen Frauen und Mädchen zu ihren Besäufnissen mit. Viele wurden nie wieder gesehen.²⁹

Im Mai und Juni 1945 wird Griesinger immer wieder die Schreie der Opfer gehört haben. Wahrscheinlich hat er sich genau wie die anderen 69'000 Internierten gefragt, wann er an der Reihe wäre.³⁰ Doch wenn seine Strategie darin bestand, sich unauffällig zu verhalten, hat-

te sie offenbar funktioniert. Die Tatsache, dass jemand, der ihn im Krankenhaus gesehen hatte, noch zehn Jahre später eine Ähnlichkeit mit seiner Tochter feststellen konnte, weist darauf hin, dass sein Gesicht nicht allzu sehr entstellt war.

Ob er über sein bisheriges Leben nachgedacht hat? Das starke neue Deutschland, das er und andere Angehörige der «Kriegsjugendgeneration» hatten aufbauen wollen, war in einer beispiellosen Katastrophe untergegangen. Der Zusammenbruch nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich wiederholt, nur viel schlimmer. Sicher hat Griesinger an Gisela und die Kinder gedacht. Er konnte nicht wissen, ob sie Liechtenstein je erreicht hatten. Er musste davon ausgehen, dass es ihnen vielleicht gar nicht gelungen war, das Protektorat zu verlassen und sie womöglich ebenfalls in einem Lager festsassen.

Was er konkret an Misshandlungen oder Strafen erlitten hat, wissen wir nicht, aber dass er ernsthaft krank war, steht ausser Zweifel. Er war nicht der Einzige: In allen 500 Internierungslagern der Tschechoslowakei grassierten Infektionskrankheiten. Die Bedingungen waren nicht so schrecklich wie das, was die tschechischen Gefangenen in Buchenwald und Mauthausen erlebt hatten, ganz zu schweigen vom Schicksal der jüdischen Deportierten in Auschwitz, Treblinka und Sobibor. Aber sie waren trotzdem erbärmlich. In manchen Lagern wie dem Strahov-Stadion schliefen 10'000 Gefangene auf dem nackten Boden, ohne Decken oder sonstigen Schutz. Meist hatten die Deutschen in den ersten Tagen nichts zu essen. Wenn dann etwas auf den Tisch kam, war es völlig unzureichend. Im Sommer 1945 bekam Griesinger wahrscheinlich morgens einen Becher Kaffeeersatz, mittags 100 Gramm Brot mit einer dünnen Suppe und am Abend noch einmal Ersatzkaffee.³¹ Am 9. Oktober 1945 erschien auf der ersten Seite des ‚Daily Herald‘ unter der Überschrift «This is an Outrage to Humanity» ein Bericht des Korrespondenten Eric Gedye, der die

Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf die Schreckenslager in Tschechien lenkte.³²

Die Bedingungen im Krankenhaus an der Salmovska waren nur geringfügig besser als in den Lagern. Statt der 500 bis 700 Kalorien, die die Gefangenen in den Lagern erhielten, gab es hier 800 Kalorien pro Tag. Das Rote Kreuz stellte fest, dass die meisten Patienten Symptome von Kachexie wegen chronischer Unterernährung aufwiesen: völlig abgemagerte, kraftlose Gliedmassen und Apathie.³³

Um die letzten Tage Griesingers in Prag aufzuklären, blieb nur noch eine einzige Quelle: das offizielle Verzeichnis der Todesfälle. Drei Jahre lang war ich immer wieder nach Prag gekommen, um Einzelheiten seines Lebens zu recherchieren. Als ich im Frühjahr 2017 noch einmal an die Moldau reiste, um Genaueres über seinen Tod zu erfahren, wusste ich, dass es das letzte Mal sein würde. Das Prager Standesamt, das alle Geburten, Eheschliessungen und Todesfälle registriert, befindet sich im Stadtzentrum, in der Vodickova. Ich traf um acht Uhr morgens ein, nahm die Treppe in den ersten Stock, liess mir eine Nummer geben und ging in den Wartesaal, wo es zuzuging wie in einer Kinderklinik. Als ich eintrat, kam ich an einer Mutter vorbei, die ein Neugeborenes in ihren Armen wiegte, das kaum eine Woche alt war. Auf der anderen Seite des Raumes stand ein Tisch mit einer Wickelaufgabe. Ich setzte mich zu den Eltern, die ihre Babys registrieren lassen wollten, und wartete darauf, dass ich aufgerufen wurde. Ich war der Einzige, der ein «Sterbefall»-Ticket hatte.

Als ich dran war, kam ich in eine Amtsstube, in der zwei Frauen darauf warteten, den ersten Todesfall des Tages zu registrieren. Ich war froh, dass ich keine Sterbeurkunde beantragen musste, die beiden Damen wirkten nicht sonderlich mitfühlend. Ich begann mich vorzustellen, erklärte, dass ich Historiker und nur ein paar Tage in Prag sei,

wurde aber rasch unterbrochen. «Ihre Geschichte interessiert mich nicht», sagte Jitka, die Dienstältäre. «Es kommen dauernd Historiker zu uns. Sagen Sie mir einfach, welchen Namen Sie suchen und das Todesdatum.» Sie notierte Griesingers Namen und verliess den Raum.

Zurück kam sie mit einem grossen Buch unter dem Arm und legte es vor mir auf den Tisch. Der Aufkleber trug die Jahreszahl 1945. Es gebe noch sechs weitere Bände aus diesem Jahr, informierte mich Jitka, die Beamtin. Das Buch, das sie mir gegeben hatte, enthielt 2'200 Namen. Griesinger erschien als Nummer 1658. Ebenso wie auf der Sterbeurkunde, die seine Familie erhalten hatte, wurde als Todesursache «Ruhr» angegeben. Aber einige Angaben im Sterberegister wichen davon ab. Nach dem Dokument der Familie war Griesinger verbrannt und seine Asche auf einem Kirchhof beigesetzt worden. Das Sterberegister besagte hingegen, seine Leiche befinde sich in einem Grab auf dem Friedhof Ďáblice. Von einer Verbrennung oder einem Kirchhof war nicht die Rede. Irgendetwas stimmte nicht.

Das Sterberegister vor Augen wollte ich mir noch ein paar Notizen über die Leute machen, die neben Griesinger aufgelistet waren, aber das durfte ich nicht. Es gab offenbar ein Gesetz, dass die Einsicht in die Personenstandsbücher erst 75 Jahre nach ihrer Erstellung erlaubte.³⁴ Jitka tippte Griesingers Daten in einen Computer, um eine offizielle Sterbeurkunde zu erstellen. Nachdem sie ausgedruckt war, verlangte sie die übliche Gebühr von 100 Kronen. Da ich nur einen 2'000-Kronen-Schein hatte, ging sie hinaus, um den Schein zu wechseln. Das Buch liess sie vor mir liegen, sodass ich Zeit hatte, es etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Griesingers Name stand am Ende einer Liste von 20 weiteren Namen, die alle deutschen Ursprungs zu sein schienen. Dahinter stand jedes Mal: «Beerdigt in Ďáblice, 1. Oktober 1945». Manche waren

schon im Juli gestorben. Griesinger war in der Liste der Einzige mit einem Dokortitel. Die anderen Männer und Frauen stammten aus allen Gesellschaftsschichten. So waren zum Beispiel ein Kraftfahrer und ein Journalist darunter. Die Todesursachen waren alle ähnlich. Die meisten starben an der Ruhr, an Tuberkulose, Diphthérie oder Scharlach. Auch Masern und Keuchhusten wurden genannt. Dass jemand erschossen worden wäre, stand nirgends. Sobald Jitka mit dem Wechselgeld zurückkam, nahm sie mir das Buch weg und schickte mich hinaus. Draussen hatte sich unterdessen eine Schlange von Leuten gebildet, die eine Sterbeurkunde für einen Verwandten brauchten.

War Griesinger einer Infektionskrankheit zum Opfer gefallen, wie das Sterberegister besagte, oder hatte man ihn erschossen, wie Jochen und Irmela glaubten? Sie schienen der Geschichte von Frau Helmichova zu glauben, die Griesingers Mutter kurz nach Kriegsende nach Prag geschickt hatte und die mit einer Handvoll Erde von seinem angeblichen Grab nach Stuttgart zurückgekehrt war.

Die Frage liess sich nicht klären. Die Gewalttaten gegen Deutsche setzten sich auch dann noch fort, als die aussergesetzlichen Tötungen im Mai zurückgegangen waren. Einzelheiten über diese Morde hinterliessen keine Spuren in der Presse oder offiziellen Krankenhausakten. Mancher, der eine Kugel in die Brust gekriegt hatte, war angeblich dem Typhus erlegen, andere waren erschlagen worden, aber in den Krankenakten wurden die Pocken als Todesursache genannt.³⁵ Eines der schlimmsten Massaker wurde am 23. und 24. September in Kolin, 35 Kilometer östlich von Prag, begangen – in derselben Woche, als Griesinger starb.³⁶ Auch die Überfälle auf Krankenhäuser, in denen Deutsche lagen, hörten nicht auf. In manchen Fällen führten Tschechen oder Soldaten der Roten Armee ihre Opfer ins oberste Stockwerk und stiessen sie dann aus dem Fenster oder vom Dach.

Dabei wurden Wetten darauf abgeschlossen, ob die Opfer zuerst unten aufschlugen oder von den Kugeln der Soldaten getroffen werden würden, die unten im Hof standen.³⁷

Ďáblice mit seinen siebzig Massengräbern, die sich über zehn Hektar verteilen, ist ein Friedhof wie kein anderer. Manche Gräber enthalten die Gebeine von tschechischen und britischen Fallschirmspringern und ihren Helfern oder die sterblichen Überreste von Tschechen, die von den Deutschen aus ihren Häusern gezerrt und zur Vergeltung erschossen worden waren. Erst 2007 wurde entdeckt, dass eins der Massengräber die Leichen von Jan Kubis und Jozef Gabčík enthielt, den beiden Heydrich-Attentätern. In Ďáblice finden sich auch die Gräber der Deutschen, die 1946 vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurden; zu den bekanntesten gehören der berühmte Staatssekretär Karl Hermann Frank und Kurt Daluge, Heydrichs Nachfolger. Aber auch nach dem Krieg wurden noch Massengräber gefüllt; erst kürzlich wurde entdeckt, dass es in Ďáblice Gräber von Opfern des Kommunismus aus den Fünfzigerjahren gibt.³⁸

Am Morgen nach meinem Besuch auf dem Standesamt fuhr ich nach Ďáblice hinaus, um Griesingers letzte Ruhestätte zu finden. Grosse Hoffnungen machte ich mir allerdings nicht. Im Zusammenhang mit dem Prager Frühling von 1968 hatte die Regierung eine Untersuchung der Säuberungen und Gräueltaten der Fünfzigerjahre eingeleitet. Und genau zu dieser Zeit hatte ein rätselhafter Brand einen grossen Teil der Friedhofsarchive zerstört.³⁹ Während ich darauf wartete, dass die Tore sich öffneten, beobachtete ich, wie eine Frau mittleren Alters in einem leuchtend rosa Pullover ihren Blumenstand neben dem Eingang aufschlug. Um acht Uhr kam der Aufseher und schloss das Tor auf. Ich war der einzige Besucher an diesem Morgen, der in den weitläufigen Friedhof ging. Gleich hinter dem Eingang

kam ich an einer Gruppe von Gärtnern und einem Arbeiter vorbei, die eine Mauer reparierten. Drei Viertel der Toten von Ďáblice sind ohne Grabstein beerdigt worden. Da es auch keine Gedenktafeln, Schreine oder sonstigen Bauten gibt, hat man das Gefühl, sich in einem Park zu bewegen. Ich ging etwa eine halbe Stunde lang einen gepflasterten Weg entlang, der über eine gemähte Wiese führte. Wie erwartet fand ich keine Hinweisschilder zu deutschen Gräbern.

Als ich zu einigen neuen Grabreihen kam, stiess ich auf zwei Männer. Der eine schien über 70 zu sein, der andere etwa 40. Vielleicht waren es Vater und Sohn. Sie trugen Handschuhe, rupften Unkraut von einem Grab und wuschen den Grabstein ab. Ich machte einen Bogen und kehrte zum Eingang zurück. Inzwischen war das Büro der Verwaltung geöffnet, und durchs Fenster sah ich zwei Frauen, die mit Besuchern sprachen. Ich trat ein.

Das Büro war nicht gross. Jedes Wort wurde von allen im Raum gehört. Die Besucher waren Senioren, die jeweils von einem Angehörigen im mittleren Alter begleitet wurden. Die beiden Friedhofsangestellten stellten Fragen und füllten dabei ein Formular aus. Offensichtlich wurden die Beerdigungen von kürzlich verstorbenen Verwandten besprochen. Ich setzte mich und wartete. Doch es wurde mir peinlich, dass ich mit einem vergleichsweise trivialen Anliegen gekommen war, und ich wollte wieder gehen, aber eine der beiden Angestellten stoppte mich und bat mich an ihren Schreibtisch. Ich begann mich zu entschuldigen, dass ich ihre Zeit in Anspruch nahm, und fühlte mich dabei sehr britisch.

Dann legte ich Griesingers Sterbeurkunde auf den Tisch, die ich am Tag zuvor erhalten hatte. Zu meiner Überraschung begann die Frau sich alle Einzelheiten abzuschreiben, einschliesslich der Bemerkung, dass es sich um ein Massengrab handelte.

Ďáblice ist wohl einer der wenigen Friedhöfe, wo die Angestellten bei dem Wort «Massengrab» nicht zusammenzucken. Nachdem sie den Raum für einen Augenblick verlassen hatte, kehrte die Frau mit einem riesigen Buch zurück, das handschriftliche Gräberverzeichnisse aus den Vierzigerjahren enthielt. Man könne es ja mal versuchen, meinte sie. Das Buch war zu gross für den Schreibtisch, deshalb legte sie es auf den Fussboden und suchte nach Beerdigungen im Oktober 1945. Es überraschte mich nicht, als sie – etwas enttäuscht – sagte, sie könne keinen Robert Griesinger finden. Ich dankte ihr für ihre Mühe, aber jetzt kam eine ältere Kollegin. Sie stellte sich als Jarmila Mala vor und fragte, was denn gesucht würde. Die Erste erklärte es ihr, und sie nickte. Ich war mir nicht sicher, was das Nicken bedeuten sollte, aber es wurde bald klar, dass sie etwas wusste.

Jarmila führte ihre junge Kollegin zu einer riesigen Karte des Friedhofs, die an der Wand hing, und zeigte auf einen Bereich in der Mitte. «Da befindet sich das Massengrab, das Sie suchen», erklärte mir die junge Kollegin auf Englisch. Sie strahlte vor Stolz, dass sie mir helfen konnte.

«Ich glaube, das ist ein Missverständnis», sagte ich. «Ich suche keins von den berühmten Gräbern.»

Jarmila schüttelte den Kopf, als ihr das übersetzt wurde.

«Sie kennt das Grab, das Sie suchen», sagte die Jüngere.

«Was macht sie so sicher? Sie haben doch gesagt, es gibt keine Unterlagen.»

«Jarmila arbeitet schon seit 40 Jahren hier», sagte die junge Frau. «Sie hat von den Totengräbern all die Geschichten aus dem Krieg und danach gehört. Sie kennt die 10'000 Gräber hier besser als sonst irgendjemand.»

Jarmila hatte inzwischen eine schwarze Lederjacke angezogen und zog mich auf den Friedhof hinaus. Diesmal war unsere Suche etwas zielgerichteter. Ich folgte Jarmila den gepflasterten Weg hin-

unter. Bald kamen wir in einen Bereich, der eindeutig wie ein Park aussah. Grabsteine oder andere Denkmäler gab es hier nicht, aber 20 Meter vor der Friedhofsmauer erhob sich ein riesiges hölzernes Kreuz aus dem Boden, das ich zuvor nicht bemerkt hatte. Jarmila blieb stehen und zeigte darauf. «Das ist die Stelle», sagte sie, drehte sich hastig um und liess mich allein.

Weil es keine schriftlichen Unterlagen gibt, werde ich wohl nie erfahren, ob Robert Griesinger wirklich unter diesem Kreuz liegt. Ich wollte Jarmila glauben, aber ich weiss auch, wie leicht sich Erinnerungen und Geschichten im Lauf der Jahrzehnte vermischen. Trotzdem verbrachte ich eine Weile dort, ging zwischen den kleinen roten Blumen herum, die vor dem Kreuz wuchsen, und prägte mir die Einzelheiten des Ortes ein. Ich versuchte, mir den Oktobertag des Jahres 1945 vorzustellen, als der Lastwagen mit den Leichen aus der Totenkammer des Salmovska-Krankenhauses hier eintraf. Eine davon war der 38-jährige Dr. Robert Griesinger gewesen. Als er hier ankam, war Griesinger den Angaben zufolge erst vier Tage tot. Er war sicher entsetzlich abgemagert, aber seine Leiche war vermutlich in sehr viel besserem Zustand als die der anderen Deutschen, die auf dem Lastwagen lagen und schon zwei Monate zuvor gestorben waren.

Die Arbeiter, die den Wagen abgeladen hatten, wussten mit Sicherheit, dass auf dem Friedhof auch zahlreiche tschechische Opfer des NS-Terrors lagen. Sie wussten auch, dass sie Deutsche begruben. Vielleicht hatten sie die Leichen sogar mit einer gewissen Befriedigung in die Grube geworfen. So wie Griesinger vielleicht jemandem anvertraut hatte, dass er seine Papiere in seinem Lehnstuhl versteckt hatte, hatten die Totengräber von Ďáblice vielleicht anderen anvertraut, wer in diesem Massengrab lag. Vielleicht hatte vor 70 Jahren auch Frau Helmichova an dieser Stelle gestanden, ehe sie ein biss-

chen Erde in eine Tüte geschaufelt hatte, um sie Griesingers Mutter in Stuttgart zu bringen.

Wie es schien, war ich nicht der Einzige, der Kenntnis davon hatte, was unter dem hölzernen Kreuz begraben worden war. Erst vor Kurzem war jemand in diesem entlegenen Teil des Friedhofes gewesen und hatte zwei kleine Grablichter unter dem Kreuz hinterlassen. Die Erinnerung war nicht erloschen.

KAPITEL 11

GISELA GING TÄNZEN

Der Zweite Weltkrieg hat Europa verwüstet. Das europäische Judentum wurde nahezu vollständig vernichtet, die Sowjetunion verzeichnete über 20 Millionen Tote, und das NS-Regime war für die Ermordung von Hunderttausenden Roma, Homosexuellen und geistig Behinderten verantwortlich. Millionen Europäer hatten ihre Wohnung, ihren Lebensunterhalt und ihre Heimat verloren. 1945 versuchten sie verzweifelt, ihre Welt aus den Trümmern neu aufzubauen.

Die deutschen Familien bildeten keine Ausnahme. Am Ende des Krieges waren 5 Millionen Soldaten tot oder vermisst, und man schätzt, dass dem Krieg auch zwischen 500'000 und 2,1 Millionen deutsche Zivilisten zum Opfer gefallen sind. Die Bomben der Alliierten hatten die meisten Städte in Schutt und Asche gelegt und 14 Millionen Menschen obdachlos gemacht. Monatelang sassen die Deutschen hungrig und frierend in den Ruinen, ohne Nachricht von ihren Verwandten. In russischen Gefangenenlagern befanden sich 3 Millionen deutsche Soldaten, und Hunderttausende deutsche Frauen und Mädchen wurden von den Besatzern vergewaltigt.¹ Im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern in Europa erlebten die Deutschen das Ende des Krieges nicht als Befreiung, sondern als Katastrophe. Ihre

ganze Welt war zusammengebrochen. Bei ihrer öffentlichen und privaten Definition als Opfer des Krieges vergassen die Deutschen allerdings gern, wie viele von ihnen die NSDAP und das NS-Regime unterstützt hatten. (*... was für ein blödes Nachtreten ...*)

Auch Gisela Griesinger hatte unter dem Zweiten Weltkrieg gelitten. Ihr Leben war in die Luft gesprengt, und sie wusste nicht, wo die Bruchstücke hinfallen würden. Sie war bei Kriegsende noch nicht einmal 35, und schon Witwe. Sie musste drei Kinder aufziehen, von denen zwei an Tuberkulose litten. Anfang 1946 sorgte ihr Vater dafür, dass seine Tochter mit ihren Kindern in den Schweizer Luftkurort Arosa ziehen konnte, um sich ein paar Monate lang zu erholen. An manchem Abend, nachdem die Kinder gegessen hatten, ging Gisela tanzen. Bei unseren Gesprächen betonten Jutta und Barbara immer wieder, dass ihre Mutter eine begeisterte Tänzerin war. Sie verbrachte viel Zeit mit dieser Leidenschaft. Seit sie aus Prag geflohen war und ihren Mann verloren hatte, muss sie sich dringend gewünscht haben, Zeit für sich zu haben und ihre Sorgen vergessen zu können. Beim Tanzen lernte sie Walter Jehli kennen, einen Schweizer Skilehrer, der zwölf Jahre jünger war als sie. Angesichts der Millionen Kriegstoten kam es nicht oft vor, dass deutsche Frauen auf unverheiratete Männer stiessen. Für die zwei Millionen Kriegswitwen, die nach 1945 in Deutschland zurückblieben, war das ein nahezu unerfüllbarer Wunsch.²

Walter war gross, blond, athletisch gebaut und hatte markante Gesichtszüge. Das Paar begann eine Affäre, und Walter nahm rasch eine Vaterrolle für die drei Kinder ein. Er ging mit ihnen und Gisela auf die Piste und brachte ihnen das Skifahren bei. Nach ein paar Monaten heirateten Gisela und Walter. Da sie immer noch in Trauer war, trug Gisela bei der Hochzeit ein langes schwarzes Kleid. Als ich mit Jutta darüber sprach, erwähnte sie keinen Grund für die rasche Eheschlies-



Barbara, Gisela, Jutta und Joachim, um 1946.

sung. Erst als ich die Hochzeitsfotos zum zweiten Mal anschaute – mit Barbara –, wurde mir klar, dass Gisela schwanger gewesen war. Der grosse Brautstraus, mit dem sie ihre Körpermitte verdeckte, hatte offenbar seinen Grund.

Giselas dritte Ehe bildete zugleich den Anlass für etliche Streitigkeiten in der Familie. Ihre Eltern waren empört, dass sie einen Ski-lehrer heiraten wollte. Sie hielten das für einen Abstieg und Hermann Nottebohm enterbte seine Tochter. Wieder einmal mussten Jutta und Barbara umziehen. Wie so viele Kinder dieser Generation kamen sie nicht zur Ruhe. Sie zogen nach Zürich, wo Giselas neuer Ehemann hoffte, sich eine Existenz als Polsterer aufbauen zu können. Plötzlich plagten Gisela ständig Geldsorgen, und diese wurden nicht geringer, als noch ein weiteres Kind versorgt werden musste: Jürgen, geboren 1947.

In den Jahren 1947 bis 1950 musste die Familie mehrfach von



Gisela und Walter am Tag ihrer Hochzeit, 1946.

einem Zürcher Stadtteil zum anderen umziehen und Giselas Töchter andauernd die Schule wechseln. Aber eins änderte sich nie: Jutta erinnert sich noch gut daran, wie sie von den anderen Kindern wegen ihres deutschen Akzentes und ihres «nichtschweizerischen» Aussehens gehänselt wurde. Ihr Unglück endete nicht mit dem Jahr 1945. Sie wollte sich anpassen und ein neues (Nachkriegs-)Leben beginnen. Aber ihr gespanntes Verhältnis zu Stiefvater Walter führte zu immer grösserer Isolation. Während Joachim und Barbara den Skilehrer mochten, hatte Jutta Probleme mit dem dritten Mann ihrer Mutter. Sie durchlebte keine glückliche Jugend in dieser Familie.

Gern besuchte sie ihre Grosseltern mütterlicherseits, Hermann und Harriet Nottebohm. Hier traf sie auch Giselas Onkel Friedrich Nottebohm, der seit 1940 die Liechtensteiner Staatsangehörigkeit hatte, aber 1943 an seinem Firmensitz in Guatemala verhaftet, enteignet und bis 1946 in den USA interniert worden war.³ Sowohl Jutta als auch Barbara hatten ihren «Onkel Friedrich» als reizenden, humorvollen Mann in Erinnerung. In den Wochen, die sie als Teenager mit ihm verbrachten, merkten sie nichts davon, dass er – letztlich vergeblich – darum kämpfte, dass ihm der Internationale Gerichtshof in Den Haag seinen Besitz in Guatemala wieder zugestand.⁴

Eine weitere Veränderung stand 1950 an, als Giselas Vater erklärte, er werde dafür aufkommen, dass seine Enkelinnen Jutta und Barbara ein Internat in Arosa besuchen könnten. Jetzt folgte für die Schwestern eine Zeit des Glückes und der Beständigkeit. Sie besuchten das internationale Mädchenpensionat «Belri» in einem grossen Schweizer Chalet. Von einem Tag auf den anderen befanden sie sich in der Gesellschaft von höheren Töchtern aus aller Welt, deren Väter Diplomaten und reiche Geschäftsleute waren. In den Sommermonaten zog das Internat nach Menton an der französischen Riviera um.

Es war eine ganz andere, heilere Welt als das harte Leben in Zürich, das ihre Mutter weiterhin führte, aber Jutta hatte doch Schwierigkeiten sich anzupassen. Sie vermisste ihre Mutter sehr, kehrte nach Zürich zurück und machte dort ihr Abitur. Als sie 19 war, lernte sie Herbert Mangold kennen, den sie später heiratete.

Als auch Barbara mit der Schule fertig war, hatte sich die Familie in Zürich fast aufgelöst, und es gab dort nur Mangel und Streitereien. Während die Schwestern in Arosa zur Schule gingen, hatte sich vieles verändert. Joachim war ausgezogen und hatte die jüngere Schwester seines Stiefvaters Walter geheiratet. Über Nacht war Giselas Schwägerin ihre Schwiegertochter geworden.

Lange nachdenken konnte Gisela darüber nicht. 1952 schenkte sie ihrem fünften Kind, Peter, das Leben. Dass dies die Finanzen der Familie erneut unter Druck setzen würde, war klar. Gisela und Walter stritten sich dauernd, und ihre Ehe stand kurz vor dem Aus. Giselas erratisches Verhalten verbesserte die Verhältnisse nicht. Jutta erinnerte sich, dass ihre Mutter oft ausging, wenn ihr Mann bei der Arbeit war, und sie stundenlang auf ihre kleinen Brüder aufpassen musste. Sie war inzwischen alt genug, um zu merken, dass ihre Mutter alkohol- und heroinabhängig war und von einem Arzt mit Drogen versorgt wurde.

Es ist möglich, dass Gisela schon früher Drogen genommen hatte. Im Krieg war es häufig vorgekommen, dass Frauen ihre Depressionen mit Methamphetamin («Crystal Meth») bekämpft hatten, das in Apotheken unter dem Markennamen Pervitin verkauft wurde und auch in Pralinen, als sogenannte «Flieger-» oder «Hausfrauenschokolade», im Handel erhältlich war.⁵ Mit einer suchtkranken Mutter zusammenzuleben, der die Bedürfnisse ihrer Kinder zunehmend egal waren, belastete Jutta schwer. Oft musste sie auf Unternehmungen mit ihren Freundinnen verzichten, weil sie für ihre Geschwister sorgen, einkaufen und kochen musste. Sie half ihrer Mutter auch, die

Drogensucht vor Freunden und Nachbarn geheim zu halten. Dabei musste sie ständig damit rechnen, dass Gisela einen ihrer Ausbrüche hatte. Juttas Leistungen in der Schule wurden dadurch schwer beeinträchtigt und sie litt unter einem niedrigen Selbstwertgefühl.

Ende der Fünfzigerjahre trennten sich Walter und Gisela. Nach der Scheidung lebte Gisela nun von dem, was ihr Vater ihr zukommen liess.

Auch für Barbara sah es nicht so aus, als ob sie in Zürich ein normales, glückliches Leben führen könnte, wenn sie aus dem Internat zurückkehrte. Die Nottebohms überredeten daher Wally Griesinger, ihre 17-jährige Enkeltochter 1957 zu sich nach Stuttgart zu holen.

Die Stadt hatte sich in der Zeit des «Wirtschaftswunders» der Ära Adenauer mächtig entwickelt. Barbara zog in das Haus ein, in dem vor dem Krieg auch ihr Vater gelebt hatte. Im Gegensatz zu der Wohnung in Zürich, wo es nichts gegeben hatte, was an Robert Griesinger erinnerte, entdeckte sie in der Villa der Grosseltern überall Spuren ihres Vaters.

In diesen Jahren hatte Wally ein starkes Bedürfnis, das Gedenken an ihren verlorenen Sohn zu pflegen. Sie hatte bis dahin kaum Gelegenheit zur Trauerarbeit gehabt. Lange Zeit hatte Unsicherheit über sein Schicksal bestanden, dann wusste sie nicht, wo er begraben war, aber vor allem waren ihre Verhältnisse in den ersten Nachkriegsjahren so bedrängt, dass sie sich kaum um die eigenen Befindlichkeiten kümmern konnte. In den letzten Monaten des Krieges hatten die Alliierten immer neue Bombenangriffe auf Stuttgart geflogen. Und auch nach dem Krieg war Wally von den Behörden gezwungen worden, Ausgebombte und Flüchtlinge in ihrem Haus aufzunehmen. Ganze Familien wohnten in den einzelnen Zimmern. Und es sollte noch schlimmer kommen.



Barbara, Wally und Jutta Griesinger in Stuttgart.

Ein paar Monate nach dem Einmarsch der französischen Befreier in Stuttgart wurde plötzlich die «Entnazifizierung» vorangetrieben. So wurde auch bei Wally geprüft, ob und in welchem Masse sie die NSDAP unterstützt hatte und ein Verfahren gegen sie angestrengt. Obwohl sehr schnell festgestellt wurde, dass sie nie in der Partei gewesen war, versuchte man, ihr aus ihrer Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft einen Strick zu drehen. Wally wies die Anschuldigung, sie hätte damit die NSDAP unterstützt, entschieden zurück. Sie erklärte, die konservative Frauenorganisation, der sie angehört hatte, sei Mitte der Dreissigerjahre von der NS-Frauenschaft übernommen worden. Wally konnte sich allerdings nicht sonderlich intensiv um die Angelegenheit kümmern – doch dank ihres Rechtsanwalts wurde die Sache mit einer Geldstrafe von 600 Reichsmark beigelegt. Im Herbst 1947, als das Verfahren seinem Höhepunkt zustrebte, wurde ihr Ehemann schwer krank. Zwei Jahre nachdem sie ihren Sohn ver-

loren hatte, starb Adolf Griesinger am 6. November 1947 im Alter von 75 Jahren.⁶

Bald darauf setzte Wally einen Nachruf für ihren Ehemann in die ‚Stuttgarter Nachrichten‘, in dem auch der Tod ihres Sohnes Robert in Prag erwähnt wurde. Es war die erste Gelegenheit für sie, öffentlich um ihren Sohn zu trauern. Als Hinterbliebene war nur sie selbst genannt.⁷ Ebenso wenig wie Schwiegertöchter und Enkelkinder wurde Albert, ihr jüngerer Sohn erwähnt. Wallys Lieblingssohn war nach übereinstimmenden Aussagen ihrer Enkel nun einmal Robert gewesen. Jochen war der Ansicht, sein Grossvater Adolf habe hingegen Albert vorgezogen, der schon vor dem Krieg ins Ruhrgebiet gezogen war, um Pferdetrainer zu werden. Dort hatte er auch Gertraut geheiratet, die Mutter von Jochen und Rolf. Albert hatte sein Leben lang im Schatten des älteren Bruders gelebt, und das war noch schlimmer geworden, als Robert nicht aus Prag zurückkehrte.

Wie auch anderen half Wally eine neue Religiosität bei der Trauerarbeit. Sie lernte einen örtlichen Pfarrer kennen, der sie bewog, zum Katholizismus zu konvertieren. Wenn er zu Besuch kam, durfte kein anderer im Haus sein. Ihre Enkelkinder berichteten, sie sei damals sehr verletztlich gewesen, und habe grosse Summen gespendet, weil ihr der Pfarrer versprach, eines Tages werde sie ihren Sohn wiedersehen. Über die Zukunft mochte Wally gar nicht mehr nachdenken. Sie verbrachte ihre Zeit mit dem Gedenken an ihren Sohn und begann, in einer Ecke des Wohnzimmers einen Altar für Robert zu errichten, dessen Herzstück eine lebensgrosse Bronzestatue von ihm bildete, die sie hatte anfertigen lassen. Kerzen und Fotos umgaben die meist von einem schwarzen Schleier bedeckte Büste.

Barbara kam 1957 also in ein Trauerhaus, in dem ein Vater verehrt wurde, den sie kaum gekannt hatte, dessen Geist aber immer wieder in ihrem Leben auftauchte. Doch obwohl sich Wally grosse Mühe

gab, die Erinnerung an ihren Sohn zu bewahren, war sie nicht bereit, über ihn zu sprechen. Barbara erzählte, sie habe immer wieder versucht, über ihren Vater mit Wally zu reden, aber alle Fragen blieben unbeantwortet. Auch Anna, die Zofe von Wally, die schon seit Jahrzehnten bei der Familie lebte, versuchte Barbara auszuhorchen. Aber ihre Grossmutter hatte Anna verboten, irgendetwas zu sagen.

Ihre Verachtung für ihre ehemalige Schwiegetochter hielt Wally dagegen nicht geheim. Sie machte Gisela für den Tod ihres Sohnes verantwortlich und weigerte sich, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Die Situation war so angespannt, dass Gisela 1958 nicht einmal zu Barbaras Konfirmation kommen durfte. Sie musste in einem Hotel übernachten. Nach dem Gottesdienst wollte sie dem grossen Empfang in der Villa beiwohnen, in der sie 20 Jahre zuvor als Roberts Frau sogar ein paar Wochen gewohnt hatte, aber sie wurde nicht eingeladen. Barbara erinnerte sich, dass sie zwischen dem Gottesdienst und der Familienfeier zu Gisela ins Hotel rannte und sich mit ihr auf dem Bett sitzend unterhielt.

Ende der Fünfzigerjahre war Wally nicht mehr die Frau, die ganz in ihrer Mutterschaft aufging und rührende, liebevolle Dinge in ihr Kinder-Tagebuch schrieb. Die deutschen Niederlagen in zwei Weltkriegen und die damit einhergehenden Verwüstungen hatten sie verhärtet und bitter gemacht. Barbaras Beziehungen zu ihrer Grossmutter während der fünf Jahre in Stuttgart waren nicht allzu herzlich. Sie fühlte sich oft mehr wie eine Untermieterin als ein Familienmitglied. Ein Grossteil der Schwierigkeiten hing vielleicht damit zusammen, dass sie ihrer Mutter so ähnlich sah. Wally behandelte Barbara sehr distanziert und stellte sie auch nie mit ihrem Namen oder als ihre Enkelin vor. Sie sprach immer nur von «Roberts Tochter». Barbara erinnerte sich noch gut daran, wie schlimm das jedes Mal für sie war.



Wally Griesinger mit Michael, Juttas Sohn, um 1963.
Im Hintergrund steht die Büste von Robert.

Sie war ziemlich einsam in Stuttgart und freute sich immer sehr, wenn ihre Schwester Jutta mal mit ihrem Mann und ihrem Sohn Michael zu Besuch kam, Roberts erstem Enkel, der 1961 geboren wurde.

Bei einem unserer Gespräche erzählte mir Barbara, seit Wallys Tod im Jahre 1976 sei sie nicht mehr im Haus ihrer Grosseltern gewesen. Genau wie Jutta hatte sie den Kontakt zu ihrem Cousin Jochen verloren. Erst von mir erfuhr sie, dass er noch am Leben war und immer noch in der Villa der Griesingers wohnte, stellte aber kei-

ne weiteren Fragen. Stattdessen stand sie auf und ging in die Küche, um Tee zu kochen. Während sie draussen war, erzählte ihr Mann mir, dass sie mit kaum jemandem aus ihrer Familie Kontakt hätte, ausser ihren zwei Halbbrüdern. «Sie schreiben sich ein- oder zweimal im Jahr», sagte er. «Aber auch mit Jutta haben wir wenig zu tun. Sie war in den letzten 30 Jahren bloss zweimal hier», fügte er noch hinzu.

«Einmal», korrigierte ihn Barbara, die aus der Küche zugehört hatte, und jetzt wieder hereinkam. «Sie ist bloss einmal hier gewesen.» Das schien ihr sehr wichtig zu sein. Seit sie verheiratet waren, hatten die Griesinger-Töchter kaum noch etwas miteinander zu tun gehabt. «Das hat sie Ihnen ja sicher auch gesagt.» An dieser Stelle warf mir Barbara einen prüfenden Blick zu.

Jutta hatte nichts weiter erwähnt, aber beim Gespräch mit ihr hatte ich ebenfalls das Gefühl gehabt, dass die Schwestern sich auseinandergeliebt hatten. Als ich Jutta das erste Mal in der Schweiz besuchte, hatte sie ihrer Schwester noch nichts von den im Polstersessel gefundenen Dokumenten erzählt, obwohl sie schon seit Monaten davon wusste. «Ich werde ihr das alles mitteilen, wenn ich ihr zu Weihnachten schreibe», erklärte sie. Als ich sie fragte, ob ich ihre Schwester vielleicht besuchen solle, gab sie mir die Telefonnummer, machte aber keine Anstalten, das Gespräch zu vermitteln. Es war ziemlich klar, dass zwischen den Schwestern etwas nicht stimmte. Ich fragte mich, was Jutta wohl daran hinderte, einfach zum Telefon zu greifen oder ihrer Schwester zu schreiben. Sie spürte wohl mein Erstaunen. «Wir haben nicht so oft miteinander zu tun», sagte sie. «Sie hat ihr Leben, und ich habe meins.»

Wenn eine Familie die Türen hinter ihrer Vergangenheit schliesst, ist es vielleicht nicht so einfach, die Beziehungen untereinander aufrechtzuerhalten. Vor allem dann nicht, wenn sich jeder in einer schwierigen Phase wie der Nachkriegszeit ein neues Leben aufbauen

muss. Vielleicht hatten auch Giselas Temperament und die Erbaueinandersetzung mit Jochen und Irmela nach Wallys Tod dazu beigetragen. Irgendwie hatte die Entfremdung der Schwestern aber auch mit dem Trauma zu tun, das Robert seiner Familie hinterlassen hatte.

Je öfter ich Jutta in der Schweiz besuchte, desto mehr erzählte sie mir auch von ihrem eigenen Leben. Dabei merkte ich, dass sie ganz froh war, über die Vergangenheit reden zu können. Der Tod ihres Vaters hatte einen langen Schatten auf ihr Leben geworfen, ihre Identität geprägt und ihr Verhalten gegenüber anderen Menschen bestimmt. Als kleines Mädchen hatte sie ihren Vater geliebt und war seine kleine Prinzessin gewesen. Ihre Beziehung wurde dadurch gestärkt, dass sie sich so ähnlich sahen, was von allen Freunden und Verwandten bei jeder Gelegenheit kommentiert wurde. Jutta wusste noch, dass sie als kleines Mädchen alles getan hatte, um die Aufinerksamkeit ihres Vaters zu erhalten. Sie hatte sogar zu reiten begonnen, weil er das so gerne tat.

Barbara hatte sich für diesen Sport nie interessiert. Sie kannte ihren Vater viel weniger und hatte auch nicht dasselbe Bedürfnis gehabt, ihm zu gefallen.

«Mein ganzes Leben», sagte Jutta einmal, «habe ich mir gewünscht, dass mein Vater noch lebte. Natürlich wurde es leichter, je älter ich wurde, aber als ich noch jung war, habe ich es kaum ertragen, dass ich ihn verloren hatte.» Das habe auch verhindert, dass sie eine gute Beziehung zu ihrem Stiefvater hätte entwickeln können.

Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie Freunden oder Lehrern in der Schule erklären musste, was mit ihrem Vater passiert war, sagte sie, er sei Jurist gewesen und im Krieg gestorben.

«War es Ihnen peinlich, dass Ihr Vater für das ‚Dritte Reich‘ gearbeitet hat?»

«Das ist nie thematisiert worden», sagte Jutta. «Das hat die Leute nicht interessiert. Niemand hat danach gefragt.»

Jutta war nicht die Einzige. Auch ihre Klassenkameraden hüllten das Leben ihrer Eltern in Schweigen und fragten sich gegenseitig nicht, was diese im Krieg gemacht hatten. Das war keine bewusste Entscheidung. Es war ihnen gar nicht möglich, über etwas zu reden, worüber nie jemand sprach.⁸

«Und wie war das bei Ihren Kindern?», fragte ich. «Was haben die gewusst?»

«Das ist eine gute Frage», sagte Jutta. «Sie wussten von ihm, schon als sie noch klein waren.» Sie lehnte sich auf ihrem Sitz zurück. Sie konnte sich aber nicht daran erinnern, dass ihr Sohn oder ihre Tochter sie je weiter nach ihrem Grossvater gefragt hätten. Und Jutta hatte auch nicht den Ehrgeiz, die Familiengeschichte bei ihren Kindern wachzuhalten. Im Gegensatz zu ihrer Schwester hatte sie keine Bilder ihres Vaters an prominenter Stelle in der Wohnung aufgestellt. Das einzige Foto, das nicht in einem Album oder in einer Schublade steckte, war ein kleines Porträt, das sie in einem goldenen Rahmen auf ihrem Nachttisch stehen hatte. Da ihr Mann seinen Vater auch schon früh verloren hatte, sei es für ihre Kinder ganz normal gewesen, dass es keine Grossväter in ihrem Leben gab.

Einmal klopfte es, als ich mich mit Jutta unterhielt, und eine Frau Anfang 50 trat ein. Jutta stellte mich ihrer Tochter Astrid vor, die gleich nebenan wohnte. Mit ihren dunklen Augen und dem langen Gesicht sah auch sie Griesinger sehr ähnlich. Ich fragte sie, was sie in ihrer Kindheit von ihrem Grossvater gehört hätte.

Ihr Grossvater habe keine Bedeutung für sie gehabt, sagte sie. Ausser dem kleinen Bild auf dem Nachttisch ihrer Mutter konnte sich Astrid nicht erinnern, dass viel die Rede von ihm gewesen sei. «Wahrscheinlich hat mir Jutta das eine oder andere erzählt, aber ich

war nicht sehr neugierig, ehrlich gesagt. Ich hab keine Fragen gestellt. Opa war tot, das war eben so.» Während sie mit mir redete, warf Astrid ihrer Mutter ab und zu einen Blick zu. Auf ihrem Gesicht spielten verschiedene Emotionen. Jutta beobachtete ihre Tochter genau. Sie interessierte sich dafür, welche Rolle Robert im Leben ihrer Tochter gespielt hatte.

Ich wollte wissen, ob der deutsche Grossvater, der nicht aus dem Krieg heimgekehrt war, etwas Besonderes gewesen sei, als sie in Zürich zur Schule ging. Ich wollte wissen, ob sie ihre deutsche Herkunft je zu leugnen versucht hatte, ob überhaupt jemals darüber geredet wurde. «Ja, das schon», sagte Astrid, «aber nicht so, wie Sie denken. Als ich noch klein war, fand ich es sehr aufregend, dass meine Mutter Deutsche war und aus Prag fliehen musste.» Astrid hatte das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, weil sie nicht hundertprozentig schweizerisch war. Das verschaffte ihr ein bisschen Glamour. Erst in den Siebzigerjahren, als Teenager, begann sie, etwas ernsthafter über den Krieg nachzudenken. Aber selbst dann hatte sie noch Schwierigkeiten, die Jahre 1939 bis 1945 von anderen historischen Ereignissen zu unterscheiden, von denen sie in der Schule gehört hatte. «Weil mein Grossvater Jurist in Prag war, und nicht in Deutschland, dachte ich, er hätte mit den ganzen Gräueltaten nichts zu tun», sagte Astrid. «Ehe Sie sich bei meiner Mutter gemeldet haben, wusste ich nicht mal, dass er Teil des NS-Regimes war.»

Es wurde mir klar, dass Juttas Methode, die Augen zu verschliessen und Griesingers Haltung zum «Dritten Reich» zu ignorieren, sich in der nächsten Generation fortgesetzt hatte. Mein Interesse an ihrem Grossvater war eine Art Weckruf für Astrid gewesen. Sie sei richtig schockiert gewesen, als sie unter den Dokumenten, die ich bei ihrer Mutter hinterlassen hatte, auch Briefe gefunden hatte, die Griesinger mit «Heil Hitler!» beendet hatte. Erst seit meinem ersten Besuch bei

ihrer Mutter hatte sie angefangen, über ihren Grossvater nachzudenken, und wollte jetzt mehr erfahren.

Ebenso wie Jutta bewahrte Astrid ein gewisses Mass an Sympathie für Griesinger. Als ich sie fragte, was sie ihm gegenüber empfinde, sagte sie, dass sie ihm keine Vorwürfe wegen seiner Rolle im NS-Regime machen könne. «Er wollte nicht dazugehören», sagte sie und bemerkte wahrscheinlich gar nicht, wie unzutreffend diese Worte für sein Verhalten waren. Die scheinbar entspannte und gleichmütige Haltung, die sie hinsichtlich der Stellung ihres Grossvaters im Nationalsozialismus einnahm, lässt sich häufig bei den Enkeln von Mitgliedern der NSDAP beobachten. Sie wird von Historikern als weitverbreitete Reaktion von Personen angesehen, die nicht glauben wollen, dass ihre Grosseltern Nazis gewesen sind.⁹ Trotz der Beweise, die ich vorgelegt hatte, galt Astrids Loyalität offensichtlich zuallererst ihrer Familie.

EPILOG

In der Wohnung, in der ich in den Achtzigerjahren in London aufgewachsen bin, hing ein Bild von zwei Menschen an der Wand, von denen ich wusste, dass sie vom Holocaust betroffen waren. Ihre Namen habe ich nie erfahren. Trotz meines Interesses am Zweiten Weltkrieg habe ich auch nie nach ihrer Geschichte gefragt. Das Bild zeigt einen blonden kleinen Jungen mit einem strahlenden Lächeln auf dem Knie seiner Mutter, sie sass an einem sonnigen Tag unter einem Baum.

Als ich die Griesinger-Papiere von Jana erhalten hatte, nahm ich das Bild von der Wand und besuchte meine damals schon über 80-jährige Grossmutter in ihrem Haus in Golders Green. Ich hatte schon lange wissen wollen, wer die beiden waren, aber erst meine Nachforschungen über das Leben Griesingers gaben diesem Interesse eine unerwartete Dringlichkeit. Das Schicksal meiner eigenen Familie im Krieg wurde mir plötzlich sehr wichtig-

«Die Lady ist Tante Nunia, die Schwester meiner Mutter», erzählte meine Grossmutter. «Und der kleine Junge ist Ryszard, mein Cousin. Ich nehme an, das Bild ist irgendwo in Polen Mitte der Dreissigerjahre gemacht worden. Meine Mutter hat sich verzweifelt bemüht, sie aus Warschau herauszuholen.»

Sie konnte sich noch gut erinnern, wie sie 1937 als Neunjährige

in der polnischen Botschaft am Portland Place gegessen und zugesehen hatte, wie ihre Mutter ein Formular nach dem anderen ausfüllte, weil sie britische Visa für Nunia und ihre anderen Geschwister mit deren Familien beantragen wollte. Ihre Mutter hatte Warschau schon in den Zwanzigerjahren verlassen.

«Diese Besuche in der Botschaft waren ein grosses Ereignis», sagte meine Grossmutter, während sie die Teekanne anwärmte. Es gab immer etwas zu entdecken. Sie erinnerte sich, dass es in der Botschaft angenehm warm war, wegen der Teppichböden, die damals noch eine seltene Annehmlichkeit darstellten.

Die Hartnäckigkeit meiner Urgrossmutter zahlte sich aus. Sie erreichte tatsächlich, dass Visa für ihre Verwandten ausgestellt wurden. Ihre Geschwister hätten mit ihren Familien nach London kommen können. Aber sie blieben in Polen.

Im Rückblick ist es schockierend, dass sie die Gelegenheit zur Flucht nicht ergriffen. «Sie waren so dumm», sagte meine Grossmutter wütend, weil ihre Verwandten nicht das wussten, was wir heute wissen. «Sie hatten ein schönes Leben in Polen. Sie waren überzeugt, dass ihnen nichts passieren könnte.»

Aber weder die Familie meiner Grossmutter noch die übrigen Juden Europas hatten eine Kristallkugel. Im Jahre 1937 hatte die Wehrmacht noch keine Grenze überschritten, um einen Nachbarstaat zu besetzen. Unsere Verwandten konnten nicht wissen, dass ihre Weigerung, nach England zu fliehen, ihr Schicksal besiegeln würde. Das Foto von Nunia und Ryszard im Garten ist das einzige Bild, das es von ihnen noch gibt. Sie starben 1942 im Warschauer Ghetto, kurz bevor andere Verwandte in Züge verladen und nach Treblinka gebracht wurden.

«Es hätte nicht so kommen müssen», sagte meine Grossmutter, als wir das Bild betrachteten. «Ich habe heute noch Alpträume, wenn ich daran denke, dass sie fast überlebt hätten.»

Unser Gespräch wandte sich dann Griesinger und den Dokumen-



Nunia and Ryszard Seidenros, um 1933.

ten aus seinem Sessel zu. Ich zog Griesingers Pass heraus und legte ihn auf den Küchentisch. Meine Grossmutter begann, darin zu blättern. Die Hakenkreuze auf jeder Seite machten sie unglaublich zornig. «Ich weiss, du bist Historiker und beschäftigst dich mit dem Zweiten Weltkrieg», sagte sie plötzlich. «Aber ich hätte nie gedacht, dass du solche Papiere anfassen musst und deine Arbeit sogar mit nach Hause nimmst. Bitte schaff das aus meinem Haus.»

Nach 1945 wurde Stuttgart aus den Ruinen des Zweiten Weltkrieges wieder aufgebaut. Die Bedeutung, die gewisse Gebäude in der NS-Zeit gehabt hatten, geriet bei den nachkommenden Generationen Stück für Stück in Vergessenheit. Ins «Hotel Silber» zog wieder die normale Landespolizei ein, und Mitte der Achtzigerjahre wurde es ans Innenministerium zurückgegeben. Um das Gebäude in der Dorotheenstrasse blieb es ziemlich still; bis 2007, als das Land Baden-Württemberg und die Firma Breuninger beschlossen, die Immobilie zu einem Hotel- und Restaurantkomplex mit Büros und Luxusläden umzubauen. Dagegen regte sich heftiger Widerstand in der Bevölkerung und mehrere Bürgerinitiativen setzten durch, dass in der ehemaligen Gestapozentrale ein Erinnerungsort an die Verbrechen des «Dritten Reiches» entstand. So wurde das Gebäude, in dem Griesinger zwischen 1935 und 1937 täglich zur Arbeit gegangen war, zu einem Mahnmal für die dunkelste Periode der Stadtgeschichte.

Die Kommunisten, Sozialdemokraten und jüdischen Deutschen, die Mitte der Dreissigerjahre in den Folterzellen des «Hotel Silber» gequält worden waren und schliesslich in den Württemberger Konzentrationslagern endeten, kannten den Namen des Beamten nicht, dessen Anweisungen ihre Verhaftung anordneten. Auch in Prag war sein Name nur wenigen tschechischen Unternehmern bekannt, deren Firmen er ruiniert hatte. Die zahllosen Menschen, die aufgrund seiner

Entscheidungen arbeitslos und zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt wurden, wussten nicht, wem sie das verdankten. Die Wirkung seiner beruflichen Tätigkeit schädigte viele Menschen weit über das «Dritte Reich» hinaus. Die meisten, die eine Verhaftung durch die Gestapo und die Zwangsarbeit in deutschen Fabriken und Bergwerken überlebten, waren für immer traumatisiert. Nicht nur seelisch, sondern oft auch körperlich. Die Familien der Opfer litten noch Jahrzehnte danach unter Griesingers Handlungen. Nur seine nachgeordnete Stellung verhinderte, dass die verwaisten Kinder oder die Verwandten derer, die nicht wieder zurückkehrten, jemals erfuhren, wer für ihr Schicksal verantwortlich war.

Nach dem Krieg machten die Alliierten und die meisten Deutschen das NS-Regime und seine Führer, die Gestapo und die SS für die Gräueltaten zwischen 1933 und 1945 verantwortlich. Trotz seiner Bedeutung für das Schicksal zahlreicher Opfer blieb Griesinger ein namen- und gesichtsloser Bürokrat. Mit diesem Buch soll gezeigt werden, dass es möglich ist, das Leben eines der gewöhnlichen NS-Täter nachzuzeichnen, von denen man bisher den Eindruck hatte, dass sie aus der Geschichte verschwunden sind. Einem solchen Mann wieder greifbare Gestalt zu geben, macht ihn zu einem Beispiel für Tausende von anonymen Tätern, deren Handlungen so viele Leben zerstört haben, deren Biografien aber nie ans Licht gebracht worden sind. Angesichts der Tatsache, dass es kaum noch jemanden gibt, der sich an sie erinnert, werden sie wohl auch nicht mehr geschrieben werden.

Die Papiere in Janas Sessel – die keine Beziehungen Griesingers zur SS, zur Gestapo oder dem Besatzungsregime im «Protektorat Böhmen und Mähren» erkennen liessen – und das Fehlen von inkriminierenden Hinweisen in Büchern und Datenbanken hatten mich zunächst glauben lassen, er habe mit den Schrecken des Holocaust und des Krieges vielleicht nichts zu tun. Aber je länger ich seine Spur ver-

folgte, desto deutlicher wurde, dass es anders war. Obwohl das Leid, das er anderen zufügte, nie das Ausmass von anderen Schreibtischmördern wie Adolf Eichmann erreichte, trugen er und Tausende weitere nachgeordnete Beamte doch aktiv zum Terror des NS-Regimes bei. Die Behauptung, man habe vom Schicksal der Juden nichts gewusst, erweist sich regelmässig als Lüge, wenn die Beweise dafür auf den Tisch kommen. Griesinger war nicht bloss ein kleines Rädchen in einer grossen Maschine, wie manche Schreibtischtäter später von sich behaupteten. Sein Schreibtisch im «Hotel Silber» stand ganz in der Nähe der Folterkammern, seine Mitgliedschaft in der SS war nicht harmlos, seine Methoden bei der Beschaffung von Zwangsarbeitern und seine Besuche in den Fabriken, in denen sie eingesetzt wurden, zeigen, dass er genau gewusst haben muss, was er tat, und man kann davon ausgehen, dass er auch von den Verbrechen der Wehrmacht gegen Juden und Kommunisten im Sommer 1941 in der Ukraine eine ziemlich präzise Vorstellung hatte. Robert Griesinger wusste, was vor sich ging.

Griesinger war nicht gefühllos. Gewöhnliche NS-Täter wie er hatten im Privatleben oft sehr liebevolle Beziehungen und trafen ihre beruflichen Entscheidungen, um sich selbst und ihre Familien besserzustellen. Viele hatten Mütter, die ihre Söhne grenzenlos liebten, und vielschichtige Lebensverhältnisse. Männer wie Griesinger konnten sich mühelos von netten, zartfühlenden und lustigen menschlichen Wesen in kaltblütige, berechnende und gleichgültige Täter verwandeln. Für die Gefangenen im «Hotel Silber», für die Juden in der Ukraine, die Soldaten der Roten Armee und die tschechischen Arbeiter verkörperte Griesinger Misstrauen, Gewalt und Terror, während er in den Augen seiner Vorgesetzten und Kollegen ein eifriger, ehrgeiziger, allerdings wenig inspirierter Verwaltungsbeamter war. Zu Lebzeiten waren seine Freunde vermutlich beeindruckt von seiner Loya-

lität und seiner Begeisterung für das Verbindungsleben, und auch entfernte Verwandte haben seine positiven Eigenschaften geschätzt. Nach seinem Tod wurde er entweder zum schwarzen Schaf erklärt oder durch selektives Vergessen entlastet.

Im Verlauf meiner Untersuchung haben mir mündliche und schriftliche Quellen erlaubt, die Lücken in den offiziellen Archiven zu schliessen. Wir werden zwar nie erfahren, wie Griesingers Dokumente in den Sessel gelangten und ob er während seiner Zeit bei der Wehrmacht je einen Zivilisten ermordet hat, aber die Gespräche mit seinen Verwandten und das Tagebuch seiner Mutter zeigen doch recht deutlich, wie er sich durch ein System bewegt hat, das wir so gut zu kennen glauben. Es zeigte sich, dass die SS ein komplexeres Gebilde war, als die populären Klischees von sadistischen Psychopathen vermuten lassen. Griesinger konnte seine Mitgliedschaft mehr oder weniger nutzen, wie es ihm passte. Der Einfluss der SS auf sein Familienleben war letztlich immer nur so gross, wie er es zuliess. Er trug die schwarze Uniform keineswegs jeden Tag, und seine Mitgliedschaft führte auch nicht zwangsläufig zum SD oder einer Karriere als Massenmörder wie bei Walter Stahlecker und anderen seiner Kollegen und Vorgesetzten. Der Antisemitismus, der Fanatismus und die Aggressivität der SS waren nur eine Begleiterscheinung seines Berufslebens. Die SS-Mitgliedschaft schadete seinem gesellschaftlichen Ansehen nicht weiter. Sowohl Jutta als auch Barbara erzählten, dass Giselas Eltern ihren Schwiegersohn sehr geschätzt hätten. Der Schweizer Skilehrer erschien ihnen als Partner für ihre Tochter weit unpassender als Robert Griesinger.

Zu Griesingers Geschichte gehören Sklaverei, Migration, Krieg und Völkermord. Sie umspannt sowohl die Sklavenhaltertraditionen von New Orleans als auch den Umstand, dass manche Juden im besetzten Paris den gelben Stern *nicht* tragen mussten und Giselas Onkel Friedrich Nottebohm vor dem Internationalen Gerichtshof (ver-

geblich) um das Recht kämpfte, *kein* Deutscher zu sein. Die meisten Nationalsozialisten brauchten keine Sklavenhalter-Vorfahren, um Antisemiten zu sein, aber die Tatsache, dass es unter Griesingers Vorfahren Sklavenhalter gegeben hat, weist daraufhin, dass Rassismus keine angeborene Eigenschaft der Deutschen ist. Manche rassistischen Vorstellungen sind wohl auch aus der Neuen in die Alte Welt getragen worden. Die Ereignisse vom Mai 1945 wiederum werfen einen dunklen Schatten auf die vielgefeierte Befreiung Prags von der deutschen Besatzung.

Das Bild von Griesinger, das ich hier skizziert habe, beruht auf vielen langen Gesprächen mit Familienmitgliedern und der jahrelangen Suche nach Dokumenten, mit denen die Erinnerungen, die mit der Zeit verdrängt oder überformt werden oder verblassen können, bestätigt werden sollten. Trotzdem fehlen einige wichtige Stimmen. Im Jahre 2018 gab es noch einige Menschen, die Robert oder Gisela aus nächster Nähe kannten. Sein Stiefsohn Joachim war zwölf, als Griesinger starb. Jutta sagte, er könne sich bestimmt noch gut an ihn erinnern, aber ich solle nicht versuchen, mit ihm zu reden. Er habe ihr gegenüber sehr deutlich gemacht, dass er nichts mit meinen Recherchen zu tun haben wolle. Auch Walter, Giselas dritter Mann war noch am Leben. Barbara und Jutta hatten ihn erst vor Kurzem gesehen, bei der Beerdigung seiner Schwester, die Joachim in den Fünfzigerjahren geheiratet hatte. Mit Walter zu sprechen, hätte wahrscheinlich erhebliche Konflikte in der Familie ausgelöst, deshalb habe ich darauf verzichtet, was ich noch heute bedaure.

Marion Venzmer, Giselas Nichte, ist das kleine Mädchen, das auf dem Foto (S. 145) vom Hochzeitsessen der Griesingers im Jahre 1936 links aus dem Bild schaut. Als ich sie schliesslich am Telefon hatte, weigerte sie sich, mir den Grund meines Anrufes zu glauben. «Für den interessiert sich doch kein Mensch», rief sie und verlangte, ich

solle ihr den eigentlichen Grund nennen. Dann war da noch Griesingers ausserheliches Kind, dessen Existenz Irmela für eine gesicherte Tatsache hielt, das ich aber nicht aufspüren konnte. Ich habe versucht, aus den Quellen, die mir zur Verfügung standen, das Beste zu machen, um das Leben dieses Verwaltungsjuristen und SS-Offiziers zu rekonstruieren, aber ich war oft sehr unzufrieden, dass ich keine Zeugen hatte, die ihm noch nähergestanden hatten und mir hätten helfen können, seine Persönlichkeit zu entschlüsseln.

Griesinger hinterliess seiner Familie ein schwieriges Erbe. Viele Menschen, die ihm nahegestanden hatten, litten noch lange unter den Entscheidungen, die er getroffen hat. Wally holte Barbara offenbar nach Stuttgart, um ihre ehemalige Schwiegertochter zu demütigen, liess ihre Enkelin aber spüren, dass sie keine «richtige» Griesinger war. Die lange, bittere Erbausinandersetzung nach Wallys Tod im Jahre 1976 hatte wohl auch mit Griesingers NS-Vergangenheit zu tun und zerstörte den Zusammenhalt der Familie für immer. Wie es scheint, hatte Wally kurz vor ihrem Tod noch ihr Testament geändert, und das führte dazu, dass sich Jutta und Barbara einerseits und Griesingers jüngerer Bruder Albert und seine zwei Söhne andererseits vor Gericht gegenüberstanden. Während des Verfahrens, das offensichtlich zu Ungunsten der Griesinger-Töchter ausging, kamen Jutta und Barbara einmal in das Haus in Stuttgart, um wenigstens ein paar Erinnerungsstücke mitzunehmen, stiessen aber nur auf Ablehnung und Hohn.

40 Jahre später schämte sich Jochen deswegen. Er war wütend auf seine Cousinsin gewesen, weil sie den jahrelangen, teuren Prozess angestrengt hatten. Als Jutta und Barbara nach Stuttgart kamen, um ein paar Erinnerungsstücke auszusuchen, hatte er die grosse Bronzebüste seines Onkels genommen und heimlich zu Barbaras Auto hinuntergetragen. Dort hatte er sie auf

dem Beifahrersitz festgeschnallt und war dann wieder ins Haus gegangen.

So wie Griesinger kein richtiges Grab erhielt, fand auch seine Büste, die jahrelang einen Ehrenplatz im Haus seiner Mutter eingenommen hatte, ein eher schmähhches Ende. In Zeitungen eingewickelt liegt sie in einem Pappkarton bei Jutta im Keller.

ANHANG

ABKÜRZUNGEN

ABS	Archiv bezpečnostních složek (Geheimdienstarchiv Prag)
AG	Adolf Griesinger
AERS	Anträge auf Eheschließung beim Rasse- und Siedlungshauptamt der SS, Berlin
AUH	Archiv der Universität Hohenheim
BArch	Bundesarchiv, Berlin
BfZ	Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart
CDJC	Centre de Documentation Juive Contemporaine, Mémorial de la Shoah, Paris
DAKO	Derzhavnyi arkhiv Kyivs'koi oblasti (Staatliches Archiv des Oblast Kiew)
DSK	»Das Schwarze Korps«
GFA	Griesinger Familien-Archiv
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
MHP	Archiv des »Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit« in Prag
NAP	Národní archiv v Praze (Nationalarchiv, Prag)
NARC	The Notarial Archives Research Center, Civil District Court Building, New Orleans
RG	Robert Griesinger
RSHA	Reichssicherheitshauptamt, Berlin
RuSHA	Rasse- und Siedlungshauptamt, Berlin
SD	Sicherheitsdienst
SK	Sammlung Knoch
SS	Schutzstaffel
SSt	Sammlung Sterz
StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg

298 ANHANG

- StASt Stadtarchiv Stuttgart
StAT Stadtarchiv Tübingen
StB Statni bezpecnost
sz ‚Süddeutsche Zeitung‘, Stuttgart
WASt Wehrmachtsauskunftsstelle, Berlin
WG Wally Griesinger
WGUK Wally Griesingers Album «Unser Kind» (9. November
1906 bis 22. April 1925)
WGT Wally Griesingers Tagebuch «Mein Buch» (7/8. März
1917 bis 11. Januar 1920 und 18. Januar 1942)

ANMERKUNGEN

MOTTO

- 1 Zitiert nach Gitta Sereny, «Children of the Reich», in: Elaine Halleck (Hrsg.), *Living in Nazi Germany*, Farmington Hills 2004, S. 75.

EINFÜHRUNG

- 1 Die deutsche Presse berichtete täglich über die Olympischen Winterspiele. Vgl. die Titelseiten von *Der Angriff* und *Völkischer Beobachter*, besonders am 7., 8. und 9. Februar 1936.
- 2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS), E151/01/BÜ 284, Liste der in der Unterabteilung IIIc der Politischen Polizei Beschäftigten, 1. März 1936. Da beim Kriegsende alle Akten zerstört wurden, gibt es keine endgültige Liste der Beschäftigten mehr. Mein Dank gilt Sigrid Brüggemann und Roland Maier, die mir die Zahl 200 genannt und viele weitere Einzelheiten über das «Hotel Silber» erzählt haben. Siehe: Ingrid Bauz, Sigrid Brüggemann und Roland Maier (Hrsg.), *Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern*, Stuttgart 2012. In Städten von vergleichbarer Grösse wie etwa Düsseldorf hatte die Politische Polizei 291 Beschäftigte, davon waren 49 mit Verwaltungstätigkeiten, 242 mit konkreter Polizeiarbeit befasst. Siehe: Robert Gelately *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, Paderborn 1994, S. 62.
- 3 Über die Konferenzen zur «Judenfrage» siehe: Horst Junginger, *Die Verwissenschaftlichung der «Judenfrage» im Nationalsozialismus* (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg,

Bd. 19), Darmstadt 2011, S.348E; zu Stahlecker, Harster, Bilfinger siehe: Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2003.

- 4 Weitere Berichte über Spätfolgen der NS-Verbrechen für die Opfer finden sich bei: Mary Fulbrook, *Reckonings: Legacies of Nazi Persecution and the Quest for Justice*, Oxford 2018, S. 6.
- 5 Vergleichbare Biografien von nachgeordneten Beamten, die nicht direkt mit den NS-Morden zu tun hatten, gibt es kaum. Wenn sie nicht zufällig in den Biografien von Verwandten oder anderen nahestehenden Personen erwähnt werden, sind ihre Namen, Persönlichkeiten und Karrieren für die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen verloren. Alex J. Kay hat darauf hingewiesen, dass es meist nicht mehr als ein Dutzend Seiten mit biografischen Informationen über solche Personen gibt. Einzelbiografien zu NS-Tätern der mittleren und unteren Polizei- und SS-Ränge gibt es nach seinen Angaben nur eine Handvoll. Siehe: Alex J. Kay, *The Making of an SS Killer. Das Leben des Obersturmbannführers Alfred Filbert 1905-1990*, Paderborn 2017, S. 152, Fn. 11.
- 6 Als Massstab für die Bedeutung eines Einzelnen im NS-Regime bieten sich die Partei- und SS-Ränge an. Hitler, Himmler, Heydrich und andere NS-Führer gehören offensichtlich zu den Hauptverantwortlichen für den Holocaust und die anderen Verbrechen. Aber auch die Taten von Männern wie Stahlecker, Harster, Bilfinger und Zehntausenden anderen müssen untersucht und dürfen nicht vergessen werden. Die zweite Kategorie bilden die Millionen von Parteimitgliedern und namenlosen Unterstützern des Regimes, die allerdings meist mit den «gewöhnlichen Deutschen» in einen Topf geworfen werden, sodass z.B. der Unterschied zwischen einem Lehrer, einem Arbeiter und einem «rich-

tigen Nazi», der an Verbrechen beteiligt war, plötzlich verschwindet. Zum Begriff des «richtigen Nazis», siehe: Michael Mann, «Were Perpetrators of Genocide ‚Ordinary Men‘ or ‚Real Nazis‘? Results from Fifteen Hundred Biographies», *Holocaust and Genocide Studies*, Bd. 14, 2000, S. 332 f.

- 7 Das soll nicht heissen, dass «gewöhnliche Deutsche» irgendwie immun gegenüber den NS-Verbrechen gewesen wären. Wie Raul Hilberg, Christopher R. Browning und andere gezeigt haben, waren die meisten Täter und Mörder «gewöhnliche Deutsche» aus nahezu allen Schichten der Bevölkerung. Siehe Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1990, S. 1062; Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen*, Hamburg 1993, S. 214 f.
- 8 Veronika ist nicht ihr richtiger Name.
- 9 Jana ist nicht ihr richtiger Name.
- 10 Diesen Hinweis verdanke ich Ben Frommer von der Northwestern University. Dass die Verfahren nur ein paar Minuten dauerten, entnehme ich Benjamin Frommer, *National Cleansing: Retribution against Nazi Collaborators in Postwar Czechoslovakia*, Cambridge 2005, S. 249.

KAPITEL 1 EIN «RICHTIGER NAZI»

- 1 Den Hinweis auf Thonets Bugholzmöbel verdanke ich Elizabeth St. George, Jeremy Morrison und Eugenio Donadoni.
- 2 Die Genehmigung für die «Möbel Aktion» erteilte Hitler im Dezember 1941. Danach wurde der Hausrat von Juden, die aus Frankreich, Belgien, Luxemburg und den Niederlanden deportiert

worden waren, zum Eigentum des Deutschen Reiches. Von Januar 1942 bis zur Befreiung konfiszierten die Deutschen Möbel, Geschirr, Spielzeug und Hunderte anderer Dinge aus jüdischen Wohnungen. Anschliessend wurde all das nach Deutschland und auch weiter Richtung Osten befördert, zur Einrichtung deutscher Büros und Beamtenwohnungen in den besetzten Gebieten. Als der Luftkrieg gegen die deutschen Städte immer mehr Menschen obdachlos machte, wurden die geraubten Dinge auch an die Ausgebombten verteilt. Ende 1943 waren Güterzüge mit 24'000 Waggons und etwa einer Million Kubikmetern Ladefläche nach Osten geschickt worden. Allein in Paris wurden 38'000 «verlassene Wohnungen» im Zuge dieser Aktion ausgeräumt. Im Protektorat Böhmen und Mähren wurde das Eigentum von Juden sofort beschlagnahmt, wenn sie nach Theresienstadt deportiert worden waren. Ehe das Raubgut an Deutsche ausgehändigt wurde, mussten jüdische Zwangsarbeiter alle Spuren der Vorbesitzer beseitigen. Monogramme wurden von silbernen Messern und Gabeln entfernt und Exlibris aus den Büchern geschnitten. Im Januar 1944 waren 54 grosse Lagerhallen mit den Besitztümern von Juden gefüllt. Siehe: Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, durchges. u. erw. Ausg., Frankfurt/M. 2006, S. 141-155; Shannon L. Fogg, *Stealing Home: Looting, Restitution, and Reconstructing Jewish Lives in France, 1942-1947*, Oxford 2017; Livia Rothkirchen, *The Jews of Bohemia and Moravia: Facing the Holocaust*, Lincoln, NE, 2005, S. 116 u. S. 129.

3 Diesen Hinweis verdanke ich Eva Skvârrovâ.

4 Auch diesen Hinweis verdanke ich Eva Skvârrovâ.

5 Lagerhallen mit antiken Möbeln habe ich auch in der Nähe des Olsany-Friedhofs gefunden.

- 6 Hinsichtlich der hauptamtlichen Mitarbeiter und Spitzel beim StB, siehe: <https://zpravy.aktualne.cz/small-but-efFective-communist-secret-police-dissected/r-:;article:6i2686/>
- 7 Narodni archiv v Praze (Nationalarchiv, Prag; NAP), PR II-EO 1420/5. Griesinger meldete sich am 8. März 1943 bei der Prager Polizei an.
- 8 Archiv bezpečnostních složek (Geheimdienstarchiv, Prag; ABS), Studieninstitut des Innenministeriums (Ministerstvo Vnitřní – MV), 107-830, Verzeichnis der im öffentlichen Dienst beschäftigten Deutschen in Prag. Das Dokument enthielt auch den Hinweis, dass Griesinger im SD war.
- 9 Bundesarchiv, Berlin (BArch), VBS 286 SSO/SS-Führerpersonalakten, 031A Akte RG. Siehe auch R 1501, Reichsministerium des Innern Nr. 206781. RGs handschriftlicher Lebenslauf vom 19. März 1937.
- 10 BArch, Anträge auf Ehegenehmigung an das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS (AESS), R 9361 III/58950, RGs handschriftlicher Stammbaum. Undatiert, wahrscheinlich Herbst 1935.
- 11 Wolf-Dieter Obst, «Nachts, als das alte Stuttgart unterging», *Stuttgarter Nachrichten*, 25. Juli 2014.
- 12 Rebecca L. Boehling, *A Question of Priorities: Democratic Reforms and Economic Recovery in Postwar Germany: Frankfurt, Munich, and Stuttgart under US Occupation, 1945-1949*, Providence 1996, S. 90.
- 13 Weitere Informationen über Klett und seine Ernennung zum Bürgermeister im April 1945, siehe: Ebenda, S. 94-104; «Wie Stuttgart sein Gesicht verlor», *Die Welt*, 16. Oktober 1999.
- 14 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), EL 902/20 Bü 91743, Entnazifizierung Protokolle, Akte WG.
- 15 Diese Information verdanke ich Dr. Roland Müller vom

Stadtarchiv Stuttgart, der sich jahrzehntelang mit der Geschichte Stuttgarts in der NS-Zeit beschäftigt hat. Über die Vernichtung der SS-Akten, siehe: H.G. Adler, *Theresienstadt 1941-1945: The Face of a Coerced Community*, 2. Aufl., Cambridge 2017, S. 160 f.; Christopher Dillon, *Dachau and the SS: A Schooling in Violence*, Oxford 2015, S. 12 u. S. 109.

- 16 In autobiografischen Berichten finden sich ähnliche Beispiele. Siehe den Fall von «Onkel Franz-Karl» in: Nora Krug, *Heimat. Ein deutsches Familienalbum*, München 2018.

KAPITEL 2 IDEEN AUS DER NEUEN WELT

- 1 United States Passenger and Crew List. Einzelheiten dazu finden sich bei ancestry.com.
- 2 Andrea Mehrländer, *The Germans of Charleston, Richmond and New Orleans during the Civil War Period, 1850-1850*, Berlin u. a. 2011, S. 49 u. S. 286 ff.; William Robinson Konrad, «The Diminishing Influences of German Culture in New Orleans Life since 1865», in: *The Louisiana Historical Quarterly*, Bd. 24, Nr. 1, 1941, S. 127-67. Eine hervorragende Darstellung der Deutsch-Amerikaner findet sich bei: Thomas Lekan, «German Landscape: Local Promotion of the Heimat Abroad», in: Krista O'Donnell, Renate Bridenthai und Nancy Reagin (Hrsg.), *The Heimat Abroad: The Boundaries of Germanness*, Ann Arbor 2005, S. 141-66.
- 3 Williams Research Center, *The Historic New Orleans Collection*, New Orleans, 1868 City Directory (reel 2).
- 4 Blake Touchstone, «Slavery in Louisiana», in: Randall M. Miller und John David Smith (Hrsg.), *Dictionary of Afro-American Slavery*, Westport 1997, S. 415; Robert C. Reinders, *End of an Era: New Orleans, 1850-1860*, New Orleans 1964, S. 28.
- 5 «,Purchased Lives' Exhibit Helps New Orleans Come to Terms

with Domestic Slave Trade», 3. Juni 2015,

<https://www.wvno.org/post/purchased-lives-exhibit-helps-new-orleans-come-terms-domestic-slave-trade>.

- 6 Linas Vater hatte August Reichard im Falle seines Todes als Vormund für seine Tochter bestellt. Im Bürgerkrieg stellte Reichard, der fünf Sklavenarbeiter besass, ein deutsches Bataillon für die Konföderierten auf. Wie weit seine politischen Ansichten über Sklaverei Lina beeinflussten, lässt sich nicht feststellen. Siehe: Andrea Mehrländer, *The Germans of Charleston, Richmond and New Orleans during the Civil War Period, 1850-1870*, S. 139 u. S. 204. Brian Purnell und Jeanne Theoharis, «Introduction», in: Brian Purnell, Jeanne Theoharis und Komozi Woodard (Hrsg.), *The Strange Careers of the Jim Crow North: Segregation and Struggle outside of the South*, New York 2019, S. 3.
- 7 Mary Lou Eichhorn habe ich für ihre detaillierten Informationen über Paul Emile Johns zu danken. Der Kulturhistoriker Alfred E. Lemmon aus Louisiana hat mehrere Aufsätze über Johns verfasst. Siehe seinen Beitrag über Johns in: David Johnson (Hrsg.), *Encyclopaedia of Louisiana*, <https://Z64parishes.org/entry/paul-emile-johns>. Der Artikel wurde am 30. Januar 2013 veröffentlicht.
- 8 The Notarial Archives Research Center, New Orleans (NARC), Notarial Acts of Felix De Armas, Act 314, Verkauf eines Sklaven von George Manouvrier an Paul Emile Johns im Mai 1833. Es gibt kein juristisches Dokument über den Weiterverkauf dieses Sklaven.
- 9 1826 verkaufte ihre Grossmutter Manuela eine 31-jährige Frau namens Susanne, die ihr ein Onkel geschenkt hatte. «Bitte nehmen Sie diese Negerin als Zeichen meiner Liebe und Zuneigung an», schrieb er im Begleitbrief. The Notarial Archives Research Center, New Orleans (NARC), Notarial Acts of Felix De Armas,

- Act 346, Verkauf eines Sklaven von Manuela Perez Favre D'Aunoy an J.V. Delassize, 1826.
- 10 NARC, Notarial Acts of Jean-Baptiste Garic, Rechtsnachfolge von Jean Baptiste Honoré Destrehan de Beaupré, 26. Februar 1765, S. 28; Jean Baptiste Honoré Destrehan de Beaupré, Sohn eines Beraters von Ludwig XIV., war der königliche Schatzmeister in der Kolonie Louisiana. Siehe auch: William D. Reeves, *History of Destrehan Plantation in St Charles Parish*, (unveröffentl. Manuskript für die River Road Historical Society), S. 57.
- 11 Siehe: Reiner Pommerin, *Sterilisierung der Rheinlandbastarde. Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918-1937*, Düsseldorf 1979; Katharina Oguntoye, *Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1930*, Berlin 1997, S. 110-140. Siehe auch die Dokumentation *Hitler's Forgotten Victims* (Regie: David Okuefuna und Moise Shewa, 1997), <https://www.youtube.com/watch?v=xlvC4QjwNbs&feature=youtu.be>
- 12 Über die Destrehan-Familie siehe: Reeves, *History of Destrehan Plantation in St Charles Parish*. Ich danke Melissa Monica von der Destrehan Plantation, dass sie mir so viel von Catalina erzählt hat. Danken möchte ich auch Lauren Hooks, einer Nachfahrin Catalinas, die mich ausführlich über die Familie Honoré informiert hat.
- 13 Alecia P. Long, «Woman Order (General Order No. 28)», in: Lisa Tendrich Frank (Hrsg.), *Women in the American Civil War*, Bd. 1, Santa Barbara 2008, S. 593 f.
- 14 Emily Toth, *Kate Chopin*, Austin 1993, S. 105.
- 15 Emily Toth und Per Seyersted (Hrsg.), *Kate Chopin's Private Papers*, Bloomington 1998, S. 103-110; Per Seyersted, *Kate Chopin: A Critical Biography*, Oslo 1969, S. 31-39.
- 16 Zu dieser Zeit wurde Robert Griesinger Senior in das Board of

- Trustees der Louisiana Mutual Insurance Company berufen und zum Direktor der Germania Insurance Company of New Orleans ernannt. Im März 1874 gab die Firma Clason & Co. Roberts Beförderung zum Direktor bekannt. Siehe: *The Daily Picayune*, 21. Februar 1871 und 24. März 1872; *New Orleans Times*, 14. August 1872; *New Orleans Republican*, 24. März 1874.
- 17 James Q. Whitman, *Hitlers amerikanisches Vorbild. Wie die USA die Rassengesetze der Nationalsozialisten inspirierten*, München 2018, S. 14, S. 100-103 u. S. 158-163.
- 18 Robert Griesinger Senior bemühte sich verzweifelt, seine finanzielle Situation zu verbessern. Um seinen «amerikanischen Traum» zu retten, liess er Frau und Sohn 1876 in New Orleans zurück und ging nach San Francisco, wo man 20 Jahre zuvor auf dem Höhepunkt des Goldrausches noch viel Geld hatte verdienen können. Er versuchte sich als Börsenmakler und wurde Mitglied des erst kurz zuvor gegründeten Pacific Stock Exchange. Aber zu diesem Zeitpunkt waren die kalifornischen Goldvorräte erschöpft und es gab nicht mehr viel zu verdienen. Siehe: *San Francisco City Directory*, 1877-80. Robert Griesinger wurde von einem Anleger sogar vor Gericht gebracht. Siehe: *Sacramento Daily Union*, 23. November 1878.
- 19 Zur Rückwanderung aus Amerika siehe: Ran Abramitzky, Leah Boustan und Katherine Eriksson, «To the New World and Back Again: Return Migrants in the Age of Mass Migration», in: *ILR Review*, Bd. 72, Nr. 2, S. 300-322; Tara Zahra, *The Great Departure: Mass Migration from Eastern Europe and the Making of the Free World*, New York 2016, S. 114 ff.
- 20 Es wäre allerdings falsch, den deutschen Antisemitismus lediglich als Rassismus zu sehen. Historiker haben kürzlich auf die Inkohärenz des nationalsozialistischen Rassedenkens hingewie-

sen, insbesondere im Hinblick auf die Juden. Hitlers Angriffe auf die Juden bedienten sich ohne Zweifel einer rassistischen Sprache. Aber es ging dabei weniger um das «jüdische Blut», sondern um den angeblichen Mangel an Loyalität gegenüber dem Staat und die vermeintliche «jüdische Weltverschwörung». Griesingers Antisemitismus hatte wenig mit seinen Vorfahren in New Orleans, aber viel mit seiner Sicht auf den Ersten Weltkrieg und dessen Folgen zu tun. Siehe: Mark Roseman, «Racial Discourse, Nazi Violence, and the Limits of the Racial State Model», in: Devin O. Pendas, Mark Roseman und Richard F. Wetzell (Hrsg.), *Beyond the Racial State: Rethinking Nazi Germany*, Cambridge 2017, S. 31-57.

KAPITEL 3 DIE «STUNDE NULL»

- 1 Siehe: Paul Connerton, *How Societies Remember*, Cambridge 1989, S. 7; Claudia Koonz, «Between Memory and Oblivion: Concentration Camps in German Memory», in: John R. Gillis (Hrsg.), *Commemorations: The Politics of National Identity*, Princeton 1994, S. 262 f. Siehe auch: Nicholas Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, München 2008, S. 400 f. u. S. 413 f.
- 2 Robert G. Moeller, *War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley 2001, S. 13.
- 3 Barbara Rogers, «Facing a Wall of Silence», in: Alan L. Berger und Naomi Berger (Hrsg.), *Second Generation Voices: Reflections by Children of Holocaust Survivors and Perpetrators*, Syracuse 2001, S. 293.
- 4 Alf Lüdtke, «Coming to Terms with the Paste Illusions of Remembering, Ways of Forgetting Nazism in West Germany», *Journal of Modern History*, Bd. 65, Nr. 3, 1993, S. 554; Gabriele Rosenthal, «National Socialism and antisemitism in intergenera-

- tional dialogue», in: Gabriele Rosenthal (Hrsg.), *The Holocaust in Three Generations: Families of Victims and Perpetrators of the Nazi Regime*, London 1998, S. 241.
- 5 Diesen Ausdruck verdanke ich Dirk Moses.
- 6 Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, S. 457; Wolfgang Benz, «Postwar Society and National Socialism: Remembrance, Amnesia, Rejection», in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, Bd. 19, 1990, S. 9.
- 7 Telefoninterview und E-Mail-Korrespondenz mit Peter Ströbel, 28. August und 3. September 2015. Solche Ausweichmanöver gab es in vielen Familien. Dieter Hahn, der kurz vor Kriegsende in Karlsruhe geboren wurde, erinnert sich, dass sein Vater sich einfach weigerte, die Nazi-Zeit zu erörtern. Auch seine Mutter gab nur spärliche Auskünfte, die meist in die formelhafte Feststellung mündeten, das Regime habe viele schreckliche Dinge getan, die man kaum wahrgenommen und auch nicht verstanden habe. Hahn hörte schliesslich auf, überhaupt Fragen zu stellen. Siehe: Wolfgang W. E. Samuel, *The War of our Childhood: Memories of World War II*, Jackson 2002, S. 247.
- 8 Sibylle Hübner-Funk, «Hitler's Grandchildren in the Shadow of the Past: The Burden of a Difficult Heritage», in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, Bd. 19, 1990, S. 106.
- 9 Fulbrook, *Reckonings*, S. 7-10 u. S. 424. Dazu, wie Enkel ihre Grosseltern missverstanden, siehe: Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall (Hrsg.), «Opa war kein Nazi»: *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt/M. 2002.
- 10 Andreas Eichmüller, «Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen durch westdeutsche Justizbehörden seit 1945: Eine Zahlenbilanz», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Bd. 56, Nr. 4, 2008, S. 621-640. Siehe auch: Caroline Sharples, *Postwar Ger-*

- many and the Holocaust*, London 2016, S. 71; Fulbrook, *Reckonings*, S. 231-265.
- 11 Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, 2. Auflage, München 2003, S. 29-53 u. S. 100-131.
- 12 Jewish Telegraphic Agency, 1 February 1967, und Carol Ann Lee, *Otto Franks Geheimnis. Der Vater von Anne Frank und sein verborgenes Leben*, München 2006, S. 389 ff. Caroline Sharples, *West Germans and the Nazi Legacy*, Oxford 2012, S. 1. Der Prozess gegen Harster in der Schweizer Presse: *Neue Zürcher Zeitung*, 23., 24. und 25. Januar 1967, 24. und 26. Februar 1967. Über «Schreibtischmörder», siehe: Anne C. Heller, *Hannah Arendt: A Life in Dark Times*, Boston 2015, S. 10.
- 13 Dan Bar-On, *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern*, erw. Neuausgabe, Hamburg 2003, S. 16.
- 14 Fulbrook, *Reckonings*, S. 445 u. S. 451.
- 15 Gerald L. Posner, *Hitler's Children: Sons and Daughters of Leaders of the Third Reich Talk about Their Fathers and Themselves*, New York 1991, S. 6 f.
- 16 Privates Archiv von Jochen and Irmela Griesinger (Griesinger Familienarchiv, GFA), Brief von WG und AG an RG, 29. März 1945.
- 17 Ebenda, Wally Griesingers Tagebuch (WGT), 7. März 1917.
- 18 Ebenda, Artikel vom November/Dezember 1918. Die Informationen über Mumms politische Entwicklung verdanke ich Marion Kaplan. Siehe: Marion A. Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class: Women, Family, and Identity in Imperial Germany*, New York 1991, S. 148 f.
- 19 Dieses Blatt sollte nicht mit der *Süddeutschen Zeitung* verwechselt werden, die 1945 in München gegründet wurde und als eine der liberalsten Zeitungen in Deutschland gilt. Über die ‚Süddeutsche Zeitung‘, Stuttgart, siehe: Martin Ulmer, «The Stereo-

type of the Jewish Modernizer as Illustrated by Anti-Semitic Criticism of the Big City», in: Hubert Carcik und Uwe Puschner (Hrsg.), *Antisemitismus, Paganismus, Völkische Religion*, München u. a. 2004, S. 34 f.

20 GFA, Wally Griesingers Tagebuch «Unser Kind» (WGUK), 6. März 1911.

KAPITEL 4 DIE «KRIEGSJUGENDGENERATION»

1 Siehe: Merith Niehuss, «Party configurations in state and municipal elections in Southern Germany, 1871-1914», in: Karl Rohe (Hrsg.), *Elections, parties and political traditions: Social foundations of German parties and party systems, 1867-1987*, New York 1990, S. 83-105. Zu Daimler und Bosch siehe: Johannes Bähr und Paul Erker, *Bosch. Geschichte eines Weltunternehmens*, München 2013.

2 Jill Stephenson, *Hitler's Home Front: Württemberg under the Nazis*, London 2006, S. 7.

3 Fred Uhlman, *Reunion*, Neuausgabe, London 2015, S. 32 f.

4 GFA, WGUK.

5 Ebenda, 6. März 1911, 27. Januar 1918.

6 Siehe: Keith Cartwright, *Reading Africa into American Literature: Epics, Fables, and Gothic Tales*, Lexington, KY, 2002, S. 137.

7 Lillian (geb. 1896), Dunbar (geb. 1899) und Anna Christ (geb. 1905) waren die Enkelkinder von Linas Schwester Mathilde Christ (geb. Johns). Die Informationen über die Familie Christ verdanke ich Kiki Ulrich, Dunbar Christs Tochter, und Charlotte Ulrich Schillaci, Dunbar Christs Enkelin.

8 Wahrscheinlich hatte sie ihn zwischen 1880 und 1890 gekauft, als diese Art der Bearbeitung besonders in Mode war. Die Informationen über Linas Sessel verdanke ich dem Designer Tom Carey.

- 9 Siehe: *Amtliches Stuttgarter Adressbuch für 1916* im Stadtarchiv Stuttgart (StASSt).
- 10 GFA, WGUK, 25. August, 9. September 1914.
- 11 Ebenda, 2. Dezember 1915, undatierter Eintrag Januar 1916, undatierter Eintrag April 1916.
- 12 Vorwort von George Bernard Shaw zu: Lina Richter, *Family Life in Germany under the Blockade*, London 1919, S. 4.
- 13 Ähnliche Verhältnisse in Berlin werden beschrieben in: Belinda Davis, *Home Fires Burning: Food, Politics and Everyday Life in World War I Berlin*, Chapel Hill 2000.
- 14 GFA, WGUK, 30. August, 29. Dezember 1917.
- 15 Alan Cramer, «Blockade and Economic Warfare», in: Jay Winter (Hrsg.), *The Cambridge History of the First World War*, Bd. 2, Cambridge 2014, S. 460 f.
- 16 Das Reformrealgymnasium legte den Akzent nicht auf Griechisch und Latein, sondern konzentrierte sich auf Französisch und Englisch. Siehe: Brigitte Ankersdorfers Beitrag in: *75 Jahre Zeppelin-Gymnasium Stuttgart, 1912-1987*, S. 38 h Dem gegenwärtigen Rektor Holger zur Hausen habe ich für ein Exemplar zu danken.
- 17 GFA, WGT. Wallys Hinweise auf solche Engpässe beginnen im März 1917. Siehe auch: Davis, *Home Fires Burning*, S. 190-218.
- 18 Mary E. Cox, «Hunger Games: Or how the Allied Blockade in the First World War deprived German Children of Nutrition, and Allied Food Aid subsequently saved them», in: *Economic History Review*, Bd. 68, Nr. 2, 2015, S. 605 f.
- 19 GFA, WGUK, 4. Februar 1918, undatierter Eintrag Juni 1918, 25. Juni 1918.
- 20 Ebenda, WGT, 25. Oktober, 9. November 1918; Peter Hoffmann, *Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder*, Stuttgart 2004, S. 34.

- 21 GFA, WGT, 8., 9., 13., 20. November 1918.
- 22 Hoffmann, *Stauffenberg*, S. 34 f.; Annegret Kotzurek und Rainer Redies, *Stuttgart von Tag zu Tag, 1900–1949. Eine Chronik*, Tübingen 2009, S. 52; Leutnant Paul Hahn beschreibt, wie seine Truppen den Aufstand niederschlugen, in: Paul Hahn, *Erinnerungen aus der Revolution in Württemberg*, Stuttgart 1922; Siehe auch: WGT Januar 1919.
- 23 Avner Offer, *The First World War: An Agrarian Interpretation*, Oxford 1989, S. 34.
- 24 Emily Balch, »Some Data on Conditions of Milk Supply in Central Europe«, in: *The Famine in Europe: The Facts and Suggested Remedies*, London 1920, S. 72 f.
- 25 Offener Brief, *The Nation*, 10. August 1920.
- 26 Robert W. Whalen, *Bitter Wounds: German Victims of the Great War*, Ithaca, NY, 1984, S. 95.
- 27 Beitrag von Robert Uhland in: *75 Jahre Zeppelin-Gymnasium*, S. 14.
- 28 Siehe auch: Hermann Lenz, *Andere Tage*, 9. Aufl. Frankfurt/M. 1978, und das Interview mit dem Schriftsteller in: *75 Jahre Zeppelin-Gymnasium Stuttgart*, S. III. Außerdem die Beiträge von Dr. Max Löffler und Prof. Dr. Robert Uhland in: ebenda, S. 10 u. S. 14.
- 29 Zu diesen Eigenschaften siehe: Mann, »Were Perpetrators of Genocide ›Ordinary Men‹ or ›Real Nazis‹?«, S. 339.
- 30 Zu Roberts Schulnoten siehe: StAL, E309 II, 2012/122 Bü 32, RGs Abiturzeugnis, 7. Mai 1925; über Sport siehe: Prof. Dr. Robert Uhland in: *75 Jahre Zeppelin-Gymnasium Stuttgart*, S. 14.
- 31 GFA, WGUK, 19. August 1920, 31. Januar, 21. Mai 1921.
- 32 Ebenda, undatierte Einträge Februar und Ostern 1922, Ostern 1923, 30. November 1924.
- 33 Ebenda, undatierte Einträge Ostern, November 1923 und April 1924.

- 34 Karla Poewe, *New Religions and the Nazis*, New York 2006, S. 113 ff. Siehe auch: Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, München 2016, S. 54 ff.; Michael Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 45 f.
- 35 GFA, Broschüren, Berichte und anderes Material der Württembergischen Bürgerpartei aus dem Besitz von Wally und Adolf Griesinger; Beitrag von Prof. Dr. Robert Uhland in: *75 Jahre Zeppelin-Gymnasium Stuttgart*, S. 15.
- 36 Hermann Beck, *Rhe Fateful Alliance: German Conservatives and Nazis in 1933: The Machtergreifung in a New Light*, New York 2008, S. 35. Die Freikorps bestanden aus Veteranen des Ersten Weltkrieges, die gegen die Kommunisten gekämpft hatten.
- 37 GFA, WGUK, undatierter Eintrag November 1923.
- 38 Benjamin Ziemann, *Contested Commemorations: Republican War Veterans and Weimar Political Culture*, Cambridge 2013, S. 58.
- 39 GFA, WGUK, undatierter Eintrag Ostern und November 1923.
- 40 BArch, R 1501, Nr. 206 781. Kopie von RGs Personalakte, 29. Mai 1936. Siehe auch: Bericht über RG von Wegerle, der seine Leistungen im Ministerium beurteilt, 18. Juni 1936.
- 41 Robert Gerwarth, *Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler*, München 2007, S. 127-130. Siehe auch: Wolfgang R. Krabbe, «Die Bismarckjugend der Deutschnationalen Volkspartei», in: *German Studies Review*, Bd. 17, Nr. 1, 1994, S. 21.
- 42 GFA, WGUK, undatierter Eintrag November 1923; William Mulligan, *The Creation of the Modern German Army: General Walther Reinhardt and the Weimar Republic, 1914-1930*, New York 2005, S. 222.

- 43 Martin Ulmer, «The Stereotype of the Jewish Modernizer», in: Hubert Carcik und Uwe Puschner (Hrsg), *Antisemitismus, Paganismus, Völkische Religion*, München u. a. 2004, S. 34 f.
- 44 Larry Eugene Jones, «Conservative Antisemitism in the Weimar Republic: A Case of the German National People's Party», in: Larry Eugene Jones (Hrsg.), *The German Right in the Weimar Republic: Studies in the History of German Conservatism, Nationalism, and Antisemitism*, New York 2014, S. 85-88; Ernest Hamburger und Peter Pulzer, «Jews as Voters in the Weimar Republic», in: *Leo Baeck Institute Year Book*, Bd. 30, Nr. 1, 1985, S. 24. Über den Antisemitismus der Württembergischen Bürgerpartei siehe: Junginger, *Die Verwissenschaftlichung der «Judenfrage»*, S. 327 f.
- 45 Siehe: Maria Zelzer, *Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Ein Gedenkbuch*, Stuttgart 1964, S. 32; Karte der Stolpersteine in Stuttgart: <https://www.stolpersteine-stuttgart.de/index.php?docid-965&mid=76>. Für Wally war die Begegnung mit Juden etwas Besonderes: «Vom 24.7.-14.8. waren wir drei [...] in Freudenstadt im Waldhotel Stokinger», schrieb sie 1918 in ihr Tagebuch. «Im Hotel reizende, teils jüdische Bekannte u. Freunde, die dazu beitrugen, die einzelnen Regentage nicht allzu bitter zu empfinden.» Siehe: GFA, WGUK, 14. August 1918.
- 46 StASt, Fond 358 Archiv des Zeppelin-Gymnasiums, Schülerlisten und Zeugnislisten, 1924 f.
- 47 Die Informationen über das Projekt verdanke ich Judit Vamosi. Es war nicht möglich, die Schicksale aller 17 Schüler aufzuklären, aber man weiss, dass fünf von ihnen nach Grossbritannien, Palästina und Südamerika auswandern konnten.
- 48 StASt, Fond 358 Archiv des Zeppelin-Gymnasiums, Zeugnislisten der Klassen 9a und 9b, 1924/25. Über Edgar Fleischer,

- siehe: <http://www.stolpersteine-gp.de/en/fleischer-rosa/>.
Über Walther Hummel, siehe: <https://www.jewishgen.org/yizkor/nuremberg/nuroo6.html>
- 49 StASt, Fond 358 Archiv des Zeppelin-Gymnasiums, Zeugnislisten der Klasse 9b, 1924/25; Susanne Rueß, *Stuttgarter Jüdische Ärzte während des Nationalsozialismus*, Würzburg 2009, S. 283 ff.
- 50 Interview mit Judy Kaplan, 22. Mai 2017.
- 51 StASt, Fond 358 Archiv des Zeppelin-Gymnasiums, Zeugnislisten der Klasse 9b, 1924/25; GFA, WGUK, 30. November 1924, 24. Februar, 7. März 1925.
- 52 GFA, WGUK, 22. April 1925.

KAPITEL 5 LEERES GERED

- 1 Stadtarchiv Tübingen (StAT), A573, Einwohnermeldekarte von RG.
- 2 Uwe-Dietrich Adam, *Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich*, Tübingen 1977, S. 29 f.
- 3 Oleg Morozov, »The Historical Past of Tübingen University within the 1927 Jubilee Context«, in: *History of Education and Children's Literature*, Bd. 9, Nr. 1, 2014, S. 301–20.
- 4 Christian Ingrao, *Believe and Destroy: Intellectuals in the SS War Machine*, Cambridge 2013, S. 25.
- 5 Dirk Walter, »German Racial League for Defense and Defiance«, in: Richard S. Levy (Hrsg.), *Antisemitism: A Historical Encyclopedia of Prejudice and Persecution*, Bd. 1, Santa Barbara 2005, S. 266.
- 6 Susannah Heschel, *The Aryan Jesus: Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany*, Princeton 2008, S. 180–85.
- 7 Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 91 f.
- 8 Hans-Walter Schmuhl, *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-*

- Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927-1945 (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bd. 9)*, Göttingen 2004, S. 73 f. Siehe auch: Henry Friedlander, *The Origins of Nazi Genocide: From Euthanasia to the Final Solution*, Chapel Hill 1995, S. 135; Robert Jay Lifton, *The Nazi Doctors: Medical Killing and the Psychology of Genocide*, London 1986, S. 358 u. S. 362.
- 9 Heinz Howaldt, *Suevia Tübingen, 1831-1931*, Bd. 2, Tübingen 1931, S.321.
- 10 Sonja Levsen, «Constructing Elite Identities: University Students, Military Masculinity and the Consequences of the Great War in Britain and Germany», in: *Past and Present*, Bd. 198, Nr. 1, 2008, S. 171.
- 11 Edward B. Westermann, «Drinking Rituals, Masculinity, and Mass Murder in Nazi Germany», in: *Central European History*, Bd. 51, 2018, S. 371; Howaldt, *Suevia Tubingen*, Bd. 1, S. 256.
- 12 Howaldt, *Suevia Tübingen*, Bd. 2, S. 321.
- 13 Brief von Gustav Albrecht Sayn-Wittgenstein-Berleburg an RG, 23. März 1934, im Besitz von Barbara Schlegel.
- 14 Archiv der Universität Hohenheim (AUH), Stammliste RG.
- 15 Im Oktober 1943 waren Griesingers Aktien 112'000 Reichsmark wert. Zum Vergleich: Rüstungsminister Albert Speer verdiente 18'000 Reichsmark im Jahr. Siehe: Martin Kitchen, *Speer: Hitler's Architect*, New Haven 2015, S. 75.
- 16 Zu Griesingers Studium in Göttingen, München und Berlin siehe: AUH, die Stammliste von RG. Wie sich das Leben in Berlin darstellte, siehe z. B. Artikel von Reinhard Mumm und anderen in der SZ.
- 17 StAL, E309 II, 2012/122 Bü 32, Studienbuch von RG Liste der Zusatzveranstaltungen. Bericht über RGs schriftliche und mündliche Referendarprüfung im Frühjahr 1930. Zu seinen akademi-

- schen Lehrern gehörten Philipp von Heck, ein Pionier der Interessenjurisprudenz, und Carl Sartorius, eine Autorität im Öffentlichen Recht.
- 18 Sibylle Kästner, Viola Maier und Almut Schülke, «From Pictures to Stories: Traces of female PhD graduates from the Department of Prehistoric Archaeology, University of Tübingen, Germany», in: Margarita Diaz-Andreu und Marie Louise Stig Sorensen (Hrsg.), *Excavating Women: A History of Women in European Archaeology*, London/New York 1998, S. 267.
- 19 StAT, A573, Einwohnermeldekarte von RG. 1934 erhielten die Wacker-Schwester staatliche Mittel, um ihr Haus renovieren zu können, siehe StAT, A150/7178. Diese Information verdanke ich dem Archivar Udo Rauch. Zu den Abendmahlzeiten in der Pension siehe: Edith Glaser, *Hindernisse, Umwege, Sackgassen: Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen, 1904-1934*, Weinheim 1992, S. 199.
- 20 Ein kleinerer Aufmarsch der studentischen SA in Tübingen im Jahre 1929 fand wenig Beachtung. Siehe: Adam, *Hochschule und Nationalsozialismus*, S. 22F; Rudy Koshar, «Two ‚Nazisms‘: The Social Context of Nazi Mobilization in Marburg and Tübingen», in: *Social History*, Bd. 7, Nr. 1, 2008, S.34f
- 21 Detlef Mühlberger, *Hitler's Followers: Studies in the Sociology of the Nazi Movement*, London 1991, S. 75.
- 22 In Graz eroberten die Nazis alle Sitze in der Studentenvertretung, in Breslau und Heidelberg waren es 70 und 60 Prozent. Siehe: Adam, *Hochschule und Nationalsozialismus*, S. 24. Siehe auch: Geoffrey J. Giles, «National Socialism and the Educated Elite in the Weimar Republic», in: Peter D. Sachura (Hrsg.), *The Nazi Machtergreifung*, London 1983, S. 58 f.
- 23 Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 96-104.

- 24 Ingrao, *Believe and Destroy*, S. 17.
- 25 StAL, E309 II, 2012/122 Bü 32, RGs Zeugnis für das Erste Staatsexamen im Frühjahr 1930.
- 26 BArch, R1501, Nr. 206 781. Bericht über RG von Wegerle, der seine Leistungen im Ministerium beurteilt, 18. Juni 1936.
- 27 Siehe: Richard E Wetzell, *Inventing the Criminal: A History of German Criminology, 1880-1945*, Chapel Hill 2000, S. 236; Nikolaus Wachsmann, *Hitler's Prisons: Legal Terror in Nazi Germany*, New Haven 2004, S. 82.
- 28 Robert Griesinger, *Der Wucher nach geltendem deutschen Strafrecht und in den Entwürfen zu einem Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuch*, Inaugural-Dissertation, Universität Tübingen, August 1931, S. 15. Ein Exemplar befindet sich in der Columbia University Law Library, New York. Diesen Hinweis verdanke ich dem Rechtshistoriker und Strafverteidiger Douglas G. Morris. Es ist bemerkenswert, dass auch die Dissertationen anderer junger Juristen aus dieser Zeit, die später der SS beitraten und einige der schrecklichsten Gräueltaten gegen Juden begingen, keine Hinweise auf ihre politische Einstellung enthalten. Völkisches oder antisemitisches Denken spiegelt sich darin nicht. Siehe: Ingrao, *Believe and Destroy*, S. 38 f.
- 29 Der erste Artikel in der *SZ* erschien am 22. Februar 1931, S. 5.
- 30 Atina Grossmann, *Reforming Sex: The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920-1950*, New York 1995, S.79.
- 31 Ebenda, 84 ff. Siehe auch: *SZ*, 25. Februar 1931, S. 2.
- 32 Siehe: Patricia Clavin, *The Great Depression in Europe, 1929-1959*, Basingstoke 2000, S. 112.
- 33 Bei den Reichstagswahlen im Mai 1928 erreichte die NSDAP nur 2,6 Prozent der Stimmen und zwölf Sitze im Reichstag. Zwei Jahre später waren es 18,3 Prozent und 107 Sitze. In Württem-

berg war der Zuwachs deutlich geringer. Hier stieg die NSDAP von 1,9 Prozent im Jahre 1928 auf 9,4 Prozent im Jahre 1930.

34 Mühlberger, *Hitler's Followers*, S. 51 u. S. 54.

35 Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 32.

36 Die NSDAP gründete im Mai 1920 eine Ortsgruppe in Stuttgart. Die Behörden waren vom Misserfolg der Partei so überzeugt, dass sie sich nicht die Mühe machten, sie zu verbieten. Das geschah erst nach dem Putschversuch im November 1923. Aber auch nach der Aufhebung des Verbotes im Februar 1925 wurde die NSDAP in Stuttgart nicht stärker. Die liberalen parlamentarischen Traditionen von 1848 wirkten noch nach und bremsten die radikalen Parteien.

37 Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 40 f.

38 Im Herbst 1930 hatte die NSDAP in ganz Württemberg nur 4'000 Mitglieder. Knapp zwei Jahre später waren es 21'000. Einen grossen Teil dieses Erfolges verdankte die NSDAP ihrem Gauleiter Wilhelm Murr. Dieser kaufmännische Angestellte einer Esslinger Maschinenfabrik war extrem antisemitisch und liebte Hetzreden. Seine gezielte Propaganda brachte der NSDAP auch in Württemberg-Hohenzollern den Durchbruch. Mühlberger, *Hitler's Followers*, S. 59; Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 41.

39 Das Ergebnis der NSDAP in Württemberg war trotzdem noch deutlich niedriger als im übrigen Deutschland, wo die Partei durchschnittlich 37 Prozent erzielte.

40 GFA, WGT, 27. Dezember 1918.

41 Beck, *The Fateful Alliance*, S. 110 ff.

42 Bruce Campbell, *The SA Generals and the Rise of Nazism*, Lexington, KY, 1998, S. 120.

43 Douglas G. Morris, «Discrimination, Degradation, Defiance: Jewish Lawyers under Nazism», in: Alan E. Steinweis und Ro-

- bert D. Rachlin (Hrsg.), *The Law in Nazi Germany: Ideology, Opportunism, and the Perversion of Justice*, New York 2013, S. 109 f.
- 44 Zu Ella Kessler-Reis siehe: <https://www.stolpersteine-stuttgart.de/index.php?Docid=72i&mid=30>. Dr. Ella Kessler-Reis wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und in Auschwitz ermordet. Zu jüdischen deutschen Juristinnen siehe: Harriet Friedenreich und Marion Röwekamp, «Lawyers in Germany and Austria», in: *Jewish Women: A Comprehensive Encyclopedia*, *Jewish Women's Archive*, <https://jwa.org/encyclopedia/article/lawyers-in-germany-and-austria>.
- 45 StAL, E309 II, 2012/122 Bü 32, Zeugnis von Hedinger, Lenckner & Drescher, 23. März 1933.
- 46 Robert Gellately *Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk*, Stuttgart 2002, S. 80 f.
- 47 Detlef Mühlberger, *The Social Bases of Nazism, 1919-1933*, Cambridge 2003, S. 4 u. S. 46.
- 48 StAL, E309 II, 2012/122 Bü 32, Transkript von RGs zweitem Staatsexamen, 20. Juni 1933.
- 49 Ian Kershaw, «Hitler and the Germans», in: Richard Bessel (Hrsg.), *Life in the Third Reich*, Oxford 2001, S. 45.
- 50 BAarch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf, März 1937. Angesichts des von Himmler verkündeten Moratoriums für die Aufnahme von neuen SS-Mitgliedern zwischen April und November 1933 ist nicht ganz klar, wie Griesinger zu dieser Zeit beitreten konnte.
- 51 Über die Allgemeine SS gibt es kaum Untersuchungen. Die beste ist wohl: Bastian Hein, *Elite für Volk und Führer. Die Allgemeine SS und ihre Mitglieder, 1923-1943*, München 2012.
- 52 *Das Schwarze Korps* (DSK), 5. Dezember 1925, S. 3.
- 53 Himmlers Ausführungen aus dem Juni 1931 zitiert bei Longenrich, *Heinrich Himmler*, S. 132 f.

- 54 Robert Lewis Koehl, *The Black Corps: The Structure and Power Struggles of the Nazi SS*, Madison 1983, 30.
- 55 Siehe Richard J. Evans' Besprechung von: Adrian Weale, *The SS: A New History*, London 2010, *New Statesman*, 23. August 2010. Siehe auch: Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 973.
- 56 Gemeint sind hier Untersuchungen von professionellen Historikern. Die existierenden Monografien stammen meist von Angehörigen und Verwandten der jeweiligen SS-Offiziere. Zwei herausragende Beispiele sind: Martin Davidson, *The Perfect Nazi: Uncovering my Grandfather's Secret Past*, London 2010; Derek Niemann, *A Nazi in the Family: The Hidden Story of an SS Family in Wartime Germany*, London 2015. Über das Desinteresse der Historiker an diesem Thema siehe: Herbert E Ziegler, *Nazi Germany's New Aristocracy: The SS Leadership, 1925-1939*, Princeton 1989, S. 10 f. Die bisher interessanteste akademische Studie in dieser Hinsicht ist: Mary Fulbrook, *Eine kleine Stadt bei Auschwitz. Gewöhnliche Nazis und der Holocaust*, Essen 2015. Fulbrook verfolgt die Karriere von Udo Klaus, dem Ehemann ihrer Patin, der allerdings nicht in der SS, sondern Landrat des Kreises Bendsburg im besetzten Polen war, als von dort 15'000 Juden deportiert und in die Todeslager gebracht wurden.
- 57 Dillon, *Dachau and the SS*, S. 26.
- 58 Frederic C. Tubach, *German Voices: Memories of Life during Hitler's Third Reich*, Berkeley/Los Angeles 2011, S. 107 f.
- 59 Koehl, *The Black Corps*, S. 53 ff., S. 79 u. S. 311, Fn. 19.
- 60 Ziegler, *Nazi Germany's New Aristocracy*, S. 125 f. u. S. 128, Fn. 8.
- 61 StAL, PL 506 Bü 128, SS-Oberabschnitt Südwest. Fridolin Schwab wurde ausgeschlossen, nachdem er eine Versammlung versäumt hatte; ein anderer, weil er die Beiträge nicht mehr zahlen konnte.

- 62 Die Stadt heißt seit 1983 Bad Urach.
- 63 Diese Information verdanke ich der Stadthistorikerin Stefanie Leisentritt.
- 64 William Teeling, *Crisis for Christianity*, London 1939, S. 151.
- 65 BArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf. Zu den Ereignissen des Tages siehe: »Herr Hitler at Munich«, *The Times*, 10. November 1933, S. 13.
- 66 BArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf, März 1937.
- 67 Ebenda; Stadtarchiv Tettngang UA218, 1890–1938, Visitenkarte von RG.
- 68 BArch, R 1501, Nr. 206 781. Bericht über RGs Dienstzeit in Urach, 3. Januar 1934.
- 69 Siehe Tagebucheintrag vom 7. Februar 1934 in: Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*, Bd. 1, Berlin 1995, S. 85 f.
- 70 Siehe: <https://treemagic.org/rademacher/www.verwaltungsgeschichte.de/friedrichshafen.html>
- 71 Siehe Koehl, *The Black Corps*, S. 100 f.
- 72 BArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf, März 1937. Zu der neuen Uniform siehe: Chris McNab (Hrsg.), *Hitler's Elite: The SS, 1939–1945*, Oxford 2013, S. 90 f.
- 73 Amy Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, Toronto 2018, S. 42.
- 74 StAL, PL 506 Bü 18, SS-Oberabschnitt Südwest, Sammlung von Rundschreiben, Brief von Prützmann, 10. Juli 1934.
- 75 Ebenda, SS-Oberabschnitt Südwest, SS Übungspläne.
- 76 DSK, 12. Dezember 1935, S. 3.
- 77 So wird berichtet, dass zur Vorbereitung eines Treffens 20 SS-Leute anderthalb Stunden lang Kartoffeln schälten, am Ende aber nicht mehr als zwölf Stück fertig hatten. Hein, *Elite für Volk und Führer*, S. 183.
- 78 BArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf, März 1937.

- 79 Frank-Rutger Hausmann, «English and Romance Studies in Germany's Third Reich», in: Wolfgang Bialas and Anson Rabinbach (Hrsg.), *Nazi Germany and the Humanities*, Oxford 2007, S. 341 u. S. 345.
- 80 BAArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Fragebogen vom 4. Mai 1937 und sein Lebenslauf vom Dezember 1941.
- 81 StASt, Fond 358 Archiv des Zeppelin-Gymnasiums Schülerzeugnislisten und Zeugnislisten, 1924/ 25.
- 82 Anonym, *The Brown Network: The Activities of the Nazis in Foreign Countries*, New York 1936, S. 106.
- 83 Barbara Lambauer, *Otto Abetz et les Français ou F envers de la Collaboration*, Paris 2001, S. 78. Siehe auch: Hans Manfred Bock, *Topographie deutscher Kulturvertretung im Paris des 20. Jahrhunderts*, Tübingen 2010, S. 34 f.
- 84 Weder in Frankreich noch in Grossbritannien sind die amtlichen Unterlagen über Griesingers Aufenthalt erhalten. Im Archiv des Home Office finden sich nur die Visa-Anträge der Ausländer, die später naturalisiert wurden, aber Griesinger bemühte sich nicht um die britische Staatsbürgerschaft. Er brauchte sich auch nicht bei der Deutschen Botschaft zu melden.
- 85 «How German boys live in London», *European Herald*, 23. Februar 1934, S. 8.
- 86 Für weitere Informationen über Deutsche in Grossbritannien zu dieser Zeit siehe: James J. und Patience P. Barnes, *Nazis in Pre-War London, 1930-1939: The Fate and Role of German Party Members and British Sympathizers*, Brighton 2005.
- 87 Paul B. Jaskot, «Das Schwarze Korps», in: Levy (Hrsg.), *Antisemitism*, S. 645.
- 88 Siehe: Silvester Lechner, «Ulm-Oberer Kuhberg», in: Geoffrey P. Megargee (Hrsg.), *The United States Holocaust Memorial*

Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945,
Bd. 1, Teil A, Bloomington 2009, S. 168 ff.

- 89 Auch die Lokalzeitungen *Ulmer Tagblatt* und *Ulmer Sturm* enthalten dazu nichts. Diese Information verdanke ich dem Ulmer Archivar und Historiker Josef Nassl.
- 90 George C. Browder, *Foundations of the Nazi Police State: The Formation of Sipo and SD*, Lexington 1990, S. 108.
- 91 Gellately, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft*, S. 67-75.
- 92 Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 16 u. S. 79 f.

KAPITEL 6 DIESS-FAMILIE

- 1 Siehe: Regina Wagner, *The History of Coffee in Guatemala*, Bogota 2001; David McCreery, *Rural Guatemala, 1760-1940*, Stanford 1994, S. 234. Die Firma Nottebohm Hermanos hatte 11 Plantagen mit insgesamt 4 Millionen Bäumen.
- 2 BArch, AESS, R 9361 III/58950, von Gisela Grosser unterschriebener Bericht über die Umstände ihrer Scheidung, 26. Januar 1936. Bei einem Gespräch mit Barbara Schlegel habe ich erfahren, dass Giselas Ehe mit Otto Grosser arrangiert worden war.
- 3 Hermann und Harriet Nottebohm waren 1931 von Hamburg nach Vaduz umgezogen.
- 4 Diese Einzelheiten verdanke ich Jutta Mangold und Irmela Griesinger.
- 5 De facto heirateten die SS-Angehörigen im Durchschnitt erst mit 32 Jahren. Siehe: Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 41 u. S. 72.
- 6 Siehe: Michelle Mouton, *From Nurturing the Nation to Purifying the Volk: Weimar and Nazi Family Policy, 1918-1945*, Cambridge 2007, S. 69-106.
- 7 BArch, AESS, R 9361 III/58950, von Gisela Grosser unterschrie-

- bener Bericht über die Umstände ihrer Scheidung, 26. Januar 1936, S. 8.
- 8 Die Durchführung dieser Kontrolle erwies sich in der Praxis wegen ihres Umfangs als nahezu unmöglich. Siehe: Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 366 ff.
 - 9 BArch, AESS, R 9361 III/58950, RG Antrag auf eine Ehegenehmigung in Berlin, 18. Oktober 1935.
 - 10 Allerdings gab es auch Parteigenossen, die so schüchtern im Umgang mit dem Namen des Führers waren, dass sie «Heil Hitler» noch jahrelang in Anführungszeichen setzten. Fulbrook, *Reckonings*, S. 36.
 - 11 BArch, AESS, R 9361 III/58950, Chef des Sippenamtes an RG, 17. Januar 1936.
 - 12 StAL, Denazification Records, Egloff file, EL 902/20 Bü 80725.
 - 13 BArch, AESS, R 9361 III/58950, Dr. Egloffs medizinischer Bericht über Gisela Grosser, 7. November 1935. Egloff notierte Giselas Grösse mit 164 cm und ihr Gewicht mit 57 kg.
 - 14 Ebenda; Griesinger benannte Stahlecker und Ströbel in einem Brief nach Berlin vom 25. November 1935. Die ausgefüllten Fragebögen trugen das Datum vom 16. und 18. Dezember 1935.
 - 15 Siehe Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf – Die Geschichte der SS* [1967], München 2008, S. 146; Koehl, *The Black Corps*, S. 82.
 - 16 Goebbels notierte in sein Tagebuch im August 1935: «Schlechte Stimmung im Land. Wir müssen das in den Griff kriegen.» Zit. nach: Ian Kershaw, «Social Unrest and the Response of the Nazi Regime, 1934-1936», in: Francis R. Nicosia und Lawrence D. Stokes (Hrsg.), *Germans Against Nazism. Nonconformity, Opposition and Resistance in the Third Reich: Essays in Honour of Peter Hoffmann*, New York 1990, S. 166.

- Dies ist die beste Darstellung der verschlechterten Lebensbedingungen in diesen Jahren.
- 17 Bericht über eine Radiosendung aus Stuttgart, *The Times*, 17. Oktober 1935, S. 13.
- 18 Kershaw, »Social Unrest and the Response of the Nazi Regime«, S. 161.
- 19 BArch, AESS, R 9361 III/58950, RG Telegramm nach Berlin, 16. Januar 1936.
- 20 Ebenda, Telegramm des RuSHA an RG, 16. Januar 1936; Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 368.
- 21 BArch, AESS, R 9361 III/58950, siehe RGs Telegramme und Antworten des RuSHA am 18., 21., 22. und 27. Januar 1936.
- 22 Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 367.
- 23 Die Verzögerung wurde durch eine missverständliche Angabe in Giselas Fragebogen verursacht. Sie hatte eine Mittelohrentzündung irrtümlich in die Spalte eingetragen, die für Taubstumme reserviert war. BArch, AESS, R 9361 III/58950, siehe RGs Telegramme und die Antworten des RuSHA am 21., 22. und 27. Januar 1936. Siehe auch BArch, R 1501, Nr. 206 781. Schreiben der Politischen Polizei Württemberg an das Innenministerium mit der Bitte um Ernennung von RG zum Beamten auf Lebenszeit vom 28. Dezember 1935. Eine Randnotiz zeigt, dass dieser Bitte am 17. Januar 1936 stattgegeben wurde.
- 24 Das Familienstammbuch von RG und Gisela befindet sich im Besitz ihrer jüngsten Tochter Barbara Schlegel.
- 25 Hilary Earl, *The Nuremberg SS-Einsatzgruppen Trial, 1945–1958: Atrocity, Law and History*, Cambridge 2009, S. 115.
- 26 David Cesarani, *Eichmann: His Life and Crimes*, London 2004, S. 44.
- 27 Die Eheschließung wurde auch nicht im *Schwarzen Korps* gelistet. Ehen und Geburten von Griesingers SS-Kamera-

- den wie Erhard Jung, Martin Sandberger und Wilhelm Ströbel sind dagegen verzeichnet. Siehe DSK 26. September 1935, 4. März und 1. Juli 1937.
- 28 Siehe z. B.: William Combs, *The Voice of the SS: A History of the SS Journal ‚Das Schwarze Korps‘*, New York 1986, S. 30.
- 29 Siehe: Ian Kershaw, *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich: Bavaria, 1933-1943*, Neuausgabe Oxford 2002, S. 239; Ian Kershaw, *Hitler. 1889-1936*, München 2002, S. 720.
- 30 Siehe: «Snow Comes to Garmisch», *The Daily Telegraph*, 6. Februar 1936, S. 16.
- 31 Siehe: «Anti-Jew Campaign in Bavaria: Truce for Olympic Games», *The Times*, 29. Januar 1936, S. 9; David Clay Large, *Nazi Games and the Olympics of 1936*, New York 2007, S. 114 u. S. 120.
- 32 William Shirer, *Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen eines Ausländskorrespondenten 1934-1941* [1941], Leipzig 1995, S. 44 f.
- 33 Der Vierjahresplan von 1936 sollte die deutsche Wirtschaft wiederbeleben und die Autarkie stärken.
- 34 Cornell University Law Library, Donovan Nuremberg Trials Collection, APO 403, US Army Interrogation Division, Verhör von Rudolf Bilfinger durch S. W. Brookhart, 27. Oktober 1945. Am 18. April 1946 sagte Bilfinger als Zeuge im Verfahren gegen Hans Frank in Nürnberg aus. Über Brookhart siehe: Robert Conot, *Justice at Nuremberg*, New York 1983, S. 233.
- 35 George C. Browder, *Hitler's Enforcers: The Gestapo and the SS Security Service in the Nazi Revolution*, Oxford 1996, S. 19. Obwohl die Akten der Stuttgarter Gestapo vernichtet wurden, finden sich hier und da Bruchstücke der Korrespondenz mit Ministerien und anderen Organisationen.
- 36 Gellately *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft*, S. 31 u. S. 152 f.

- 37 Edward Timms, *Die geheimen Tagebücher der Anna Haag. Eine Feministin im Nationalsozialismus*, Bad Vilbel 2019, S. 81 f.
- 38 Der KPD-Funktionär Josef Steidle, der nach einer Verhaftung im Juni 1933 im Dezember wieder freigelassen worden war, spielte 1934/35 bei der Nachrichtenbeschaffung über Rüstungsvorhaben eine führende Rolle; er wurde im Dezember 1935 erneut inhaftiert und 1938 wegen Hochverrat zum Tode verurteilt. StAL, F 202 II Bü 773, Rundschreiben von RG, 19. November 1935.
- 39 Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 42.
- 40 Gellately, *Hingeschaut und weggesehen*, S. 87.
- 41 Die Informationen über Denunziationen verdanke ich Sigrid Brüggemann, Roland Maier und ihrem Buch: Bauz, Brüggemann und Maier (Hrsg.), *Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern*.
- 42 Browder, *Hitler's Enforcers*, S. 50.
- 43 Stahlecker und Harster waren Mitglieder rechtsgerichteter und antisemitischer Organisationen gewesen. Über die Studienabgänger aus Tübingen im SD Stuttgart, darunter Gustav Adolf Scheel, Eugen Steimle und Martin Sandberger, siehe: Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 96-104 u. S. 170-173; Junginger, *Verwissenschaftlichung der «Judenfrage»*, S. 311-388.
- 44 StAL, F 199 II Bü 548, Rundschreiben von RG, 21. November 1935; und F 209 II Bü 478, Rundschreiben von RG, 19. November 1935. Bei Sigrid Brüggemann und Roland Maier möchte ich mich für ihre Hilfe bei der Entzifferung der «Nr. 5»-Berichte bedanken.
- 45 StAL, F 209 II Bü 478, Rundschreiben von RG, 8. Mai 1937 und 4. Oktober 1937.
- 46 Paul Sauer, *Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933-1945*, Bd. I Stuttgart 1966, S. 42.

- 47 Thomas H. Etzold, «An American Jew in Germany: The Death of Helmut Hirsch», *Jewish Social Studies*, Bd. 35. Nr. 2, 1973, S. 125. Siehe auch: <https://virtuell.geschichtsort-hotelsilber.de/fragen-sie-die-historiker/antwort/thema/haben-sie-informationen-ueber-helmut-hirsch-der-1936-in-stutt-gart-verhaftete-und-1937-in-berlin-hing/1/>
- 48 BArch, R 1501, Nr. 206 781, Bericht über RG an das Innenministerium, 28. Dezember 1935; Aktennotiz über RG und die Ernennung zum Regierungsrat, 29. Mai 1936.
- 49 Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 178; Robin Lumsden, *Himmler's SS: Loyal to the Death's Head*, Stroud 2009, S. 48.
- 50 BArch, AESS, R 9361 III/58950, Telegramm von RG an das RuSHA, 25. November 1935; StAL, PL 506 Bü 17, SS-Oberabschnitt Südwest, Dienstpläne; Dr. Wilhelm Egloff, der für Griesingers SS-Sturm zuständige Arzt, der Giselas medizinische Untersuchung durchführte, wohnte auch in der Wörthstrasse (heute Rieckestrasse). Über Julius L. Wernicks Kakao- und Schokoladenfabrik, siehe: <http://www.wirtemberg.de/schokolade6.htm>
- 51 StAL, PL 506 Bü 6, SS-Oberabschnitt Südwest, Berichte über Abendveranstaltungen und Morgenfeiern der SS, 1936-1939, Bericht aus Karlsruhe, 20. Oktober 1936.
- 52 Siehe: DSK, 4. Juni 1936, S. 4.
- 53 Siehe: DSK, 22. Mai 1935, S. 4.
- 54 StAL, PL 506 Bü 95, SS-Oberabschnitt Südwest, Angelegenheiten der SS, 1935-1944, Bericht über den Besuch von Frick und Hess in Stuttgart, 24. August 1938. Zu Alvensleben, siehe: Mark C. Yerger, *Allgemeine-SS: The Commands, Units and Leaders of the General SS*, Atglen 1997, S. 45, Fn. 54.
- 55 Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 143 u. S. 146.
- 56 BArch, AESS, R 9361 III/58950, von Gisela Grosser unter-

- schriebener Bericht über die Umstände ihrer Scheidung, 26. Januar 1936. Über das Beethovenkonzert siehe: DSK, 13. Februar 1936, S. 3.
- 57 Siehe: Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 45-57 u. S. 147.
- 58 Siehe: DSK, 19. Dezember 1935, S. 3.
- 59 Kay, *The Making of an SS Killer, Das Leben des Obersturmbannführers Albert Filbert*, S. 38.
- 60 Verantwortlich für die Umstellung war Gustav Adolf Scheel. Zu Scheel siehe: Junginger, *Die Verwissenschaftlichung der ‚Judenfrage‘*, S. 311-316.
- 61 Im Mai ging Stahlecker nach Breslau. Chef der Gestapo in Stuttgart wurde Joachim Boës, der aus Norddeutschland kam. Wilhelm Harster, Stahleckers Stellvertreter, und Rudolf Bilfinger gingen nach Berlin, Harster ins Geheime Staatspolizeiamt, Bilfinger ins Reichssicherheitshauptamt (RSHA). Aus Berlin nach Stuttgart kam Harsters Nachfolger Heinrich Fehlis.
- 62 HStAS, E151/21/292, Personalakten des Innenministeriums. Am 18. Juli 1938 listete Griesinger handschriftlich alle Adressen auf, an denen er seit Juli 1933 gewohnt hatte, einschliesslich der Ein- und Auszugsdaten.
- 63 NAP, ŪRP, Kart. 92, sign. Z Pers. I, Abrechnung über RGs Umzugskosten von Hohenheim nach Prag im März 1943. Enthält auch Einzelheiten des Umzugs von Stuttgart nach Hohenheim am 30. September 1938. Rechnungen einer Transportfirma von 1936 zeigen, dass Robert und Gisela diverse Möbelstücke erworben.
- 64 Siehe: Jane Caplan, *Government Without Administration: State and Civil Service in Weimar and Nazi Germany*, Oxford 1988, S. 230-239. Obwohl sich die Wirtschaft 1936 erholt hatte, profitierten die Beamten davon nicht. Im Gegenteil: Da die Lebens-

haltungskosten stiegen, verringerte sich ihre Kaufkraft. Ein verheirateter Regierungsrat mit zwei Kindern büsste monatlich 44,43 RM ein.

- 65 Tim Mason, *Nazism, Fascism and the Working Class*, hrsg. von Jane Caplan, Cambridge 1995, S. 162 f.
- 66 Siehe: Anzeigen in der *Berliner Illustrierten Zeitung*, 6. Februar 1936, S. 189; 13. Februar 1936, S. 227; 1. April 1936. 100 RM im Jahr 1936 entsprechen heute ungefähr 1950 €. Siehe: Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 60. Über die Besoldung eines Regierungsrates siehe: David Schoenbaum, *Hitler's Social Revolution: Class and Status in Nazi Germany, 1933-1939*, London 1967, S. 231. Siehe BArch, R15 01, Nr. 206781. Kopie von RGs Personalakte, 29. Mai 1936; HStAS, E151 21 292, Einzelheiten über RGs Gehalt, 22. April 1940.
- 67 Marion A. Kaplan, *Between Dignity and Despair: Jewish Life in Nazi Germany*, Oxford 1998, S. 71f. Griesinger wusste weitaus mehr als andere über das Ausmass der jüdischen Auswanderung und deren finanziellen Auswirkungen. Im November 1935 verfasste er ein ausführliches Rundschreiben an alle Polizeidienststellen in Württemberg über Massnahmen, mit denen die Verlagerung von Vermögenswerten ins Ausland unterbunden werden könnte. Siehe: StAL, F 199 II Bü 548, Rundschreiben von RG, 21. November 1935.
- 68 Siehe: Roland Müller, *Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus*, Stuttgart 1988, S. 291-296.
- 69 Siehe: StASt, *Amtliches Stuttgarter Adressbuch, 1936 und 1937*.
- 70 Schulz war nicht der wirkliche Name des Paares.
- 71 Das Verzeichnis der Stolpersteine bietet einen guten Überblick darüber, wo in Stuttgart Juden gelebt haben,
<https://www.stolpersteine-stuttgart.de/index.php?docid=965&mid=76>
- 72 Über Mehrfamilienhäuser, siehe: Michael Harloe, *The People's*

- Home? Social Rented Housing in Europe & America*, Oxford 1995, S. 174.
- 73 Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 146.
- 74 BArch, R 1501, Nr. 206 781, RGs Lebenslauf, März 1937.
- 75 Siehe: Robert M. Kennedy, *The German Campaign in Poland* (1939), 2. Aufl. Bennington, VT, 2015, S. 19; Albert Seaton, *The German Army, 1933-45*, London 19 8 3, S. 7 0.
- 76 BArch, R 1501, Nr. 206 781, RGs Lebenslauf, März 1937.
- 77 Richard J. Evans, *Das Dritte Reich. Band II: Diktatur*, München 2010, S. 134 f.
- 78 Carney, *Marriage and Fatherhood in the Nazi SS*, S. 51.
- 79 Nach Angaben von Herrn Schulz und dem *Amtlichen Stuttgarter Adressbuch für 1935 und 1936*, lebten in zwanzig Meter Entfernung noch zwei andere jüdische Familien – die Weils und die Flegenheimers. Der Vater des Zuckerfabrikanten Josef Flegenheimer war wie Griesinger Senior aus Amerika nach Deutschland zurückgekommen. Josef Flegenheimer und seine Frau Irma verliessen Deutschland 1937 und liessen sich schliesslich in den Vereinigten Staaten nieder. Weitere Informationen über die Familie Flegenheimer siehe: *The Des Moines Register*, 12. September 1943, 1. Das Haus in der Robert-Bosch-Strasse, das oberhalb des Gartens der Griesingers lag, gehörte dem Juristen Dr. Hermann Weil, Geschäftsführer der Schuhfabrik Salamander. Siehe: <http://www.alemannia-judaica.de/images/ Images%20i59/WEILi-AUF.pdf>
- 80 Elias Rothschild, der Grossvater von Fritz Rothschild, war im 19. Jahrhundert aus Rust in Baden nach Stuttgart gekommen. Siehe: <https://www.geni.com/people/Fritz-Rothschild>. Nach Angaben von Rothschilds Enkelin, Helga Rothschild, wurde Fritz von seiner Familie bei seinem zweiten Vornamen Jakob genannt.

- 81 StASt, 177/1 Standesamt, Familien-Register Band 57, S. 977.
- 82 Interview mit Helga Rothschild.
- 83 Siehe: Kaplan, *Between Dignity and Despair*, S. 67 u. S. 72 f.;
Interview mit Helga Rothschild.
- 84 Über die antisemitischen Gesetze in Stuttgart, siehe: Müller,
Stuttgart, S. 282-309.
- 85 StAL, EL 350I, Bü 21904, Wiedergutmachungsverfahren Hele-
ne Rothschild.
- 86 Ebenda.
- 87 Jacques Delarue, *Trafics et Crimes sous l'Occupation*,
Paris 1968, S. 56.
- 88 Ben Wubs, *International Business and National War Interests:
Unilever between Reich and Empire, 1939-45*, London 2008,
S. 124.
- 89 Nicholas Stargardt, *Der deutsche Krieg. 1939-1945*, Frankfurt /
M. 2015, S. 238.
- 90 Mémorial de la Shoah, CDJC, Paris, XXVa-164, Bericht von
Röthke über Ausnahmeregelungen beim gelben Stern, 25. Au-
gust 1942.
- 91 Ebenda, XXVa-200, Bestätigung der Befreiung vom gelben
Stern für Fritz und Helene Rothschild, 9. und 23. September
1942. Siehe auch: Renée Poznanski, *Jews in France during
World War II*, Hanover, NH, 2001, 440-446.
- 92 Die von Helene Rothschild bei der Rückkehr nach Paris ausge-
füllten Formulare sind einsehbar in: Mémorial de la Shoah/Ar-
chives Nationales de France, F9 5725, Fichier adultes du Camp
de Drancy. Für die Zahl der Überlebenden siehe: Alexandre
Doulut, Serge Klarsfeld und Sandrine Labeau (Hrsg.), *1945: Les
rescapés juifs d'Auschwitz témoignent*, Paris 2015, S. 305.
- 93 Nach dem Krieg legten einige jüdische Frauen, die mit dem
Transport 74 deportiert worden waren, Zeugnis über die Gefan-
genschaft in Auschwitz ab. Siehe: Denise Toros-Marter, *J'avais*

seize ans à Pitchipoi, Paris 2008; USC Shoah Foundation Oral History Interviews mit Esther Alicigüzel, Dora Aziza, Fanny Bialka, Maud Bloch und Simone Polak. Odette Abadi-Rosenstocks Bericht findet sich in: Fred Coleman, *The Marcel Network: How One French Couple Saved 527 Children from the Holocaust*, Washington, D. C., 2013, S. 123-132.

94 StAL, EL 350I, Bü 21904, Wiedergutmachungsverfahren Helene Rothschild.

95 Interview mit Helga Rothschild.

KAPITEL 7 «LEBENSRAUM»

1 Ein typischer Fall ist Alfred Filbert, siehe Kap. 6, S. 160; Kay, *The Making of an SS Killer*, S. 32 f.

2 Die Landwirtschaftsschule in Hohenheim wurde 1818 von König Wilhelm I. von Württemberg als Reaktion auf die Hungersnot von 1816 gegründet, die auf einen Vulkanausbruch in Indonesien und die daran anschließende Kälteperiode zurückzuführen war. Der König wollte damit die landwirtschaftliche Ausbildung und Technik verbessern.

3 Siehe: Jonathan Harwood, *Technology's Dilemma: Agricultural Colleges between Science and Practice in Germany, 1860-1934*, Bern 2005, S. 92-100; Peter M. Jones, *Agricultural Enlightenment: Knowledge, Technology and Nature, 1750-1840*, Oxford 2016, S. 179. Über 1816 siehe: Wolfgang Behringer, *Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte*, München 2018.

4 NAP, ÚRP, Kart. 92, sign. Z Pers. I, Abrechnung über RGs Umzugskosten von Hohenheim nach Prag im März 1943. Enthält auch Einzelheiten über den Umzug von Stuttgart nach Hohenheim.

5 Siehe: Interview mit Dr. Waller:

https://www.uni-hohenheim.de/117993?&L=o&tx_ttnews%5Btt_news%5D=31101&cHash=b75b960ecc9ae27eiC30d9d7i4ied944

- 6 AUH, Personalakte von RG.
- 7 Ebenda, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, Vorlesungs-Verzeichnis für das Winterhalbjahr 1943/44, S. 11.
- 8 Diese Information verdanke ich Dr. Ulrich Fellmeth.
- 9 AUH, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, Vorlesungs-Verzeichnis, 1938-45.
- 10 HStAS, E151/21/292, Personalakten des Innenministeriums, Brief von RG an den Württembergischen Innenminister Dr. Schmid, 19. September 1938.
- 11 Harwood, *Technology's Dilemma*, S. 105 f.
- 12 Weitere Informationen über die damalige Situation der deutschen Universitäten, siehe: Steven P. Remy, *The Heidelberg Myth: The Nazification and Denazification of a German University*, Cambridge, MA, 2002.
- 13 Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Anja Waller.
- 14 StAL, EL 902/20 Bü 90414. Entnazifizierungsverfahren, Akte von Erhard Jung; AUH, Reden und Abhandlungen, Antrittsvorlesung von Dr. Erhard Jung, 26. April 1938.
- 15 Diese Information verdanke ich Dr. Ulrich Fellmeth.
- 16 Über Griesingers Beförderungen bei der SS siehe: BAarch, VBS 286 SSO/SS-Führerpersonalakten 031A Akte von RG.
- 17 Honakers Bericht ist abgedruckt in: Sauer, *Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger*, S. 33 ff. Siehe auch: *Die Nacht als die Synagogen brannten. Texte und Materialien zum Novemberpogrom 1938*. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 1998, S. 4;
<https://www.lpb-bw.de/Publikationen/pogrom/pogromio.htm>
- 18 Stephenson, *Hitler's Home Front*, S. 143; Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 423 f. Eine der wenigen Ausnahmen war Julius von

Jan, Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Oberlenningen. In seiner Predigt zum Buss- und Bettag, eine Woche nach den Ausschreitungen, verurteilte er die Gewalttaten. Neun Tage später kamen SA-Männer und andere Nazis nach Oberlenningen. Sie verprügelten und misshandelten den Pfarrer und sorgten dafür, dass er anschliessend in «Schutzhaft» genommen wurde. Siehe dazu: Julius von Jan, «Im Kampf gegen den Antisemitismus. Erlebnisse im Dritten Reich», *Stuttgarter evangelisches Sonntagsblatt*, Nr. 34, 25. August u. Nr. 35, 1. September 1957; Sigrid Brüggemann, «Die Verfolgung katholischer und evangelischer Geistlicher», in: Ingrid Bauz, Sigrid Brüggemann und Roland Maier (Hrsg.), *Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern*, Stuttgart 2012, S. 220-348.

- 19 Robert P. Ericksen, *Complicity in the Holocaust: Churches and Universities in Nazi Germany*, New York 2012, S. 169; Remy, *The Heidelberg Myth*, S. 177-217; Frank Stern, *The Whitewashing of the Yellow Badge: Antisemitism and Philosemitism in West Germany, 1945-1952*, Oxford 1992, S. 158-212.
- 20 StAL, EL 902/20 Bü 90414. Entnazifizierungsverfahren, Akte von Erhard Jung. Siehe vor allem die Aussagen von Dr. R. Seeman, Otto Lander, Karl Beisswenger und Maria Kühnle.
- 21 Die deutschen Historiker brauchten bis Ende der Neunzigerjahre, ehe sie ihre Vorgänger zu untersuchen begannen. Vielen war es unangenehm, das Verhalten ihrer Lehrer und Kollegen infrage zu stellen. Ein Überblick über die Veränderungen in der Geschichtswissenschaft findet sich bei: Remy, *The Heidelberg Myth*, S. 234-245. Siehe auch: Ericksen, *Complicity in the Holocaust*, S. 183 f. Zu den Professoren, denen zeitweise die Lehrerlaubnis entzogen wurde, gehörte auch Günther Franz (1902-1992), der 1945 untertauchte, sich 1948 «entnazifizieren» liess und es 1957 schaffte, auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für

«Agrargeschichte» in Hohenheim berufen zu werden, ehe er 1967 als Rektor emeritiert wurde. Franz war ein NS-Modell-Gelehrter gewesen. Parteimitglied seit 1933, hatte er es bis zum Mitarbeiter Alfred Rosenbergs, zum SS-Hauptsturmführer und zum Rektor der «Reichsuniversität Strassburg» gebracht. Seine Fixierung auf das völkische Projekt hatte ihn dazu befähigt, die NS-Bewegung als Vollendung des Bauernkrieges von 1524/25 darzustellen, weshalb er sein Werk ‚Der deutsche Bauernkrieg‘ auch Adolf Hitler widmete. Sein Buch über den Dreissigjährigen Krieg, das 1940 erschien, wurde immer wieder neu aufgelegt und gilt manchen heute noch als Standardwerk, nur die rassistische Sprache wurde in späteren Ausgaben leicht abgeschwächt. Siehe: Günther Franz, *Der deutsche Bauernkrieg* [1933], 12. Aufl., Darmstadt 1984; Ders., *Der Dreissigjährige Krieg und das deutsche Volk*, Jena 1940. Zur Bedeutung dieser Arbeit, siehe: John Theibault, «The Demography of the Thirty Years War Re-visited: Günther Franz and his Critics», *German History*, Bd. 15, Nr. 1, 1997, S. 5; Joachim Whaley, *Germany and the Holy Roman Empire*, Bd. 1: *Maximilian I to the Peace of Westphalia, 1493-1648*, Oxford 2012, S. 234; Thomas A. Brady Jr., «1525 And All That: The German Peasants' War in Modern Memory», in: Melissa Etzler und Priscilla Layne (Hrsg.), *Rebellion and Revolution: Defiance in German Language, History and Art*, Newcastle 2010, S. 5 f. Zur Widmung, siehe: Peter Burke, *A Social History of Knowledge*, Bd. 2: *From the Encyclopedia to Wikipedia*, Cambridge 2012, S. 227.

22 AUH, Aufzeichnungen Eduard Springers.

23 Karl Baedeker, *Southern Germany (Baden, Black Forest, Wurtemberg, and Bavaria)*, *Handbook for Travellers*, 13. Aufl., Leipzig 1929, S. 181.

- 24 Siehe: *Stuttgarter Neues Tagblatt*, 11. Oktober 1938, S. 6. Zu den Palast-Lichtspielen siehe: Judith Breuer, «Der ehemalige Metropol-Palast in Stuttgart, eines der letzten deutschen Lichtspieltheater von grossstädtischem Format», *Denkmalpflege in Baden-Württemberg*, Bd. 19, Heft 3, 1990, S. 97-107.
- 25 Als Reservist der Altersgruppe 1896-1909 hätte Griesinger nach dem Fall von Frankreich eigentlich demobilisiert werden müssen. Die Anwerbung von Rekruten für die Waffen-SS bezog sich auf die Jahrgänge 1910-18. Siehe: George H. Stein, *Geschichte der Waffen-SS*, Düsseldorf 1967, S. 42, Fn. 51, u. S. 90-102.

KAPITEL 8 STAWYSCHTSCHJE

- 1 Erwin Boehm, *Geschichte der 25. Division*, Stuttgart 1983, S. 24; HStAS, E151/21/292, Personalakten des Innenministeriums, Brief von RG an Wilderer, 15. März 1940.
- 2 Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 28 f.
- 3 Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ), Sammlung Sterz (SSt), Brief von Erich N., 25. Inf. Div, 27. Juni 1940. Am Ende des Feldzugs hatte die 25. Infanterie-Division 676 Mann verloren, einige Hundert weitere waren verletzt. Siehe: Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 74. Über Plünderungen, siehe: Julia S. Torrie, *German Soldiers and the Occupation of France, 1940-1944*, Cambridge 2018, S. 27-30.
- 4 BfZ, SSt, Brief von Erich N., 25. Inf. Div, 27. Juni 1940.
- 5 Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 75.
- 6 Torrie, *German Soldiers*, S. 67⁹ Über die Möglichkeit einer Hungersnot, siehe: Daniel Lee, *Pétain's Jewish Children: French Jewish Youth and the Vichy Regime, 1940-1942*, Oxford 2014, S. 46 f.
- 7 Beschreibung des Sommers 1940 in Bourges, siehe: BfZ, SSt,

- Briefe von Erich N., 25. Inf. Div, 27. Juni, 21. Juli; Hans S., 25. Inf. Div., 27. Juli, 12. August; Sammlung Knoch (SK), Briefe von Willy F., 25. Inf. Div, 6. Juli, 10. Juli, 17. Juli, 19. Juli, 27. Juli, 3. August, 8. August.
- 8 Alain Rafesthain, *Le Cher sous Vichy. La Vie Quotidienne, 1940-1944*, Paris 2006, S, 24 f.
- 9 Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 76-83. Juden durften nur zu bestimmten Zeiten einkaufen und hatten andere Lebensmittelmarken als «Arier». Ihre Zuteilungen waren deutlich geringer. Siehe: Kaplan, *Between Dignity and Despair*, S. 151.
- 10 BfZ, SSt, Brief von Erich N., 25. Inf. Div, 24. Oktober 1940.
- 11 Griesingers Lehrveranstaltungen wurden 1939-40 von Dr. Otterbach und 1941-1944 von Oberregierungsrat Dallinger übernommen. Siehe: AUH, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, Vorlesungs-Verzeichnis, 1938-45.
- 12 Tubach, *German Voices*, S. 175. Fritz Tubach verdanke ich den Kontakt zu den Enkelkindern von Bertsch. Dessen Enkel Matthias Bertsch möchte ich dafür danken, dass er meine Fragen beantwortet hat.
- 13 HStAS, E151/21/292, Personalakten des Innenministeriums, Aktennotiz über RGs Antrag auf Versetzung nach Prag, 18. Oktober 1940.
- 14 Barbora Stolleova, «Between Autonomy and the Reich Administration Economic Department of the Reich Protector's Office (1939-1942)», in: *Prague Economic and Social History Papers*, Bd. 24, Nr. 2, 2016, S. 55 f.; Drahomir Jancik, «Les ‚Activités d'Aryanisation‘ de la Böhémische Escompte-Bank dans le Protectorat de Bohême et de Moravie entre 1939 et 1945», in: *Revue d'Histoire de la Shoah*, Bd. 18 6, Nr. 1, 2007, S. 166. Weitere Informationen über Bertsch und den Beitrag seines Amtes zum Holocaust siehe: Wolf Gruner, *Die Judenverfolgung im Protek-*

- torat Böhmen und Mähren, Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten 1939-1943*, Göttingen 2016, S. 204, S. 254 f., S. 370, Fn. 86. Ich danke Wolf Gruner für die Überlassung der englischen Übersetzung seines Buches vor der eigentlichen Veröffentlichung (New York 2019).
- 15 HStAS, E151/21/292, Personalakten des Innenministeriums, Aktennotiz über RGs Antrag auf Versetzung nach Prag, 18. Oktober 1940.
- 16 Ebenda, 26. November 1940.
- 17 AUH, Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim, Vorlesungsverzeichnis, 1938-45.
- 18 Ebenda; BArch, VBS 286 SSO / SS-Führerpersonalakten 031A Akte RG.
- 19 Boehm, *Geschichte der 23. Division*, S. 76 f.
- 20 Ebenda, 77.
- 21 Bss, SSt, Briefe von Hans S., 25. Inf. Div, 14. Juni und 22. Juni 1941; Gerd R., 25. Inf. Div, 22. Juni 1941; Walter K., 25. Inf. Div, 24. Juni 1941; SK, Brief von Willy E, 25. Inf. Div, 26. Juni 1941.
- 22 Im Juni 1941 war das Ghetto noch nicht eingezäunt. Die Juden konnten es bis zur nächtlichen Ausgangssperre verlassen. Martin Dean, «Lublin», in: Geoffrey P. Megargee (Hrsg.), *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1943*, Bd. 2: *Ghettos in German Occupied Eastern Europe, Part A*, Bloomington 2012, S. 675 f.
- 23 Über die deutsche Presse siehe: David Bankier, «Signaling the Final Solution to the German People», in: David Bankier und Israel Gutman (Hrsg.), *Nazi Europe and the Final Solution*, Jerusalem 2009, 24 f.
- 24 BfZ, SSt, Briefe von Walter K., 25. Inf. Div, 24. Juni 1941; und Hans S., 25. Inf. Div, 14. Juni und 22. Juni 1941. Über deutsche

- Soldatenbriefe, in denen Juden erwähnt werden, siehe: Walter Manoschek (Hrsg.), *«Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung»*. *Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944*, Hamburg 1995.
- 25 Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995, S. 129 u. S. 132, S. 138-143.
- 26 Ebenda, 65.
- 27 Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 200 ff.
- 28 Rolf-Dieter Müller, *Der Feind steht im Osten. Hitlers geheime Pläne für einen Krieg gegen die Sowjetunion im Jahre 1939*, Berlin 2011, S. 243.
- 29 Nigel Askey, *Operation Barbarossa: The Complete Organizational and Statistical Analysis, and Military Simulation*, Bd. IIa, Raleigh 2013, S. 461.
- 30 Timothy Snyder, *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*, München 2013, S. 180-198; Bartov, *Hitlers Wehrmacht*, S. 128.
- 31 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg RH 26-25/68, S. 6. Kriegstagebuch (KTB) der 25. Infanterie-Division mot., 25. Mai-22. Dezember 1941. Einzelheiten dazu in einem Eintrag Ende Juni 1941. Den Hinweis auf diese Quelle verdanke ich Felix Römer.
- 32 Ebenda. Einzelheiten über die Ermordung von 150 Juden siehe: TB IC, ‚Battle of Rivne‘, 6. Den Hinweis auf die von der 25. Infanterie-Division in Lutsk begangenen Morde verdanke ich Alexander Kruglov. Siehe auch: Ben H. Shepherd, *Hitler's Soldiers: The German Army in the Third Reich*, New Haven 2016, S. 173.
- 33 Jeffrey Burds, *Holocaust in Rovno: The Massacre at Sosenki Forest, November 1941*, New York 2013, S. 36.
- 34 Christopher R. Browning, *Die Entfesselung der «Endlösung». Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*, München 2003, S. 329 f

- 35 BfZ, SSt, Briefe von Helmut D., 25. Inf. Div., 1. Juli 1941; Hans S., 25. Inf Div., 12. August 1941.
- 36 David Stahel, *Kiev 1941: Hitler's Battle for Supremacy in the East*, Cambridge 2013, S. 6f. Die Divisionstagebücher der Wehrmacht erwähnten kaum je Massentötungen der deutschen Streitkräfte. Nach dem Krieg hatte man weder in Ost- noch in Westdeutschland ein Interesse daran, die Aufmerksamkeit auf die Verbrechen der jungen Soldaten zu lenken, die sich um den Aufbau einer neuen Gesellschaft bemühten. Siehe: Omer Bartov, *The Eastern Front, 1941-45, German Troops and the Barbarisation of Warfare*, 2. Aufl., Basingstoke 2001, S. XXL
- 37 Es dauerte bis in die Neunzigerjahre, bis Historiker wie Omer Bartov und Walter Manoschek mit Experten aus dem Institut für Sozialforschung in Hamburg das Schweigen über die Gräueltaten der Wehrmacht brachen. Im Frühjahr 1995 kam es zu heftigen Auseinandersetzungen um die Wanderausstellung mit dem Titel *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*. Ausstellungskatalog, 2. erw. Aufl., Hamburg 2002.
- 38 Operational Situation Report USSR, no. 58, in: Yitzhak Arad, Shmuel Krakowski and Shmuel Spector (Hrsg.), *The Einsatzgruppen Reports: Selections from the Dispatches of the Nazi Death Squads' Campaign against the Jews in Occupied Territories of the Soviet Union, July 1941-January 1943*, New York 1989, S. 94.
- 39 Bericht von Walter Stahlecker, «... zunächst nicht einfach, ein Judenpogrom in Gang zu setzen», in: Ernst Klee, Willi Dressen und Volker Riess (Hrsg.), *«Schöne Zeiten». Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer*, 3. Auflage, Frankfurt/M. 1988, S. 32.
- 40 Bartov, *The Eastern Front, 1941-45*, S. XXII.

- 41 Derzhavnyi arkhiv Kyivs'koi oblasti (Staatsarchiv des Oblast Kiew, DAKO), Fond 1 opis 129, case 705. Empfänger von Armenhilfe in Stawyschtsche, 1893.
- 42 Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 102; BfZ, SK, Brief von Willy E, 25. Inf-Div, 19.Juli 1941.
- 43 Diese und andere Informationen verdanke ich Martha Weinman Lear und ihrem Artikel: «The Roots People», *The New York Times Magazine*, 31. Juli 1994, S. 32k
- 44 Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 102; BfZ, SK, Brief von Willy E, 25. Inf-Div, 19.Juli 1941.
- 45 Siehe: Janina Struk, *Photographing the Holocaust: Interpretations of the Evidence*, London 2004, S. 57-73; Wendy Lower, *Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine*, Chapel Hill 2005, S. 79; Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 62 f.
- 46 Zu den Massnahmen im Distrikt Taraschtscha siehe: Alexander Kruglov, «Tarashcha», in: Geoffrey P. Megargee (Hrsg.), *The United States Holocaust Memorial Museum Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945*, Bd. 2, Teil B, Bloomington 2012, S. 1605 f
- 47 Zeugenaussagen und Polizeiberichte über die Ermordung der Juden von Stawyschtsche, siehe: Execution Sites of Jewish Victims investigated by Yahad-in Unum:
<https://yahadmap.org/#village/rozkishna-kyiv-ukr.a.743>
- 48 BfZ, SSt, Brief von Helmut D., 25. Inf-Div, 11. Juli 1941. Siehe auch: Lower, *Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine*, S. 37; Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 108.
- 49 BfZ, SSt, Brief von Hans S., 25. Inf-Div, 17.Juli 1941. Die Statistik über die Volksdeutschen in der Ukraine stammt aus: Yitzhak Arad, *The Holocaust in the Soviet Union*, Lincoln 2009, S. 569, Fn. 98.
- 50 BfZ, SK, Briefe von Willy E, 25. Inf-Div, 5.Juli, 22.Juli und undatierte Briefe aus dem August 1941.

- 51 BfZ, SSt, Briefe von Hans S., 25. Inf.-Div., 17. Juli, 12. August 1941.
- 52 Ebenda, 12. August 1941; SK, Brief von Willy E, 25. Inf.-Div, 22. Juli 1941; Boehm, *Geschichte der 25. Division*, S. 106-110. Über die soziale Dynamik der Kameradschaft in der Wehrmacht, siehe: Thomas Kühne, *Hitler's Soldiers, Male Bonding and Mass Violence in the Twentieth Century*, Cambridge 2017.
- 53 Giselas Führerschein – gültig von August 1941 bis August 1946 – befindet sich im Besitz ihres Sohnes Peter Jehli.
- 54 Das sogenannte «Stahlecker Memorandum» wurde 40 Jahre nach dem Krieg im Lettischen Historischen Staatsarchiv gefunden und gilt als wichtiges Dokument zur Geschichte der «Endlösung». Siehe: Christopher R. Browning, *The Path to Genocide: Essays on Launching the Final Solution*, Cambridge 1992, S. 109; Peter Longerich, «From Mass Murder to the ‚Final Solution‘ The Shooting of Jewish Civilians during the First Months of the Eastern Campaign within the Context of Nazi Jewish Genocide», in: Bernd Wegner (Hrsg.), *From Peace to War: Germany, Soviet Russia and the World, 1939-1941*, Providence 1997, S. 267.
- 55 Information aus Griesingers Wehrmachtsakte bei der Deutschen Dienststelle (WASSt), Berlin. Ohne Signatur. Zu den deutschen Verlusten siehe: Stahel, *Kiev 1941*, S. 310.
- 56 Der Einsatzgruppenbericht vom Tag vor Babi Jar enthält zahlreiche Einzelheiten des geplanten Massakers, das von der Wehrmacht begrüßt wurde. Siehe: Arad, *The Holocaust in the Soviet Union*, S. 173 ff.; Karel C. Berkhoff, *Harvest of Despair: Life and Death in Ukraine under Nazi Rule*, Cambridge, MA, 2004, S. 65-69 u. S. 75f.; Operational Situation Report USSR, no. 97, in: Yitzhak Arad, Shmuel Krakowski and Shmuel Spector (Hrsg.), *The Einsatzgruppen Reports: Selections from the Dispatches of the Nazi Death Squads' Campaign against the Jews*

in Occupied Territories of the Soviet Union, July 1941-January 1943, New York 1989, S. 164 f. Zur Geschwindigkeit, mit der sich die Kenntnis von Babijar verbreitete, siehe: Tagebucheintrag Victor Klemperers vom 19. April 1942: Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942-1943*, Bd. 2, Berlin 1995, S. 68. Peter Fritzsche, *Life and Death in the Third Reich*, London 2008, S. 152.

- 57 BArch, R 1501, Nr. 206 781. RGs Lebenslauf vom Dezember 1941.
- 58 Ministerialdirigent Otto Speidel, der Personalreferent beim Innenministerium in Berlin und später Leiter der ständigen Vertretung Württembergs bei der Reichsregierung, war der Ansicht, dass Griesinger aufgrund seiner dienstlichen Erfahrung zwei Möglichkeiten hätte: Er konnte sich um eine Stelle als «Gebietskommissar» bewerben, was in etwa der Position eines Landrates entsprach. Hunderte von Beamten aus dem «Altreich» wurden auf solche Posten berufen, um die Verwaltung der besetzten Gebiete zu organisieren. Dabei hatten sie Bereiche von bis zu 2'300 Quadratkilometern und 108'000 Einwohnern zu verwalten. Griesingers zweite, für eine Beförderung aussichtsreichere Option bestand darin, sich um eine Abteilungsleiterposition in einem der «Generalbezirke» zu bewerben. Diese waren sehr viel grösser; der Generalbezirk Minsk z. B. umfasste 225'000 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von 9'850'000 Menschen. Damit seine Bewerbungsunterlagen an Alfred Rosenberg, den Leiter des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete weitergeleitet werden konnten, musste Griesinger sich für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden. BArch, R 1501, Nr. 206 781, Bericht über RG Innenministerium, Berlin, 9. Dezember 1941; Brief von RG an Speidel, 21. Dezember 1941. Zur Ernennung

nung von Gebietskommissaren im Osten siehe: Lower, *Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine*, S. 101. Über die Generalbezirke siehe: Shalom Cholawski, *The Jews of Bielorusia During World War II*, Amsterdam 1998, S. 47.

59 Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 328 u. S. 340 ff.

60 GFA, WGT. Eintrag vom 18. Januar 1942, der mit den Worten beginnt: «Zufällig fällt mir dies Buch in die Hand ...» Es war dies wohl nicht der einzige neue Eintrag in das alte Tagebuch, das schon fast voll war. Bei näherer Untersuchung des kleinen Buches stellte ich fest, dass die letzten neun Blätter sorgfältig herausgeschnitten waren. Es wäre zwar denkbar, dass Wally einfach Papier für andere Zwecke gebraucht hat, aber es erscheint doch wahrscheinlicher, dass sie ihre Eintragungen auf den letzten Seiten später bedauert und sie deshalb vernichtet hat.

61 AUH, Vorlesungs-Verzeichnis, 1938-1945. Die Hohenheimer SS-Mitglieder Erhard Jung und Gustav Rösch meldeten sich freiwillig an die Ostfront. Richard Vogel, der Rösch ersetzte, war weder Partei- noch SS-Mitglied. Diese Information verdanke ich Dr. Anja Waller und Dr. Ulrich Fellmeth.

KAPITEL 9 BIERFLASCHEN

1 NAP, ŪRP, Kart. 92, sign. Z Pers. I, Abrechnung von RGs Umzugskosten, Schreiben von RG an Schenker & Co., 1. April und 9. Juli 1943; Erörterung der Erstattung der Umzugskosten an RG, 13. Oktober 1943.

2 Vor 1939 hiess die Strasse Kotkova, aber während der Besatzungszeit wurde sie wie viele andere Strassen umbenannt.

3 Nach dem Krieg wurde Schleyer einer von Westdeutschlands mächtigsten Industriellen. Im September 1977 entführte ihn die

- linksradikale Rote Armee Fraktion (RAF), um Gesinnungsgenossen aus dem Gefängnis freizupressen. Als die Regierung die Forderungen ablehnte, wurde Schleyer ermordet, seine Leiche einen Monat später in Frankreich im Kofferraum eines Wagens gefunden. Zu Schleyer siehe: Lutz Hachmeister, *Schleyer. Eine deutsche Geschichte*, München 2006; Alex J. Kay, «Dr. Hanns Martin Schleyer: ‚Ich bin ein alter Nationalsozialist und SS-Führer.‘», in: Wolfgang Proske (Hrsg.), *Täter, Helfer, Trittbrettfahrer*. Bd. 6: *NS-Belastete aus Südbaden*, Gerstetten 2017.
- 4 Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 413; Malte Klein, «Die Nacht vor siebzig Jahren bleibt in Erinnerung», *Stuttgarter Zeitung*, 12. März 2013.
 - 5 Eagle Glassheim, *Cleansing the Czechoslovak Borderlands: Migration, Environment, and Health in the Former Sudetenland*, Pittsburgh 2016, S. 38.
 - 6 Für die Zeugenaussage von Josef Dvorak siehe: [https:// www.pametnaroda.cz/en/dvorak-josef-1919](https://www.pametnaroda.cz/en/dvorak-josef-1919); Ivan Pfaff: «Erst starben die Studenten...», *Die Zeit*, 17. November 1989.
 - 7 Chad Bryant, *Prague in Black: Nazi Rule and Czech Nationalism*, Cambridge, MA, 2007, S. 88 f.
 - 8 Robert Gerwarth, *Hitler's Hangman: The Life of Heydrich*, New Haven 2011, S. 221.
 - 9 Ebenda, S. 227.
 - 10 News Flashes from Czechoslovakia under Nazi Domination, Release no. 114, Chicago, 5. Januar 1942.
 - 11 Charles R. Shrader, «Lidice Massacre», in: Alexander Mikaberidze, *Atrocities, Massacres and War Crimes: An Encyclopedia*, Santa Barbara 2013, S. 413.
 - 12 Jaroslav Cvancara, in: «Z jevistě na popravitě: Pfiběh herecky Anny Calounové Letenské», in: *Pamět' a dějiny*, Bd. 3, Nr. 2, 2009, S. 101-15. Eine ähnliche Beschreibung der Hinrichtung,

- siehe: Rothkirchen, *The Jews of Bohemia and Moravia*, S. 155.
- 13 Gerwarth, *Hitler's Hangman*, S. 227.
- 14 Neil Short, *Kill Hitler: Operation Valkyrie 1944*, Oxford 2013, S. 50. Im Sommer 1943 hatte die Waffen-SS 19'389 Mitglieder im Protektorat. Petr Kahak und Jan Vajskebr, «Waffen-SS v Protektoráty Cechy a Morava», in: *Historic a vojenství*, Bd. 3, 2005, S. 72-81.
- 15 Der Mediziner Dr. Erwin Weinmann gab seine Anstellung in den Universitätskliniken Tübingen 1936 auf und ging zum SD ins «Hotel Silber» nach Stuttgart. Er war bis Mai 1945 in Prag – seitdem verschollen – und wurde am 9. Juni 1949 vom Amtsgericht Reutlingen für tot erklärt. 1968 hatte das Bundesamt für Verfassungsschutz die Vermutung, dass er als Berater der ägyptischen Polizei in Alexandria tätig sei. Siehe: Callum MacDonald und Jan Kaplan, *Prague: In the Shadow of the Swastika, A History of the German Occupation, 1939-1945*, Wien 2001, S. 88; Wildt, *Generation des Unbedingten*, S. 738.
- 16 ABS, 2M: 11034, Archiv des Prager Innenministeriums, Akte über Dr. Anne-Marie Dietlová, August 1945.
- 17 NAP, Archiv des Deutschen Staatsministeriums, 110-7-55 (69 und 85), Liste der deutschen Beamten in der SS, 22. März 1945. Manche von Griesingers Kollegen hatten auch hohe SA-Ränge. Wilhelm Dennler, eine weitere führende Figur im Ministerium, war einer der 336 Männer, die den Rang eines SA-Brigadeführers erreichten.
- 18 Schmöllers Nazi-Vergangenheit wurde erst 1967 von dem schwedischen Magazin *Tidsignal* aufgedeckt. ABS, 107-8-30. Adressverzeichnis der deutschen SS-Beamten in Prag vom 22. März 1945. Ein weiteres Beispiel ist Hanns Martin Schleyer (s. o.).

- 19 Siehe: *Der Neue Tag* und *Prager Abend*, 8. März und 9. April 1943. Viele Veranstaltungen, besonders Vorträge von prominenten Parteiführern, fanden im Deutschen Haus, einem traditionellen Zentrum des deutschen Lebens in Prag statt.
- 20 Bryant, *Prague in Black*, S. 179.
- 21 Gerwarth, *Hitler's Hangman*, S. 263-270.
- 22 ABS, Archiv des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit (MHP), Akte 305-701-4, Verhör von Walter Bertsch nach dem Krieg; NAP, ÚRP, Kart. 67, Organigramm des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit aus dem Jahr 1943. Von den 125 Deutschen waren 93 Reichsdeutsche wie Griesinger, 32 waren Deutsche, die aus dem Protektorat stammten.
- 23 Bryant, *Prague in Black*, S. 182.
- 24 Siehe: «Forerunners of Herbert Kappler», in: *Czechoslovak Life*, Bd. 1, 1978, S. 29; MacDonald und Kaplan, *Prag*, S. 88.
- 25 NAP, ÚRP, Kart. 66 und 67, Personalverzeichnis und Organigramm des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit. Das Ministerium lag an der Ecke Dvorak Ufer und Berliner Strasse (heute Revolucni). Heute befindet sich hier das Ministerium für Industrie und Handel der Tschechischen Republik.
- 26 Die Länge seiner Dienstreisen ausserhalb von Prag lässt sich anhand der Stempel in seinem Pass nachvollziehen.
- 27 NAP, MHP, 782/0/1, Box 197, Schreiben an RG von Kollegen im Ministerium, Unternehmen und Wirtschaftsorganisationen vom 3., 4., 16., 19. und 29. Februar 1944. Die Bierflaschen waren natürlich nur *ein* Problem, mit dem Griesinger sich auseinandersetzen musste. Er war ständig mit vielen Dingen gleichzeitig beschäftigt. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Im Februar 1944 suchte er zum Beispiel verzweifelt nach Schleifscheiben. Siehe: NAP, MHP, 782/0/1, Box 197, Zeitungsausschnitte *Deutscher Reichsanzeiger* und *Preussischer Staatsanzeiger* vom

7. Februar 1944, und Brief von RG an einen Kollegen im Ministerium vom 21. Februar.
- 28 Patrick Crowhurst, *Hitler and Czechoslovakia: Domination and Retaliation*, London 2013, S. 152 ff.; Sarka Jarska, «Tschechen als Zwangs- und Sklavenarbeiter im Zweiten Weltkrieg», in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien 2008, S. 45-54; Alena Wagnerova, «Sie nannten es ‚Totaleinsatz‘», *Der Freitag*, 8. September 2000.
- 29 Bryant, *Prague in Black*, S. 182.
- 30 Jarska, «Tschechen als Zwangs- und Sklavenarbeiter im Zweiten Weltkrieg», in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien 2008, S. 50.
- 31 Crowhurst, *Hitler and Czechoslovakia*, S. 165 f.
- 32 Oliver Rathkolb, «Forced Labour in Industry», in: Jörg Echternkamp (Hrsg.), *Germany and the Second World War*, Bd. IX/II, Oxford 2014, S. 709.
- 33 Christian Goeschel, *Suicide in Nazi Germany*, Oxford 2009, S. 135.
- 34 Jarska, «Tschechen als Zwangs- und Sklavenarbeiter im Zweiten Weltkrieg», in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien 2008, S. 51.
- 35 Bryant, *Prague in Black*, S. 195.
- 36 NAP, MHP, 782/0/1, Box 197, Bericht über eine Besprechung am 8. September 1944.
- 37 Ebenda, 782 Dodatky II, Box 57, Brief von Anton Beran an RG, 8. Mai 1944; Brief von Anton Beran an Karl Hermann Frank,

8. Mai 1944; Notizen und Berichte von RG über Berans Firma, Juli 1944, 7. und 29. März 1945.
- 38 Brief von Walter Bertsch an das Ministerium für Sozial- und Gesundheitsverwaltung in Prag, 17. April 1941, zit. in: Gruner, *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren*, S. 170.
- 39 Gruner, *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren*, S. 193.
- 40 Siehe: Rothkirchen, *The Jews of Bohemia and Moravia*, 242; siehe auch: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-concentrationtransit-camp-for-german-and-austrian-jews?series=18010>
- 41 Rothkirchen, *The Jews of Bohemia and Moravia*, S. 116 u. S. 133; Jan Lanicek, *Czechs, Slovaks and the Jews, 1938-48: Beyond Idealisation and Condemnation*, London 2013, S. 81.
- 42 Wolf Gruner, *Jewish Forced Labor under the Nazis: Economic Needs and Racial Aims, 1938-1944*, Cambridge 2006, S. 169-173. Siehe auch: Ders., *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren*, S. 276.
- 43 Gruner, *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren*, S. 273.
- 44 NAP, MHP, 782/0/1, Box 197, Schreiben des Produktionskomitees Keramik, Steine, Erden an RG, 20. September 1944. Als die Rote Armee auf Prag vorrückte, deportierten die deutschen Behörden die noch verbliebenen Juden nach Theresienstadt. Die meisten waren jüdische Zwangsarbeiten Siehe: Rothkirchen, *The Jews of Bohemia and Moravia*, S. 133.
- 45 Bryant, *Prague in Black*, S. 184.
- 46 Statni oblastni archiv v Litomeficich, Collection of Nazi Occupational Materials, Box 7, Inventory 27, signature 112- 4742/62-63, von Bertsch vorgelegte Namensliste, 18. Dezember 1944; HStAS, E A3 /150 / 719, Akten des Kultusministeriums, Tele-

- gramm von Bertsch an Dr. Bauer, 20. Februar 1945; Brief vom Kultusministerium an die Regierung von Nordwürttemberg, 22. Mai 1956.
- 47 NAP, ÜRP, Kart. 92, sign. Z Pers. I, Abrechnung der Umzugskosten von RG von Hohenheim nach Prag, 1943.
- 48 Zu den drei wichtigsten Ernennungen gehörten Hans von Watter, Walther Fuchs und Gustav von Schmöller. Siehe: Frank Raberg, «Das Aushängeschild der Hitler-Regierung: Konstantin Freiherr von Neurath, Aussenminister des Deutschen Reiches (1932-1938)», in: Michael Kissener und Joachim Scholtyseck (Hrsg.), *Die Führer der Provinz: NS-Biographien aus Baden und Württemberg*, Konstanz 1997, S. 507.
- 49 Schon vor der Besetzung wurden in Prag mehr deutsche als tschechische Filme gezeigt. Im Krieg wurde die tschechische Filmindustrie stark zensiert und eingeschränkt, sodass sie fast verkümmerte. Siehe: Peter Demetz, *Mein Prag. Erinnerungen 1939-1945*, 2. Auflage, Wien 2019, S. 317 ff.
- 50 Stargardt, *Der deutsche Krieg*, S. 28.
- 51 Heydrich hatte den Plan, Böhmen und Mähren nach dem Endsieg vollständig zu germanisieren. Jener Teil der tschechischen Bevölkerung, den er für «rassisch wertvoll» hielt, sollte nach dem Krieg bleiben dürfen, alle anderen sollten vertrieben oder getötet werden. Er erwartete, dass etwa 50 Prozent der Bevölkerung germanisiert werden könnten, ein weit höherer Anteil als in den anderen besetzten Gebieten. Nur drei Prozent der Polen und Russen hätte man dieses Privileg zuteilwerden lassen. Zu den vorbereitenden Massnahmen gehörten möglicherweise auch die Röntgenreihenuntersuchungen, die er im Frühjahr 1942 in den tschechischen Schulen durchführen liess. Offiziell ging es darum, die Tuberkulose einzudämmen, aber zu den Ärzteteams, die mit den fünf mobilen Röntgeneinheiten in Marsch gesetzt werden, ge-

hörten immer auch Rassekundler. Siehe: Tara Zahra, *Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900-1948*, Ithaca, NY, 2008, S. 176-181 u. S. 231-252. Es ist mir nicht gelungen zu ermitteln, in welche Schule bzw welchen Kindergarten die Griesingers ihre Kinder geschickt haben. Die Archive und Schülerverzeichnisse der Grundschulen in der Nähe ihres Hauses in Bubenec sind nicht erhalten. Es ist denkbar, dass Jutta eine Schule an der Bila Ulice (Weissstrasse) besucht hat. Bei der Archivarin Petra Krátkâ möchte ich mich dafür bedanken, dass sie im Prager Stadtarchiv sämtliche Grundschulen für mich überprüft hat.

- 52 Siehe: GFA, AGs letzter Brief an seinen Sohn, 29. März 1945.
- 53 MacDonald und Kaplan, *Prague*, S. 137 f.; Bryant, *Prague in Black*, S. 73.
- 54 NAP, Domovni arch PR H-EO 1420/5, Prague VI Bubenec, Zitkova Nr. 749.
- 55 *Der Neue Tag* 20. Juni 1943, S. 8.
- 56 NAP, Domovni arch PR II-EO 1420/5, Prague VI Bubenec, Zitkova Nr. 749.
- 57 Statni oblastni' archive v Plzni, Anna K/s Anmeldung bei der Polizei in Pilsen, 10. September 1945; NAP, Meldekarte mit den Adressdaten von Anna K. und Josef K. bei der Polizei in Prag, 11. Februar 1950.
- 58 NAP, Karteikarte mit der Anmeldung von Anna K. und Josef K. Sie waren sogar 1983 noch im Prager Telefonbuch verzeichnet, ein Exemplar findet sich im Archiv hlavního města Prahy (Prager Stadtarchiv). Die Informationen über die Dlouha Strasse in den Fünfzigerjahren verdanke ich Jakub Benes.
- 59 Ferdinand Schaal, der Befehlshaber der Wehrmacht in Böhmen und Mähren und einer der Mitverschwörer des 20. Juli 1944,

sollte führende NS-Funktionäre in Prag verhaften. Siehe: Peter Hoffmann, *The History of the German Resistance, 1933-1945*, 3. Aufl., Montreal/Kingston 1996, S. 461 ff. Siehe auch: Peter Hoffmann, *Stauffenberg*, S. 436 u. S. 447 f.

- 60 Florian Huber, «*Kind, versprich mir, dass du dich erschießt.*». *Der Untergang der kleinen Leute 1945*, Berlin 2015, S. 51 f, S. 88, S. 125 u. S. 236 f.

KAPITEL 10 DER MANN AUF DER BAHNHOFSTRASSE

- 1 MacDonal und Kaplan, *Prague*, S. 140 u. S. 148. Adolf Griesinger erwähnt Juttas Brief in seinem eigenen Brief an RG vom 29. März 1945.
- 2 Christian Falvey, «The Bombing of Prague from a New Perspective», *Radio Prague International in English*, 13. Dezember 2011, siehe: <https://www.radio.cz/en/section/czech-history/the-bombing-of-prague-from-a-new-perspective>
- 3 AG erwähnt Roberts Teilnahme am Volkssturm in seinem Brief an RG vom 29. März 1945.
- 4 ABS, MHP, File 305-701-4, Verhör von Walter Bertsch nach dem Krieg.
- 5 Tubach, *German Voices*, S. 177. Die Einzelheiten über Giselas Flucht mit den Kindern beruhen auf meinen Gesprächen mit Jutta Mangold und Barbara Schlegel.
- 6 Siehe: Richard Bessel, «The Shadow of Death in Germany at the End of the Second World War», in: Alon Confino, Paul Betts und Dirk Schumann (Hrsg.), *Between Mass Death and Individual Loss: The Place of the Dead in Twentieth-Century Germany*, New York 2008, S. 52. Die aktuellste Zahl von 82'000 in den letzten drei Monaten entnehme ich: Richard Overy *The Bombing War. Europe 1939-1945*, London 2013, S. 476.
- 7 Der Angriff auf Pforzheim zählte – gemessen an der Opferzahl

- zu den schlimmsten Luftangriffen während des alliierten Bombenkrieges. Siehe: Overy, *The Bombing War*, 396 f.
- 8 Zu den Flüchtlingen im nahegelegenen Rohrdorf gehörte 1944 auch Roderick Stackeiberg, der sich gut an die Wurm- und Läuseplage erinnert. Roderick Stackeiberg, *Out of Hitler's Shadow: Childhood and Youth in Germany and the United States, 1935-67*, Bloomington 2010.
- 9 Interview mit Werner Herzog in: Paul Cronin (Hrsg.), *Herzog on Herzog*, London 2002, S. 5.
- 10 Petra Goedde, *GIs and Germans: Culture, Gender, and Foreign Relations, 1945-1949*, New Haven, CT, 2003, S. 88 f.
- 11 Peter H. Merkl, *Small Town and Village in Bavaria: The Passing of a Way of Life*, New York 2012, S. 27; Adam R. Seipp, *Strangers in the Wild Place: Refugees, Americans, and a German Town, 1945-1952*, Bloomington 2013, S. 4 8.
- 12 Perry Biddiscombe, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement, 1944-1946*, Cardiff 1998, S. 187 f.
- 13 Eine Zeit lang verliessen sich die Amerikaner auch auf die Übersetzertätigkeit von Hauptsturmführer Lothar Schmidt, der in Prag ebenfalls im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit tätig und als SD-Mann besonders rücksichtslos gegenüber der tschechischen Bevölkerung gewesen war. Er war unerkannt aus Prag geflohen und untergetaucht. Im August 1945 wurde er enttarnt und an die tschechischen Behörden überstellt. Siehe: ABS, MHP, File 305-311-2, Lothar Schmidts Nachkriegsakte; MHP 315-49-35, mit Angaben über seine Rolle im SD.
- 14 Frederick L. Schuman, «Czechoslovakia», in: Charles Earle Funk (Hrsg.), *The New International Year Book 1944*, New York 1945, S. 164.
- 15 Frommer, *National Cleansing*, S. 25, S. 35 u. S. 42.
- 16 Bryant, *Prague in Black*, S. 239.

- 17 Eagle Glassheim, «The Mechanics of Ethnic Cleansing: The Expulsion of Germans from Czechoslovakia, 1945-1947», in: Philipp Ther und Ana Siljak (Hrsg.), *Redrawing Nations: Ethnic Cleansing in East-Central Europe, 1944-1948*, Oxford 2001, S. 206; R.M. Douglas, *Orderly and Humane: The Expulsion of the Germans after the Second World War*, New Haven 2012, S. 96 f.
- 18 Artikel von Jan Puhl in: *Der Spiegel*, 2. Juni 2010; <http://www.spiegel.de/international/europe/massacre-in-czechoslovakia-newly-discovered-film-shows-post-war-executionsa-698060.html>
- 19 Emil Fränzel, *Die Vertreibung. Sudetenland, 1945-1946*, München 1980, S. 395. Bezieht sich auf die Schliessung der Rot-Kreuz-Stationen für Deutsche. Fränzels Bericht muss mit Vorsicht betrachtet werden, da er das Ausmass der Gewalt gegen Deutsche gelegentlich übertreibt.
- 20 Wolfram Angerbauer, *Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1952*, Stuttgart 1996, S. 571.
- 21 NAP, PR II-EO 1420/5. Diese Information findet sich auf RGs Meldeformular bei der Prager Stadtpolizei.
- 22 Um nur ein Beispiel zu nennen: Am 26. April 1945 vernichtete der SS-Hauptsturmführer Hans Ernst Schneider, der in Berlin bei der SS-Forschungsgemeinschaft Ahnenerbe gearbeitet hatte, seine Papiere und tarnte sich mit dem Namen Hans Schwerte. Er machte eine glänzende Karriere als Hochschullehrer, bis seine Vergangenheit 1995 aufgedeckt wurde. Siehe: Bernd A. Rusinek, «Von Schneider zu Schwerte. Anatomie einer Wandlung», in: Wilfried Loth und Bernd A. Rusinek (Hrsg.), *Verwandlungspolitik der NS- Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, Frankfurt / M. 1998, S. 143-180.

- 23 ABS, 2M: 11 034, Dokumente des Prager Innenministeriums, Akte Dr. Anne-Marie Dietlová, August 1945. Dr. Anne-Marie Dietlová hatte als leitende Angestellte des Zentralverbandes der Industrie im Protektorat nahezu täglich Kontakt mit dem Ministerium für Wirtschaft und Arbeit. Sie kannte Griesinger; sein Name erscheint auf einer Liste von Ministerialbeamten, die sie für die tschechischen Behörden nach dem Krieg zusammenstellte, als sie mit ihrer andert-halbjährigen Tochter im Internierungslager Bystřice als Kollaborateurin verhört wurde.
- 24 NAP, Domovni arch PR II-EO 1420/5, Prag VI Bubeneč, Zít-kova Nr. 749; NAP Polizeidirektion Prag, Allgemeines Regis-ter, Akte von Anna K.; Interview mit Magdalena K., der Tochter von Anna K.
- 25 Ich danke Ivana Dejmková sehr für diese Informationen.
- 26 Frommer, *National Cleansing*, S. 53.
- 27 Ebenda, S. 55.
- 28 Douglas, *Orderly and Humane*, S. 132.
- 29 Frommer, *National Cleansing*, S. 54 ff.; Glasheim, *Cleansing the Czechoslovak Borderlands*, S. 47 f.; Douglas, *Orderly and Humane*, S. 141 f.
- 30 Siehe: Frommer, *National Cleansing*, S. 53 f.
- 31 Douglas, *Orderly and Humane*, S. 144.
- 32 Matthew Frank, *Expelling the Germans: British Opinion and Post-1945 Population Transfer in Context*, Oxford 2007, S. 184.
- 33 Douglas, *Orderly and Humane*, S. 145.
- 34 Ich war 2017 in Prag. Die Personenstandsbücher werden erst nach 2020 zur Einsicht freigegeben.
- 35 Diese Information verdanke ich Ivana Dejmková.
- 36 Frommer, *National Cleansing*, S. 56 u. S. 116 f.
- 37 Ich danke den zahlreichen Archivaren und Lokalhistorikern, die mir von dieser und ähnlichen Tötungen von deutschen

Patienten in Krankenhäusern im Frühjahr und Sommer 1945 berichtet haben. Siehe auch: Tomas Staněk, *Verfolgung 1945. Die Stellung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien (außerhalb der Lager und Gefängnisse)*, Köln 2002, S. 95; Igor Lukes, *On the Edge of the Cold War: American Diplomats and Spies in Postwar Prague*, Oxford 2012, S. 50.

38 Gegenwärtig wird versucht, in Ďáblice die Gräber von 40 Babys zu finden, die im Pankrac-Gefängnis von tschechischen Müttern geboren wurden und bald darauf starben, weil sie nicht richtig versorgt wurden. Die Wissenschaftler und Aktivisten, die sich mit Ďáblice beschäftigen, wollen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit vor allem auf die Grausamkeit richten, mit der die Nachkriegsregierung tschechische Bürger behandelt hat. Die Massengräber von deutschen Opfern interessieren nur nachrangig, und Jaroslav Cvancara, Jifi Linek, Jifi Padevět oder andere von mir befragte Experten wussten nichts über deutsche Massengräber.

39 Diese Information verdanke ich Jifi Linek.

KAPITEL 11 GISELA GING TANZEN

1 Norman M. Naimark, *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945-1949*, Berlin 1997, S. 167 f.

2 Siehe: Katharina Tumpek-Kjellmark, *From Hitler's Widows to Adenauer's Brides: Towards a Construction of Gender and Memory in Postwar West Germany, 1958-1965*, Diss., Cornell University 1994, S. I. Die folgenden Einzelheiten über das Leben von Gisela und ihren Kindern nach dem Krieg verdanke ich den Gesprächen mit Jutta Mangold und Barbara Schlegel.

3 Mit dem Fall von Friedrich Nottebohm müssen sich bis zum heutigen Tage weltweit viele Jurastudenten auseinandersetzen, da

dem Prozess eine wichtige Bedeutung im Hinblick auf das Konzept der Staatsbürgerschaft zugerechnet wird. Das Verfahren fand 1955 vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag statt. Der damals 24-jährige Friedrich Nottebohm hatte Hamburg 1905 verlassen und sich seinen zwei Brüdern angeschlossen, die in Guatemala die Firma Nottebohm Hermanos leiteten. Nachdem er fast 35 Jahre als Deutscher in Guatemala gelebt hatte, war er zufällig bei Giselas Vater in Liechtenstein gewesen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Im Oktober 1939 erlangte er die Staatsbürgerschaft von Liechtenstein und büsste damit die deutsche automatisch ein. Im Jahre 1943 wurde sein Besitz in Guatemala von den Behörden beschlagnahmt. Auf Betreiben der USA wurde er in die Vereinigten Staaten deportiert und zweieinhalb Jahre lang in ein Internierungslager gesperrt. Nach dem Krieg verwehrte man ihm die Wiedereinreise nach Guatemala und er ging zurück nach Liechtenstein. 1951 entschloss sich das Land zur Klage vor dem Internationalen Gerichtshof, weil Guatemala einen seiner Bürger zu Unrecht enteignet und deportiert hatte. Der Gerichtshof musste klären, ob Guatemala Nottebohms Staatsbürgerschaft hätte anerkennen müssen. Liechtenstein verlor den Fall, das Gericht entschied, dass Nottebohm «keine echte Beziehung» zu dem Land habe. Seither wird die Staatsbürgerschaft grundsätzlich von einer «echten Beziehung» abhängig gemacht, wenn man diplomatischen Schutz beanspruchen will.

- 4 Jutta erinnerte sich sehr lebhaft an Friedrichs Tod im Jahre 1962, weil ihre Mutter ihr bei dieser Gelegenheit eine verblüffende Mitteilung machte: «Mein wahrer Vater ist tot», sagte Gisela. Dies war der erste Hinweis darauf, dass Gisela den Verdacht hegte,

dass sie das Ergebnis einer ausserehelichen Affäre zwischen Friedrich Nottebohm und ihrer Mutter Harriet war.

5 Siehe: Norman Ohler, *Der totale Rausch. Drogen im Dritten Reich*, Köln 2015.

6 StAL, EL 902/20 Bü 91743. Entnazifizierungsakten, Akte von WG. Brief von RA Schmid, 5. Dezember 1947.

7 *Stuttgarter Nachrichten*, 22. November 1947, 4, Nachruf auf AG.

8 Peter Sichrovsky, *Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien*, Köln 1987, S. 13.

9 Siehe dazu: Welzer, Moller und Tschuggnall (Hrsg.), *«Opa war kein Nazi»*.

DANKSAGUNG

Ohne die freundliche Unterstützung und das Verständnis der Familie Griesinger wäre dieses Buch nie entstanden. Mein Dank gilt vor allem Robert Griesingers Töchtern Jutta Mangold und Barbara Schlegel, die einem Fremden grosszügig ihr Herz und ihre Lebensgeschichte geöffnet haben, als er ihnen schwierige Fragen nach der Vergangenheit ihrer Familie gestellt hat. Von Herzen danken möchte ich auch Jochen und Irmela Griesinger, die mir einen grossen Schatz an Briefen, Dokumenten, Fotografien und Tagebüchern zur Geschichte ihrer Familie zur Verfügung gestellt haben. Fritz Schlegel möchte ich dafür danken, dass er mich bei den Gesprächen mit Barbara so hervorragend bewirte hat. Besonderen Dank schulde ich Eda Vendysova Bakalarova, Anna Marhold und Nathan Marhold, ohne deren unermüdliche Grosszügigkeit dieses Buch unvollständig geblieben wäre. Meine Nachforschungen in sieben Ländern haben meinen Respekt für Archivare und Bibliothekare noch einmal gewaltig gesteigert. Ich möchte mich sehr herzlich bei den stets hilfsbereiten und freundlichen Mitarbeitern der verschiedenen Institutionen bedanken, mit denen ich im Zuge meiner Recherchen zu tun hatte. Das gilt insbesondere für das Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde; das Staatsarchiv Ludwigsburg; das Hauptstaatsarchiv, das Stadtarchiv und die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart; das Archiv bezpecnostnich slozek, Prag; das Notarial Archives Research Center, New Orleans, und die Hoover Institution Library, Stanford. Vlasta Městánková (vom Nationalarchiv, Prag) und Mary Lou Eichhorn (The Williams Research Center, THNOC, New Orleans) verdienen besondere Erwähnung und Dank, weil sie mich auf wichtiges Archivmaterial hingewiesen haben, und das gilt auch für Mary Munill von der Stanford-

Bibliothek, die auch noch die unwahrscheinlichsten Bücher und Dokumente für mich herbeigezaubert hat.

Auf die Griesinger-Dokumente wurde ich während meines Aufenthalts als Max Weber Postdoctoral Fellow am European University Institute in Florenz aufmerksam. Ohne Justin Valaseks freundliche Bereitschaft, immer neue Abendessen mit mir zusammen zu organisieren und in unserer Wohnung in der Via dei Macchi endlose Gespräche über Griesinger zu führen, hätte diese Geschichte wohl nie das Licht der Welt erblickt. Meine Dank gilt auch allen anderen Freunden und Kollegen in Florenz und andernorts, die Zeit und Mühe investiert haben, um die Briefe und Dokumente der Griesinger-Familie zu entziffern und zu übersetzen: Birgit Apitzsch, Christine Brocks, Max Derphal, Sabine Hanke, Lucia van Kaick, Stefan Lamp, Jannis Pagniotidis, Lea Pao, Philipp Rehm, Erika Rubesova, Luca Scholz, Jenny Simon und Andrea Wechsler, Sean Williams und Benjamin Ziemann. Besonderer Dank gilt Maren Frömel, die mehr Dokumente der Nazi-Zeit entziffert hat, als sie jemals wollte. Bei meinen Reisen auf der Spur von Robert Griesinger habe ich sehr viel grosszügige Hilfe, Beratung und Gastfreundschaft erfahren. Besonders danken möchte ich Erin Albritton, Sigrid Brüggemann, Rob Cameron, Jaroslav Cvancara, Ivana Dejmkova, Anna Magdalena Elsner, Dr. Ulrich Fellmeth, Charles Gottlieb, Holger zur Hausen, Alena Kamenova, Daniela Karasova, Petra Krátká, Eduard Kubü, Stefanie Leisentritt, Jiri Linek, Peter Lundgren, Roland Maier, Jaroslava Milotova, Heribert Möhres, Melanie Moll, Melissa Monica, Dr. Roland Müller, Josef Nassl, Greg Osborn, Jifi Padevët, Sharon Quiachon-Bechmann, Udo Rauch, Sally Reeves, Irina Renz, Jakob Roesler, Katerina Santurova, Eva Skvârovâ, Vincent Slatt, Barbora Stolleova, Judit Vamosi, Tereza Vlâsková, Dr. Anja Waller, Marina Wyler und Sarka Zouzalikova. Überdies stehe ich in der Schuld zahlreicher Gelehrter,

Kollegen und Freunde auf der ganzen Welt, deren nützliche Hinweise, deren Freundlichkeit und Entgegenkommen mir mehr bedeuten, als sie wahrscheinlich glauben: Laura Almagor, Arthur Asseraf, Jaromir Balcar, Antony Beevor, Jakub Benes, Jane Caplan, Tom Carey, Giovanna Ceserani, Rebecca Clifford, Martin Conway, Chris Dillon, Eugenio Donadoni, Rowan Dorin, Laura Lee Downs, Charlotte Fonrobert, Ben Frommer, Alexandra Garbarini, Robert Gildea, Emanuela Grama, Abigail Green, Wolf Gruner, Anna Hâjková, Karen Harvey, Jacqueline Heaton, Alma Heckman, Alice Kaplan, Alexander Kruglov, Glenn Kurtz, Jan Lanicek, Lisa Leff, Philippa Levine, Mary McLeod, Jürgen Matthäus, Andrea Mehrländer, Douglas G. Morris, Dirk Moses, Eliot Nidam Orvieto, Philipp Nielsen, Dieter Pohl, Felix Römer, Sandrine Sanos, Suzanne Schneider, Laura Schor, Stefanie Schüler-Springorum, Ben Shepherd, Anne Simonin, Martin Smok, David Stahel, Elli Stern, Elizabeth St George, Susan Rubin Suleiman, Fritz Tubach, Anna von der Goltz, Martha Weinman Lear, Natasha Wheatley, Tara Zahra and Volker Zimmermann. Besonderen Dank verdienen Hanna Diamond für ihre Anleitung und ihren Einsatz; Aaron Rodrigue für seine Grosszügigkeit, die mir erlaubte, ein Jahr an der Universität Stanford zu verbringen, wo der grösste Teil dieses Buches geschrieben wurde; und Talz Leman, dessen Schwimmunterricht es gelegentlich möglich machte, das «Dritte Reich» zu vergessen.

Das meiste schulde ich meiner unmittelbaren Umgebung: Ich bin sehr dankbar für die anregende und kollegiale Atmosphäre des Departments of History an der Universität Sheffield. Namentlich denke ich dabei an: Rebecca Freeman, Julie Gottlieb, Dina Gusejnova, Eirini Karamouzi, Sarah Miller-Davenport, Caoimhe Nic Dháibhéid und Mary Vincent, aber mein Dank gilt auch allen anderen, die eine beispielhafte akademische Gemeinschaft bilden. Die School of History an der Queen Mary University of London, wo ich seit September

2019 ein neues Zuhause gefunden habe, verdient ebenfalls grossen Dank dafür, dass sie mir in den letzten Phasen der Entstehung dieses Buches eine so einladende und anregende Umgebung geboten hat. Für die ebenso gründliche wie nützliche Prüfung von Teilen meines Manuskripts und des dazugehörigen Exposés bin ich Hadley Freeman, Adam Freedman, Ann Jefferson und Anne Sebba zu Dank verpflichtet. Marion Kaplan, Sue Vice und Gerhard Wolf haben geduldig das ganze Manuskript durchgepflügt und haben mir viel einfühlsames Feedback gegeben. Ihre Bemühungen haben das Buch sehr verbessert, aber sie sollten in keinem Fall verantwortlich für etwaige Mängel gemacht werden.

Meinem Agenten Peter Straus habe ich für wertvollen Rat und grosse Unterstützung zu danken, dasselbe gilt für das Team von Rogers, Coleridge and White, besonders Matt Turner. Dank schulde ich auch Lionel Leventhal, Michael Leventhal und Naomi Tongue für ihre Hilfe bei der Gestaltung des Exposés. In Bea Hemming habe ich eine äusserst fähige und liebenswürdige Lektorin gefunden. Und bei Jonathan Cape bin ich allen zu Dank verpflichtet, die sich um die Drucklegung und die Verbreitung des Buches verdient gemacht haben: Marigold Atkey, Darren Bennett, Monique Corless, Mandy Greenfield, Daisy Watt. Ich möchte auch Lutz Wolff für die Sorgfalt danken, mit der er dieses Buch ins Deutsche übersetzt hat. Mein Dank gilt ebenso Brigitte Hellmann, Tobias Rinn und dem gesamten Team bei dtv.

Auf der anderen Seite vom Grossen Teich möchte ich meiner amerikanischen Agentin Melanie Jackson und meinem Lektor Paul Whitlatch danken. Auch David Lamb und Carrie Napolitano von Hachette bin ich für ihre redaktionelle Betreuung sehr dankbar. Viele wunderbare Freunde haben mir – oft ohne es zu wissen – beim Schreiben dieses Buches geholfen. Mein besonderer Dank gilt Ludivine Broch,

Carolina Corsello, Joey Hasson, Becca Marcus und Eddie Marshbaum, die so viele Stunden, Monate und Jahre über Robert Griesinger mit mir gesprochen und dabei unerschütterliche Unterstützung und Klugheit bewiesen haben. Asher Dresner hat mich auf jedem Schritt meines Weges mit klugen Ratschlägen und unschätzbaren Anregungen begleitet.

Den grössten Dank schulde ich meiner Familie. Besonders meinen Brüdern und meinen Grosseltern möchte ich für ihre Ermutigung und Anregung, Zuneigung und Beratung danken. Tiefen Dank schulde ich auch meinen Schwiegereltern Toni und Robert Marcus für ihre Unterstützung und Motivation; sie, die Schwestern meiner Frau und ihre Familien haben mich mit grosser Freundlichkeit und Grosszügigkeit in den Marcus-Clan aufgenommen. Der Dank, den ich meinen Eltern schulde, ist grenzenlos. Mein Vater verdient grossen Dank für seinen Humor und seine Ermutigung. Er erinnert sich wahrscheinlich gar nicht an die Gutenachtgeschichten, die er mir erzählt hat, als ich noch ein Kind war, aber ich habe versucht, in diesem Buch so zu erzählen wie er. Und ich bin dankbar dafür. Meine Mutter war schon immer eine Quelle der Inspiration für mich, sie hat mir beigebracht, viel zu lesen und Einzelheiten genau zu beachten. Ohne ihre vielen Opfer, ihre unwandelbare Liebe und Bereitschaft Scrabble und Boggle mit mir zu spielen, hätte ich nicht das werden können, was ich heute bin.

Das Buch und ich verdanken auch Elizabeth Marcus unendlich viel, die unermüdlich immer neue Fassungen des Textes gelesen und jeden Aspekt mit mir diskutiert hat. Ich bin ihr unendlich dankbar dafür, dass sie mich immer wieder aufgefordert hat, noch tiefer zu graben, noch genauer hinzusehen und meine eigenen Prämissen zu überprüfen. Elizabeths Liebe, ihre Geduld und ihr Lachen haben mir und dem Buch über einige der schwierigsten Strecken des Weges hin-

368 ANHANG

weggeholfen. Danke, EJ! Heute, wo wir ein neues Jahrzehnt beginnen, wünsche ich uns viele, viele Jahre gemeinsamer Abenteuer.

Daniel Lee, London, am Neujahrstag 2020

BILDNACHWEIS

FOTOS

- S. 21 Privatarhiv Jana
- S. 24 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 31 Katalog von Emil Gerstel
(undatiert), Prag, S. 14
- S. 43 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 48 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesingerd
- S. 50 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 61 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 62 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 78 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 83 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 84 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 86 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 93 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 104 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 106 Heinz Howaldt, *Suevia
Tübingen, 1831–1931*, Bd. 1,
Tübingen 1931
- S. 108 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 141 Bundesarchiv, Berlin-
Lichterfelde, R 9361
III/58950
- S. 142 Bundesarchiv, Berlin-Lichter-
felde, R 9361 III/58950
- S. 145 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 156 Stadtarchiv Stuttgart,
F30300
- S. 161 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 165 *Moderne Bauformen*,
September 1936, S. 499
- S. 169 Privatarhiv Helga,
Andrew und Christine
Rothschild
- S. 186 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 191 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 193 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 210 Privatarhiv Peter Jehli
- S. 235 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 238 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 271 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 272 Privatarhiv Barbara &
Fritz Schlegel
- S. 276 Privatarhiv Jutta Mangold
- S. 279 Privatarhiv Jochen &
Irmela Griesinger
- S. 287 Privatarhiv Daniel Lee

KARTEN

- S. 195 Der Weg der 25. Infanterie-
Division in Frankreich 1940
- S. 212 Der Weg der 25. Infanterie-
Division (mot.) in Russland
1941

VERZEICHNIS DER ARCHIVE, SAMMLUNGEN UND BIBLIOTHEKEN

- Archiv bezpečnostních složek (Geheimdienstarchiv Prag)
Archiv hlavního města Prahy (Prager Stadtarchiv)
Archiv der Universität Hohenheim
Archiv des Zeppelin-Gymnasiums (früher Reformrealgymnasium), Stuttgart
Archives Nationales de France (Nationalarchiv, Paris) Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg
Columbia University Law Library, New York
Cornell University Law Library, Ithaca
Daniel E. Koshland San Francisco History Center, San Francisco Library
Derzhavnyi arkhiv Kyivs'koi oblasti (Staatliches Archiv des Oblast Kiew)
Deutsche Dienststelle (WASSt), Berlin
Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart Hoover Institution Library and Archives, Stanford Leo Baeck Institute Archive, Center for Jewish History, New York
Louisiana Research Collection, Howard-Tilton Memorial Library, Tulane University
Narodni archiv v Praze (Nationalarchiv, Prag)
New Orleans Public Library, Louisiana Division/ City Archives & Special Collections, New Orleans
The Notarial Archives Research Center, Civil District Court Building, New Orleans

372 ANHANG

- Private Sammlung von Jochen und Irmela Griesinger
- Private Sammlung von Peter Jehli
- Private Sammlung von Jutta Mangold
- Private Sammlung von Helga, Andrew und
Christine Rothschild
- Private Sammlung von Barbara und Fritz Schlegel
- Staatsarchiv Ludwigsburg
- Stadtarchiv Stuttgart
- Stadtarchiv Tettngang
- Stadtarchiv Tübingen
- Státní okresní archiv Kroměfíz (Staatliches Kreisarchiv Krem-
sier)
- Státní oblastní archiv v Litoměřicích (Staatliches Bezirksarchiv
Leitmeritz)
- Státní oblastní archive v Plzni (Staatliches Bezirksarchiv Pilsen)
- Úřad městské části Prahy i (Zentrales Standesamt von Prag)
- Williams Research Center, The Historie New Orleans Collection,
New Orleans

PERSONENREGISTER

*Robert Griesinger sowie seine Namensvarianten
wurden nicht in das Register aufgenommen.*

A

Adenauer, Konrad 71, 275
Alvensleben, Ludolf-Hermann
von 159, 330

B

Ball, Rudi 150
Beran, Anton 230, 351
Bernett, David 38
Bertsch, Margot 219, 247
Bertsch, Walter 196 f., 219, 224
ff., 231, 233, 258, 340, 350
Bilbo, Theodore 60
Bilfinger, Hermann Freiherr
von 86
Bilfinger, Rudolf 13, 151, 187,
300, 328, 331
Blos, Wilhelm 89
Bonatz, Paul 110
Bormann, Martin (Junior) 9
Brabenec, Karel 220
Brigl, Percy 179
Brookhart, Smith W. (Junior)
151

Brüning, Heinrich 113, 163
Butler, Benjamin Franklin 58
Buxton, Noel 90

C

Chmelnicek, Jiri 254
Chopin, Frédéric 56, 74
Chopin, Kate 58 f.
Chopin, Oscar 59
Christ, Anna 85, 311
Christ, Dunbar 85, 213, 311
Christ, Lillian 85
Christ, Mathilde (geb. Johns)
213, 311

D

Daluege, Kurt 264
Dennler, Wilhelm 226, 349
Destrehan de Beaupré, Jean
Baptiste Honoré 56, 58, 306
Diebitsch, Kurt 12 f.

E

Egloff, Wilhelm 139 f., 326,
330

- Ehrlinger, Erich 110
 Eichmann, Adolf 72, 219 f.,
 290, 327
 Eichmann, Vera 219
 Erb, Karl 160
- F**
- Favre D'Aunoy, Manuela 56
 Favre D'Aunoy, Nicolas 56, 306
 Fellmeth, Ulrich 178 f., 185,
 336, 347, 364
 Filbert, Alfred 160, 300, 331,
 335
 Fiser, Rudolf 220
 Fleischer, Edgar 99, 315
 Frank, Anne 71
 Frank, Hans 70, in, 119, 151,
 328
 Frank, Karl Hermann 221, 230,
 264
 Frank, Otto 72
 Franz, Günther 337
 Frick, Wilhelm 149, 159, 330
 Fuchs, Walther 353
- G**
- Gabcik, Josef 223, 264
 Gaddafi, Muammar 18
 Gedye, Eric 261
 Gerke, Ernst 226 f.
 Gerstel, Emil 30
 Geschke, Hans-Ulrich 221, 226
 Goebbels, Joseph 238, 326
 Golz, Marianne 232
 Göring, Hermann 70
 Griesinger, Adolf 32, 36, 46 f.,
 51, 54, 59 f., 77, 79, 85, 87, 89,
 in, 277, 314, 355
 Griesinger, Albert 42, 46, 49,
 94, 214, 277, 2 93
 Griesinger, Gertraut 277
 Griesinger, Gisela (geb. Notte-
 bohme) 12, 32, 36, 45, 49, 75
 f., 133, 135-I40, I43-I49,
 151, 155, 159 h, 162 f., 166,
 168, 170 ff., 175, 177, 184,
 187, 191 f., 197, 209, 217 f.,
 227, 233 f., 238, 242, 247-
 252, 260, 269 ff., 273 ff., 278,
 281, 291 f., 325 ff., 330 f.,
 345, 355, 359 f
 Griesinger, Irmela 18, 42-52, 75
 ff., 79 f., 95, 103, 178, 263,
 281, 293, 310, 325, 363
 Griesinger, Jochen 17, 40-51,
 75, 77, 80, 103, 178, 263,
 277, 279, 281, 293, 310, 363
 Griesinger, Julius 103
 Griesinger, Julius Adolf
 Freiherr von 103
 Griesinger, Lina (geb. Johns)
 44, 51, 54 ff., 58 f., 77, 85,
 213, 305, 311

PERSONENREGISTER 375

- Griesinger, Robert (Senior) 55, 58 ff., 103, 306 f., 333
 Griesinger, Rolf 277
 Griesinger, Wally 32, 36, 39, 44, 46, 48 f., 66, 75-80, 82 f., 85-90, 92ff., 96 f., 99, 115, 178, 214, 236, 243, 275-279, 281, 293, 314 f., 347
 Grosser, Joachim 36, 136, 160, 185, 191, 233, 235, 247, 249, 252, 273 f., 292
 Grosser, Otto 135 ff., 325
 Gustav Albrecht (Prinz von Sayn-Wittgenstein-Berleburg) 106, 317
 Gustloff, Wilhelm 149
- H**
- Hahn, Dieter 309
 Harster, Wilhelm 13, 72, 132, 155, 162, 187, 300, 310, 329, 331
 Hauck, Hans 57
 Herrmann, Liselotte 152 f.
 Herzog, Werner 250, 356
 Hess, Rudolf 159, 330
 Heydrich, Reinhard 91, 132, 219, 222 f., 225 f., 264, 300, 348, 353
 Himmler, Heinrich 91, 110, 120 f., 127, 132, 136 f., 144, 157, 224, 300, 321
- Hindenburg, Paul von 101, 114f., 126, 173
 Hirsch, Helmut 156
 Hitler, Adolf 11, 13, 34, 37, 47, 67, 77, 102, 109, 113-116, 118 ff., 123-126, 129, 149 f., 158 f., 170, 173, 178, 182, 190, 192, 194, 198, 201, 209, 213 f., 221, 224, 242 f., 300 f., 308, 338
 Hofmann, Franz 121
 Hofmann, Rudolf 121
 Honaker, Samuel W 183
 Honoré, Marshall (Junior) 57f., 60
 Hugenberg, Alfred 116, 119
 Hummel, Walther 99, 316
- J**
- Jagow, Dietrich von 118
 Jana 19 f., 22, 34, 119, 241, 285, 289, 301
 Jan, Julius von 337, 349, 352, 357, 365
 Jaurès, Jean 81
 Jehli, Jürgen 271
 Jehli, Peter 274, 345
 Jehli, Walter 270
 Johns, Albert 58
 Johns, Paul Emile 56, 305
 Jung, Erhard 182, 184, 328, 336 f., 347

376 ANHANG

K

Kaplan, Judy 99
Kapp, Wolfgang 95
Kessler-Reis, Ella 116, 321
King, Joseph 90
Kittel, Gerhard 102
Klemperer, Victor 125, 323, 346
Klett, Arnulf 38, 303
Kubis, Jan 223, 264

L

Laux, Adolf 158
Laveau, Marie 85
Leisentrirt, Stefanie 123
Lenin, Wladimir Iljitsch 81
Liebknecht, Karl 81
Luxemburg, Rosa 81

M

MacDonald, Ramsay 81, 90
Mala, Jarmila 266
Malsen-Ponickau, Erasmus von
158, 160
Mangold, Astrid 282 ff.
Mangold, Herbert 234, 274
Mangold, Jutta (geb. Griesinger)
14 f., 17, 36, 45 f., 51 f., 65-
68, 70, 72-75, 136, 145 ff.,
155, 160, 168, 185, 189, 191,
197, 205, 233-237, 239, 241,
244-250, 252, 256 f., 270 f.,

273 ff., 279-284, 291-294,
325, 354 f., 359 f., 363
Mangold, Michael 279
Manouvrier, George 56, 305
Mattheiss, Hermann 131 f.
Mumm, Reinhard 78, 310, 317
Murr, Wilhelm 40, 320

N

Neurath, Konstantin von 106,
123, 129, 196 f., 221 f., 237
Nottebohm, Friedrich 273, 291,
359 f
Nottebohm, Harriet 273, 325,
361
Nottebohm, Hermann 271, 273,
325

O

Opletal, Jan 221

P

Papen, Franz von 114
Passmann, Arnold 85
Pougatch, Chaim 204
Pougatch Chana 205
Pougatch, Chana 204 f.
Pougatch, Israel 204
Pougatch, Moise 204
Pougatch, Raisa 204
Pougatch, Selman 204

- Pougatch, Tsudik 204 f.
 Prützmann, Hans-Adolf 127, 323
- R**
- Reinhardt, Walther 60, 97
 Renz, Irina 199, 208
 Ribbentrop, Joachim von 70
 Richard (Prinz von Sayn-Wittgenstein-Berleburg) 106 f.
 Rösch, Gustav 347
 Rosenberg, Alfred 158, 338, 346
 Röthke, Heinz 175, 334
 Rothschild, Fritz 164, 171-175, 177, 183, 228, 333 f.
 Rothschild, Hans Erich 172ff., 176
 Rothschild, Helene 164, 171-177, 334
 Rothschild, Helga 172
 Rothschild, Oskar 172
 Rühmann, Heinz 186 f.
- S**
- Sandberger, Martin 110, 328 f.
 Schlegel, Barbara (geb. Griesinger) 14 f., 17, 36, 45 f., 51, 67, 75, 106, 145-148, 189, 191 f., 197, 205, 234ff., 241, 244, 247, 249, 252, 270 f., 273 ff., 277-281, 291 ff., 325, 327, 355, 359, 363
- Schlegel, Fritz 146 ff., 363
 Schleyer, Hanns Martin 219, 254, 347 ff.
 Schmidt, Lothar 356
 Schmöller, Gustav von 224, 349, 353
 Schoetensack, August 111 f.
 Schulz-Dornburg, Rudolf 160
 Seidenros, Nunia 285 f.
 Seidenros, Ryszard 5, 285 f.
 Shaw, George Bernard 87
 Shirer, William 150
 Springer, Eduard 180, 185
 Stahlecker, Luise-Gabriele 219
 Stahlecker, Walter 12, 102, 139 f., 151 f., 155, 162, 187, 204, 209, 218 ff., 291, 300, 326, 329, 331, 345
 Stauffenberg, Alfred von 46
 Stauffenberg, Caroline von 46, 240
 Stauffenberg, Claus von 46, 89, 242
 Stern, Hugo 99
 Stern, Walther 99
 Stöcker, Adolf 78
 Ströbel, Wilhelm 69, 139 f., 166, 326, 328

378 ANHANG

T

Tobel, Erika 83

V

Vamosi, Judit 98

Venzmer, Gerhard 133

Venzmer, Ingeborg 132 f., 136

Venzmer, Marion 292

Veronika 18 ff., 29, 34, 301

Vogel, Richard 347

W

Wacker, Berta 109

Wacker, Paula 109

Wagner, Ernst 166 f., 170

Waller, Anja 179

Watter, Hans von 106, 197, 255,
353

Wedelstädt, Erich von 226

Weil, Else 82

Weinmann, Erwin 110, 224,
349

Wilhelm II. (König von Würt-
temberg) 89, 103, 105

Wilhelm I. (König von Würt-
temberg) 335

EIN VERGANGENES REICH?



ALLE LIEFERBAREN TITEL, INFORMATIONEN UND SPECIALS
FINDEN SIE ONLINE

Auch als eBook

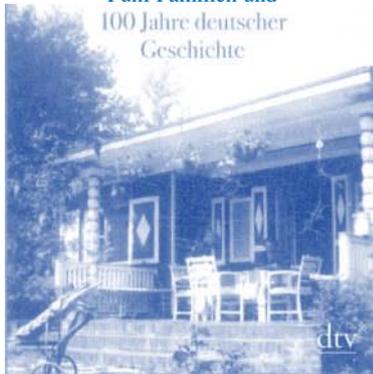
www.dtv.de

«Ein leidenschaftliches
Erinnerungsbuch über
Deutschland.»

Neil MacGregor

Thomas Harding
SOMMERHAUS
AM SEE

Fünf Familien und
100 Jahre deutscher
Geschichte



ALLE LIEFERBAREN TITEL, INFORMATIONEN UND SPECIALS
FINDEN SIE ONLINE

Auch als eBook

www.dtv.de